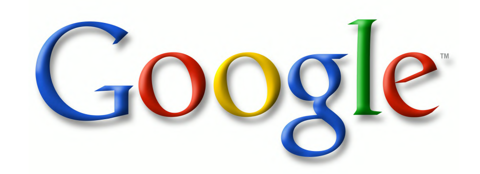


PRO PATRIA

Erlebnisse eines Feldgeistlichen im Kriege 1870/71

von

Dr. Edmund Pfleiderer.

München, bei C. H. Beck.

Erlebnisse

eines

Feldgeistlichen

im Kriege 1870/71

von

Dr. Edmund Pfleiderer,
Professor der Philosophie in Tübingen.



München.
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).
1890.

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Vorwort.

Im Kreise derer, welche heute dem neuerwachten Interesse für das große Jahr des deutsch-französischen Kriegs je vom eigenartigen damaligen Platz und Beruf aus ihre Erlebnisse erzählen, soll und darf auch der Feldgeistliche von 1870 nicht fehlen. Weilte er doch einst als ein gerne gesehener Genosse draußen bei dem Heer; und diejenigen zu Haus dachten nicht minder mit dankbarer Beruhigung an seine Anwesenheit und Mühewaltung unter ihren Söhnen und Brüdern. Durch seine unparteiische Stellung zu den verschiedenen Rangstufen und Dienstzweigen der Armee hatte er mit allen Berührung und daher Gelegenheit zu reichen Erfahrungen. Zwar das eigentlich Fachmilitärische stand seinem halbfriedlichen Amte ferner. Und so werde ich mich im folgenden auf den mehr oder weniger starken Wiederschein zu beschränken haben, welchen jenes selbstverständlich doch auch in mein miterlebendes Bewußtsein und meinen Dienst hereinwarf. Ebenso widerstrebt es meinem Gefühl, das feinst und innerlichst Religiöse aus meiner damaligen Thätigkeit vor die größere Oeffentlichkeit zu ziehen. Dagegen glaube ich, daß außer dem allgemeinen Einblick in unsere gar mannigfache Arbeit gelegentlich ein paar von meinen zu jener Zeit gehaltenen Predigten oder richtiger gesagt Feldreden in kürzerem oder längerem Auszug sich unbeanstandet geben lassen. Als charakteristischer und daher absichtlich unverändert wiedergegebener Ausdruck der Feldstimmung mögen sie ähnlich dem Chor in der Tragödie die Darstellung an hervorragenden Punkten begleiten. Ich will ja weder nach Form, noch nach Inhalt heute mehr für alles einstehen, was oder namentlich wie ich es gesagt. Aber nur in ihrer urwüchsigen Gestalt sind solche Reden die echten Zeugen dessen, wie es uns damals zu Mute war.

Denn um ein treues Stimmungsbild der merkwürdigen Zeit ist es mir überhaupt neben dem voranstehenden festen Kern des Thatsächlichen wesentlich zu thun. Und ich hoffe zu diesem Behuf nicht nur in sittlich-religiöser, sondern auch in allgemeinmenschlicher und kulturgeschichtlicher Hinsicht manches eigentümlich Interessante mitteilen zu können, das ich mit offenem Auge und empfänglichem Gemüt handelnd oder leidend und zuschauend erlebte, während es sich andern Berufsarten vielleicht weniger nahe legte. An meine schon vor 18 Jahren geschriebenen „Erinnerungen und Erfahrungen eines Feldpredigers" (Stuttgart bei Karl Kirn 1874) lehnt sich die jetzige Darstellung nur leicht an. Denn jene waren mit sehr summarischer Behandlung des Thatsächlichen mehr Gedanken über den Krieg, wogegen ich diesmal mit Hilfe meines Tagebuchs und eines sehr getreuen Gedächtnisses für die unvergeßlich eingegrabenen Tage am Leitfaden der vier durchlebten Jahreszeiten vor allem wirkliche Erlebnisse aus dem Feldzug, sei es in ganz bestimmten Einzelzügen oder bei öfters sich Wiederholendem natürlich in zusammenfassender Malung schildern will.

Hiebei gedenke ich fast ausnahmslos ohne ergänzende Anleihen bei fremden Berichten nur Selbsterlebtes zu bringen. Ebendamit ist ein überwiegendes Reden in erster und eigener Person einfach unvermeidbar und vor jedem Unbefangenen gerechtfertigt. Wenn demzufolge zuweilen sogar ganz persönliche Erlebnisse und Stimmungen nicht ausgeschlossen werden, so soll derartiges ohne eine in großer Zeit doppelt unpassende Wichtigthuerei mit Eigenem lediglich als Beispiel so recht aus dem Leben zeigen, wie das Schicksal und der Gang des Ganzen auch ins Einzelne, sei es günstig oder ungünstig, eingriff und was der Betroffene dabei empfand. Mancher wird vielleicht im Spiegel meiner Darstellung eigene ähnliche Erfahrungen wiedererkennen und nochmals durchleben.

Alles in Allem mache ich mir streng nüchterne Wahrheit zur obersten Richtschnur und werde mich vor der Verführerin Kriegsfantasie sorgfältig hüten, welche so leicht und gerne sich und andern ein Gewebe von Dichtung und Wahrheit zurechtmacht. Einen „heiligen" Krieg haben wir gewiß nicht geführt — das gibt es in der Welt nun einmal nicht; aber ebensogewiß war es von Anfang bis zu Ende ein gerechter Kampf. In diesem Sinn und Geist hat ihn der Hauptsache nach das deutsche Heer als feststehende und treue Wacht der bedrohten Heimat mannhaft durchgefochten, und nicht anders habe auch ich denselben von meinem damaligen Standorte aus zu schildern.

Wohl sind gleich einem Reif in der Frühlingsnacht bedenkliche Tage über das junge Deutsche Reich hereingebrochen, gerade wie ich zur Erinnerung an sein großes Geburtsjahr diesen anspruchslosen Beitrag schreibe. Möge derselbe dennoch unter den Fest- und Treugebliebenen freundlichen Beifall finden, bei andern aber durch seine unbefangene und in mehrfacher Hinsicht parteifreie Harmlosigkeit zur baldigen Wiederverständigung unter den parteigetrennten Söhnen eines und desselben Volks mithelfen!

Tübingen, in den Wochen der Reichstagswahl Februar 1890.

Der Verfasser.

Inhalt.

I.

Ausmarsch und erste Feldpastoration noch im Badischen, Juli 1870.

Im Sommer 1870 stand ich bereits seit einiger Zeit als Senior an der Spitze des wenigstens in Schwaben wohlbekannten Repetentenkollegiums am Tübinger evangelisch-theologischen Seminar und konnte also in Bälde meine feste Anstellung als Diakonus hoffen. Denn durch Privatarbeiten ziemlich verspätet gegenüber von dem sonstigen Brauch, hatte ich anfangs Juni jenes Jahres meine zweite theologische Dienstprüfung bestanden, welche ich nur eines merkwürdigen Zufalls wegen erwähne. Es hatte nämlich bei derselben zu einer Zeit, wo bekanntlich noch kein Mensch entfernt an einen Krieg dachte, eine schriftliche Hauptfrage die sittliche Beurteilung des Kriegs zum Gegenstand gehabt. Und so war mir Gelegenheit geworden, meine Anschauungen und Grundsätze in diesem schwierigen Punkt vor der kirchlichen Behörde zu entwickeln, Schreiber wie Leser gleichermaßen ohne Ahnung, wie bald dies Thema aus einer harmlosen Examensfrage zur brennendsten Tages- und Lebensfrage werden sollte!

Ein halbes Jahr zuvor, im Dezember 1869, hatte ich mein Erstlingswerk über den Philosophen Leibniz als Patrioten und Staatsmann, ein Bild aus trübster Zeit, veröffentlicht. Ich brauche kaum ausdrücklich zu bemerken, daß es allerdings veranlaßt war durch die gewitterschwangere Luft, wie sie seit 1866 zwischen Frankreich und Deutschland schwebte, und daß meine Blicke dabei gar oft vergleichend und fragend zwischen der deutschen Schmachzeit in den Tagen eines Ludwig XIV. und

unserer noch im dunkeln Schoß des Schicksals ruhenden nächsten Zukunft hin- und hergingen. Ein interessanter, an das Erscheinen meines Buches sich knüpfender patriotisch-politischer Briefwechsel mit dem französischen Leibnizherausgeber Foucher de Careil, dem späteren Gesandten Frankreichs in Wien hätte mir, wenn ich prophetisch gewesen wäre, als kleines persönlich bedeutsames Wetterleuchten sagen können, wie bald die stillen Gedanken meiner Leibnizstudien in die Wirklichkeit umgesetzt würden. Aber damals sah es ja noch gar nicht darnach aus.

Jetzt kommt um die Mitte des Julimonats jener Blitz aus heiterem Himmel, der für ein volles Jahr die Brandfackel des Kriegs entzündet hat. Mit Alldeutschland wird auch das schwäbische Militär, damals noch als Division, mobilisiert. Und niemand bei uns nahm es leicht, sondern man sagte sich, daß wir schweren Zeiten und blutigen Kämpfen entgegengehen. So galt es für die bevorstehenden tiefernsten Tage die ausrückende Mannschaft neben anderem auch mit Feldgeistlichen zu versehen. Denn es bestand bei uns die Sitte, daß nicht die älteren ordnungsmäßigen Garnisonsgeistlichen des Friedens mitzuziehen hatten, sondern daß man für den eintretenden Kriegsfall Freiwillige aus der jüngeren Theologenschaft zur Bewerbung aufrief.

Als dies im amtlichen Blatt protestantischerseits geschah, meldete ich mich sofort mit Freuden um eine der beiden zunächst vorgesehenen Stellen, gleichviel ob die erste oder die zweite. Denn wer mochte jetzt noch an sich selbst oder an die feste Anstellung zu Hause denken, wo alles zu wanken und von der Stelle gerückt zu werden schien!

Dazu durfte ich mir bei meiner Bewerbung um einen der Feldgeistlichenposten mit gutem Gewissen sagen, daß ich durch eine glückliche Fügung der Umstände in mehrfacher Hinsicht besonders darauf vorbereitet sei und hoffen dürfe, den ernsten Platz erspießlich auszufüllen. Unter anderem hatte ich schon seit einem Jahr als Repetent die Pastoration gerade an der chirurgischen Abteilung des hiesigen akademischen Krankenhauses besorgt und dadurch neben der geistlichen Vorübung die Nerven und Sinne für eine ähnliche Thätigkeit im Feld gehärtet. Insbesondere aber war ich wohl mehr als die meisten der jüngeren Theologen zufälligerweise des Französischen in recht ordentlicher

Weise mächtig, und wie hundertmal ist das mir und dem Amte in diesem Feldzug zu gute gekommen! Denn namentlich auch meine kurz vor dem Krieg abgeschlossenen Arbeiten über Leibnizens deutsch-patriotische, aber meist französisch geführte schriftliche Kämpfe mit dem übermütigen Frankreich Ludwigs XIV. hatten mich vollends in Sprache und Geschichte des abermaligen Feindes gehörig eingeführt.

Selbst ein mehr äußerliches Erfordernis der Bewerbung um den Feldpredigerdienst war glücklich vorhanden: die Fähigkeit des Reitenkönnens. War ich doch von der fröhlichen Studentenzeit her gar wohl im stand, allerdings mehr unverzagt als kunstgerecht ein Rößlein zu tummeln.

Freilich will ich gar nicht verschweigen, daß es mir beim Ausbruch des Kriegs und bei der lodernden Aufwallung der deutschen Jugend sehr lieb gewesen wäre, noch um etwas jünger als bald 28 Jahre alt zu sein. Dann hätte ich das Gewehr als Streitbarer auf die Schulter genommen und wäre so mitmarschiert. Denn wie mich mein hochverehrter älterer Freund, der jüngst verstorbene Kanzler Rümelin damals vollkommen richtig beurteilte, als er hier von meiner Bewerbung erfuhr: Die Milch der frommen Denkungsart rollte gerade nicht in meinen Adern, sondern es war weltlich und geistlich ziemlich Feuer und Eisen darin. Im Jahre 1863 war ich pflichtig gewesen und als durchaus militärtüchtig erfunden worden. Da hoffte ich schon mit meinen Altersgenossen bei dem Beginn der schleswig-holsteinischen Verwickelung, daß wir vielleicht dran dürfen, und exerzierte in freiwilliger hiesiger Vorbereitung mit den anderen lustig drauf los, solange noch einige Aussicht zur Verwendung war. Beim Ausbruch des französischen Kriegs aber erlaubte es meine ganze nunmehrige Lage nicht mehr, ohne unnatürliche und gar zu rücksichtslose Erzwungenheit des Schritts dem Vaterland mit der kriegerischen Waffe zu dienen. Aber sehnlichst hoffte ich es wenigstens in der halbfriedlichen Form des Feldgeistlichen thun zu dürfen.

Und in der That hatte ich mehr Glück, als seinerzeit der alte Philosoph und Theolog Fichte, an den ich, natürlich in aller Bescheidenheit, doch oft denken mußte. Es ist ja von ihm bekannt, daß er im Jahre 1813 dringend um die Ver-

wendung des „Redners an die deutsche Nation" als Feldprediger im Befreiungskrieg bat, aber keine Gewährung fand. Mir ging es besser; denn am 25. Juli traf ich abends 10 Uhr beim Nachhausekommen das Telegramm des Feldprobsts, welches mir meine Ernennung zum zweiten Feldgeistlichen meldete und die Weisung enthielt, mich sogleich am andern Morgen früh in Stuttgart zu stellen. Alles Knall und Fall auch für den einzelnen, gerade wie dieser Krieg über das große Ganze hereingebrochen war!

Eiligst war daher noch tief in die Nacht hinein wenigstens das nötigste zu erledigen, z. B. meinem bisherigen Vorgesetzten zunächst schriftliche Anzeige von meiner Abberufung zu machen. Ich war dabei der harmlosen Meinung, am andern Tag noch einmal von Stuttgart zurückkehren und dann alles Amtliche oder Private etwas geordneter nachholen zu können. Das war jedoch eine Täuschung. Denn in Stuttgart hieß es alsbald, daß wir unbedingt zur Stelle zu bleiben haben, weil man keine Stunde wisse, wenn nicht der Abmarsch erfolge. Im Anschluß daran war es für den ganz anders gewohnten bisherigen Civilisten ein eigentümliches Gefühl, nach Vorschrift in diesen ersten Tagen bei jedem größeren Ausgang hinterlassen zu müssen, wohin man gehe und wie lange man ausbleibe, um im Notfall jederzeit vom Aufbruch benachrichtigt werden zu können: ein ungewohnter Bann und doch zugleich ein stolzes Gefühl, sich so bereits in den Organismus einer großen Sache eingereiht zu wissen.

Der Ausgänge und Besorgungen aber gab es für die zwei Tage, welche noch auf Stuttgart fielen, in der That mehr als genug! In bunter Reihe und fliegender Eile wechselten dienstliche Vorstellungen bei den verschiedenen nunmehrigen Behörden mit den nötigen privaten Besuchen und Abschieden. Das Unentbehrlichste von meiner allgemein-menschlichen Ausstattung mußte ich mir von Tübingen durch andere nachschicken lassen; an Ort und Stelle aber eilte es, sich jetzt namentlich auch fürs Feld zu equipieren, also besonders ein taugliches Pferd samt allem, was drum und dran hing, im Sturm zu erstehen. Zu sich selbst kam man eigentlich gar nicht. Die vorher schon so reichlich vorhandene Aufregung dieser ganzen

Zeit floß mit dem Umtrieb der mannigfaltigsten und verschieden-artigsten Geschäfte und Anliegen zu einer dumpfen Gesamtstimmung zusammen, aus der man herzlich froh war bald herauszukommen.

Nur ein Punkt ragt für meine Erinnerung aus diesen Stuttgarter Stunden mit ihrer sinnverwirrenden Zerstreuung hell und klar hervor, die Investitur von uns zwei Feldgeistlichen, welche in der Garnisonskirche unserer Hauptstadt durch den Feldprobst vorgenommen wurde. Oder strenggenommen ist es auch bei dieser Feier eigentlich bloß der Schluß, der mir dauernd haften geblieben ist, nämlich der apostolische Segen, den die ganze zahlreichst anwesende Gemeinde zu unserem Abschied sang. So wenig ich auch von Natur irgend zu empfindsamer Weichheit neige, so tief wurde ich hievon ergriffen. Klang mir doch dieser Gesang wie die rührende Bitte der anwesenden Eltern und Geschwister der ausmarschierenden Truppen, und durch die Hauptstadt vertreten wie die dringende Bitte des ganzen Landes, daß wir Feldgeistlichen als die berufensten Vertreter eben der Heimat an ihren Söhnen draußen alles thun mögen, was nur irgend in unsern Kräften stehe, und ihnen treu zur Seite bleiben in gesunden oder kranken Tagen. Wenn in den harten Wintermonaten vor Paris ab und zu doch auch mir der freudige Mut und die frische Energie zur Weiterverwaltung des schweren Amts sinken wollten, tönte mir mahnend und von neuem stählend dieser elterliche Gemeindegesang aus der Stuttgarter Garnisonskirche wie die Stimme eines guten Engels durch die Seele nach.

Zur ruhigeren Besinnung und ernstlichen Einprägung solcher Eindrücke, um sie nicht mehr zu verlieren, kam ich damals freilich doch erst, als wir endlich oder vielmehr schon am 28. Juli mittags 4 Uhr mit dem Hauptquartier im Militärzug Stuttgart hinter uns ließen und Bruchsal zudampften, das zum ersten Sammelpunkt außerhalb der engeren Heimat bestimmt war. Und hier gab es nun auch gleich das erste Quartier in einem Privathaus. Wie ungewohnt war dies abermals dem bisherigen ehrbaren Civilisten, „ungebeten" zu Gaste zu kommen, einzutreten bei einer Familie in der drückenden Ungewißheit, ob man nicht sehr störend sein werde. Dieses

mein Bruchsaler Eingangsquartier, das ich mit meinem Amtsgenossen teilte, war übrigens recht bezeichnend für die Quartiererfahrungen, wie ich sie später größtenteils auch in Frankreich machen durfte. Zuerst war die würdige alte Dame des Hauses höchlichst erschrocken mit der naiven, noch wenig kriegsgewohnten Begründung, daß wir ja nicht angemeldet seien. Sehr bald aber löste sich alles in eitel Freundlichkeit und mütterlich besorgte Liebenswürdigkeit auf, für die ich dem damaligen Bruchsaler Stadtpfarrhause und seinen wohl längst verstorbenen Bewohnern noch heute eine dankbare Erinnerung bewahre.

Der bevorstehende Sonntag 31. Juli war zum württembergischen Landes-Buß- und Bettag für den Krieg bestimmt, und es war dafür der äußerst passende Text 1 Petri 5, 5—7 gewählt: „Gott widerstehet den Hoffährtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade. So demütiget Euch nun unter die gewaltige Hand Gottes, daß er Euch erhöhe zu seiner Zeit!" Denn gewiß zog ja niemand in Deutschland vom obersten königlichen Kriegsherrn bis herunter zum gemeinen Soldaten in freventlichem Uebermut zu Feld, als ob es uns nicht fehlen könne, wenn wir auch ebenso gewiß das ruhige und gehaltene Vertrauen auf die sonnenklare Gerechtigkeit unserer Sache hatten. Und so entsprach jener Text ganz unserer Grundstimmung, um dieselbe nur noch weiter zu vertiefen und von allen Schlacken zu reinigen. Natürlich wünschten wir Feldgeistlichen dringend, ob auch bereits über der engeren Landesgrenze stehend, so doch in geistiger Gemeinschaft mit unseren Lieben zu Haus verbunden eben diese Feier ernstkirchlich begehen und dabei zum erstenmal amtlich vor unserer neuen Militärgemeinde auftreten zu dürfen. Mein Genosse sollte das Hauptquartier und die Truppen in Bruchsal übernehmen, ich dagegen ritt hinaus nach Graben, 2 Stunden von Bruchsal, weil ich hörte, daß dort gleichfalls größere Abteilungen liegen. Es gelang mir auch, mit den hier Kommandierenden die Vereinbarung für den Sonntag zu treffen, wonach die dortigen mit den in der Nähe kampierenden Truppen womöglich zu einem großen Feldgottesdienst im Wald oder Feld bei Graben sich vereinigen sollten — wenn kein Abmarsch erfolge. Ja, dieses mißliche und doch alles

bedingende „wenn!“ Wie oft ist es uns später noch im Feldzug in den Weg getreten und hat durch die schönsten mühsamen Abmachungen einen einfachen dicken Strich gemacht! Es war vielleicht ganz gut zur heilsamen Vorbereitung aufs kommende und zur Uebung in der Geduld, daß es uns gleich beim ersten so eifrig betriebenen Versuch einer größeren amtlichen Thätigkeit nicht besser ging: Als der Sonntag Morgen kam, da hieß es, wenigstens für uns Laien völlig unerwartet: Abmarsch! und alle unsere wohlgemeinten Pläne fielen ins Wasser.

Nun hatte ich mir zwar von Anfang an strengstens vorgenommen, bei allem Eifer für mein Amt mich niemals vorzudrängen. Denn selbstverständlich ist im Krieg der Krieg die schlechthinige Hauptsache und alles andere kommt erst in zweiter und dritter Linie mit in Betracht, sofern und soweit es in keiner Weise jene Hauptsache stört. Trotzdem that mir der schöne Sonntag und namentlich seine kirchliche Bedeutung für unser württembergisches Land bitterlich leid, sollten sie bei uns im Feld ganz ungefeiert vorübergehen. Als ich daher nach langer Rendezvousstellung bei Graben mit dem Hauptquartier daselbst einquartiert werden sollte, machte ich der Sache rasch ein Ende. „Zwei Pfarrer im Hauptquartier ist des Guten denn doch zu viel,“ meinte ich zu meinem älteren Amtsgenossen, erbat mir bei dem zuständigen Offizier des Stabs die nötige Erlaubnis und ritt hinaus den bereits wieder auseinandergezogenen Truppen nach, um „Soldaten und Arbeit zu suchen“, wie es in meinem Tagebuch kurz und deutlich heißt.

Und wirklich wurde mein Bemühen belohnt. Denn ohne jegliche Störung des Dienstes, wie ohne ungebührliche Inanspruchnahme der Zeit und Kraft des Soldaten erlaubte es mir das sofortige sehr freundliche Entgegenkommen der dortigen Kommandierenden, zu Linkenheim noch spät am Abend um ½ 8 Uhr in der beleuchteten Kirche vor dem 1ten Jägerbataillon einen schönen und feierlichen Abendgottesdienst zu halten. Dadurch ermutigt und von den Offizieren mit Auskunft versehen predigte ich am andern Vormittag vor der zweiten Hälfte des Bataillons in der Kirche des benachbarten Hochstetten, überall, wie ich rühmend hervorheben muß, von der badischen prote-

stantischen Geistlichkeit der Gegend amtlich und für meine eigene Person aufs beste gefördert.

In der Frühe des folgenden Morgens war mir alsdann ein erhebender Feldgottesdienst vor dem 8. Infanterieregiment in Liedolsheim und ein paar Stunden nachher vor den Reitern in Rußheim gestattet; der ersten Bekanntschaft mit den betreffenden Offizieren und der nötigen Vereinbarung war der freie Nachmittag zuvor gewidmet gewesen.

Kaum war ich endlich ziemlich müde und von der Hitze erschöpft nach Liedolsheim zurückgekehrt und hatte mich mit dem Regimentsstab der Achter, der mir schnell vertraut und lieb geworden war, zum Essen gesetzt, so kam eine Ordonnanz von dem weiter vorne liegenden Eggenstein (Leopoldshafen) und holte mich in einem requirierten Gefährtchen eilig dorthin, wo sich zwei Soldaten eines anderen Regiments durch sehr unzeitigen Selbstmord dem bevorstehenden Kampf entzogen hatten. Aber freilich war für mich zunächst lediglich nichts dabei zu thun. Denn die mir gewordene Meldung und Aufforderung war wie es schien gar nicht von dem Oberst des Regiments selbst, sondern nur von einem untergeordneten Offiziere, übrigens in ehrenwerter Gesinnung ausgegangen; und sodann schlug es namentlich, wie ich eben eingetroffen war, alsbald wieder Generalmarsch zum Aufbruch gegen Knielingen zu. Ich hatte daher nur zu eilen, daß ich zurückkam, packte, mein Pferd holte und mich noch rechtzeitig den vorrückenden Abteilungen anschloß.

Dagegen beschäftigte ich mich nachträglich, aber sobald als möglich doch noch auch meinerseits und dienstlich mit diesem Vorkommnis, das an sich so traurig und zu dieser Zeit und Stunde zweimal peinlich war. Als mir am übernächsten Tag gestattet wurde, auf dem freien Biwakfeld von Knielingen spät nachmittags einen Feldgottesdienst für das betreffende Regiment zu halten, wählte ich den Text Römer 14, 7—8: „Unser Keiner lebt und Keiner stirbt sich selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn!“ Gewiß ein sehr gewichtiges und ernstes Wort für den Kriegsbeginn überhaupt mit allem Schweren, was unmittelbar bevorstand, namentlich aber wie gemacht für die traurige Art von verkehrtem Sterben, welche das Regiment soeben in seiner Mitte erlebt.

„Sterben wir, so sterben wir dem Herrn“, durfte ich den Truppen in bewegtem Ernste zurufen und unter anderem dahin auslegen, daß es gerade jetzt gelte, sein Leben und seine junge frische Kraft allerdings für Nichts zu achten und dahinzugeben, aber freudig im tiefen Ernste treuer Pflichterfüllung und in opfermutigem Einstehen für die bedrohte Heimat hinter uns, die vertrauend und hoffend auf ihre Söhne blicke. Wie schmählich dagegen, wenn einer etwa in kindischer Angst dem drohenden Tod durch den Tod entfliehen wollte, oder in vorschnellem Mißmut über die unvermeidlichen Beschwerden des eben erst begonnenen Feldzugs selbstisch und als ein schlechter Soldat seinen Posten eigenmächtig verlasse — ein Deserteur vor Gott und Menschen! Ich darf hinzufügen, daß die milderen Töne des menschlichen Mitleids mit den Verirrten in meiner Ausführung auch nicht fehlten. Aber allerdings standen sie nicht im Vordergrund; das hätte gleich zum Eingang des Kriegs weder meiner eigenen Stimmung und Ueberzeugung, noch auch der ganzen Zeit und Lage entsprochen. Leider jedoch hatte ich sogar bei demselben Regiment später wiederholt Gelegenheit, dies nachzuholen und mit ebenso gutem Recht das umgekehrte Verfahren zu beobachten.

Bei den anderen Gottesdiensten, von denen ich eben berichtete, hatte teils der obenerwähnte treffliche Text unseres Landesbettages zur Grundlage gedient, teils hatte ich schon um meiner selbst willen und der erforderlichen Frische wegen frei gewechselt. Neben der demütigen Ergebung in Gottes Führung, welche jener ausdrückte, lebte ja in unseren Herzen mit vollem Recht zugleich die unbedingte Ueberzeugung von unserer guten und gerechten Sache und damit auch die tiefe Entrüstung über des Feindes schnöden, ruhm- und eroberungssüchtigen Friedensbruch. Dies mochte sich zumal auf freiem, sonnenhellen Feld und mit kräftigem Hinweis auf das nahe Speyer, dessen ehrwürdige deutsche Kaisergräber die Franzosen vor noch nicht zweihundert Jahren so gottlos geschändet hatten, ganz passend und wohl kaum zu scharf in die markigen Worte aus dem 37. Psalm kleiden: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird es wohl machen und wird deine Gerechtigkeit hervorbringen wie das Licht und dein Recht wie den

Mittag. . . . . Ich habe gesehen einen Gottlosen, der war trotzig und breitete sich aus und grünete wie ein Lorbeerbaum. Da man vorüberging, siehe, da war er dahin; ich fragte nach ihm, da ward er nirgend gefunden."

Bei den Reitern endlich, wo alles in noch rascherem und kürzerem Tempo zu gehen hatte, als ohnehin beim Militär, bot sich als brauchbarer Text das kurze Wort 1 Petri 2, 17: „Fürchtet Gott, ehret den König!" Letzteres sollte anknüpfen an die herzlichen Abschiedsworte, welche unser König ein paar Tage zuvor bei Graben (oder in Bruchsal?) an seine ausmarschierten Schwaben gerichtet und dabei die Hoffnung ausgedrückt hatte, daß sie unter der erprobten Führung ihres tapferen preußischen Generals sich der Vorfahren würdig zeigen werden. Leider mußte ich mir das und die ganze gemütlich-bewegende Szene von anderen erzählen lassen, sonst wäre ich an ihr gewiß nicht vorbeigegangen. Allein ich war eben nicht selbst dabei, da uns Geistlichen in dem großen Umtrieb dieser Tage keine oder wenigstens keine rechtzeitige Meldung von der stattfindenden Parade zugekommen war. Und so wollte ich es schon hier unterlassen, ein Nichtselbsterlebtes dennoch zu schildern, so verlockend auch der Anlaß gewesen wäre.

Die ganze Division war am Spätabend des 2. August gegen Knielingen vorgerückt und bezog nun größtenteils zwischen diesem Dorf und dem Rhein das Biwak. So gab es also Gelegenheit, in dieser Zeit der reichlichen Erstlingserfahrungen auch mit jenem berühmten Stück des richtigen Feldlebens das erste Mal nähere Bekanntschaft zu machen. Und ich muß sagen: der Anfang war sehr gut! Zwar wo ich eigentlich hingehörte mitsamt meinem Pferd, wußte ich nicht so recht; denn durch das unerläßliche Umherziehen der letzten Tage bei den einzelnen zerstreuten Abteilungen war ich gewissermaßen heimatlos geworden. Nachdem indessen Mensch und Pferd mit Speise und Trank versorgt waren, soweit es eben ging, nahm mich ein freundlicher Arzt der 8er unter seine Fittiche. Oft war ich später mit ihm zusammen, so namentlich genau vier Wochen nachher bei Sedan—Mézières, wo er mit blutüberströmtem Gesicht als erster Verwundeter des Regiments mir entgegentrat! Am heutigen schöneren Augustabend verdankte ich seiner Ver-

mittelung die gastliche Aufnahme auf dem Stroh seines Regimentsstabs. Da lagen die stattlichen Offiziere in Reih und Glied nach ihrem Rang. Die Luft war sommerlich warm; aus kurzer Entfernung rauschte der angefochtene Vater Rhein zu uns, seiner Wacht, herüber und ringsumher durch die Nacht loderten die Lagerfeuer. Allmählich verstummen die Menschen vom Marsche ermüdet, und der Oberst bietet uns ein freundliches „Gute Nacht, Kameraden!“ Man hört nur noch das Scharren der Pferde, oder es geht auch ab und zu zum schweren Verdruß der Feldstallwachen in der Ferne eins ein wenig durch, wie z. B. mein mutwilliger Apfelschimmel. Ueber dem prächtigen Lagerbilde aber wölbt sich der reine Sternenhimmel, und seine ewig geregelten Bahnen haben nichts gemein mit dem eisernen Würfelspiel, das hier unten um ein Streifchen unseres Planeten, dieses Sandkorns im Weltenall demnächst beginnen soll. Ein ergreifender und doch zugleich tröstender Gegensatz!

So erschien mir dies erste Biwak wirklich hochpoetisch und ich hätte gerne auf meinem Strohlager sogar Verse darüber gemacht, wenn ich nicht nach dem anstrengenden Tag zu rasch eingeschlafen wäre — was jedenfalls das gescheidtere war. Aber freilich, dies einzig schöne Biwak blieb leider in meiner ganzen Feldzugserinnerung auch das einzige schöne. Und andere, welche das Biwakieren noch öfter traf, werden sicherlich in der Hauptsache damit übereinstimmen, daß es überwiegend ein sehr fragliches Vergnügen ist. Wenn der Wind heult und der Regen in Strömen gießt, wie gleich in der folgenden Nacht oder am zweiten Abend nach Wörth oder gar in Hambach werten Angedenkens, wenn die feuchtkalten Herbstnebel kommen und einen schon frühmorgens um 2 oder 3 Uhr wecken, wie auf den Eilmärschen Sedan zu, oder wenn der Acker hart gefroren ist und Schnee das Linnenzeug vorstellt — dann ist es mit aller Poesie rundweg vorbei für den, der auf solche Lagerstätte angewiesen ist, und er zieht jede Bergung unter Dach und Fach weit vor, mag sie auch sonst noch so zweifelhaft und zu einem reinlichen Nachtlager von Haus aus nicht entfernt bestimmt oder in anderer Hinsicht für eine friedliche Nachtruhe z. B. Granaten halber nicht gerade wie geschaffen sein.

Der folgende Tag, welcher noch ruhig im Feldlager bei

Knielingen verlief, brachte endlich auch für uns Feldgeistliche die sehr nötige endgültige Regelung unserer amtlichen Stellung und Platzanweisung. Denn den rühmlichen Bemühungen unseres würdigen Feldprobsts zu Haus war es gelungen, außer uns zweien zunächst Angestellten (denen in gleicher Stellung zwei katholische Geistliche entsprachen) noch zwei weitere protestantischgeistliche Stellen auszuwirken. Und das war insofern wirklich nötig, als bei der damaligen Einteilung der württembergischen Division in drei, gegen einander verhältnismäßig geschlossene Brigaden die ursprünglichen zwei Feldgeistlichen kaum gewußt hätten, wie sie sich sachgemäß auf das württembergische Korps verteilen sollten.

Bei Knielingen nun trafen die beiden Nachernannten mit uns Erstausgerückten zusammen. Der eine war ein lieber Alters- und Kursgenosse von mir, beide aber hatten gleich mir früher als Zöglinge dem sattsam feldmäßigen und auch ein wenig hungergewohnten niederen evangel. Seminar Schönthal angehört. Als es sich jetzt um die Verteilung der Stellung handelte, fiel unserem ersten und älteren Kollegen selbstverständlich der Posten im Hauptquartier zu; ich meinerseits hätte alsdann unter den drei Brigaden die Vorwahl gehabt. Der Zufall hatte mich jedoch in den letzten Tagen mit lauter Abteilungen so ziemlich der ganzen dritten oder Ludwigsburger Brigade dienstlich zusammengeführt und die erste schwierige Bekanntschaft mit ihren Offizieren und Mannschaften eingeleitet. Sie war damals gebildet aus folgenden Bestandteilen: 1tes württembergisches Jägerbataillon, 3tes und 8tes Infanterieregiment, 3tes Reiterregiment, 7te bis 9te Batterie, 3ter Sanitätszug. So entschloß ich mich denn kurzweg, bei dieser Brigade auch fortan zu bleiben. Denn was kümmerten mich in solcher Zeit Lappalien, wie nichtsbesagende Zahlen, oder was wußte ich von der allerdings nicht ebenso unbedeutsamen persönlichen Gestaltung der betreffenden Brigadestäbe, sowie von der Zusammensetzung der einzelnen Brigaden je nach ihren Rekrutierungsbezirken und Garnisonshauptorten? Meine geistliche Wirksamkeit während des Feldzugs hätte wohl in der That eine etwas andere Färbung und Richtung angenommen, würde ich nach formellem Recht die erste Stuttgarter Brigade mit

ihren vielen Einjährigen und Studenten für mich gewählt haben, während die dritte ganz überwiegend aus ländlicher Bevölkerung zusammengesetzt war. Ich möchte aber beinahe annehmen, daß letzteres für mein Naturell und meine Lebensanschauung jedenfalls ebensogut paßte, da ich allezeit sehr volksfreundlich gestimmt war und den Bauernstand durch eigenes Aufwachsen auf dem Lande gemütlich verstand. Denn Fabrikbevölkerung, bei welcher ja leider im Feld so wenig als im Frieden mehr auf größere sittlichreligiöse Empfänglichkeit oder nationalen Sinn zu rechnen ist, hatte ich zum Ersatz für den Mangel an höher Gebildeten gleichfalls nur wenig in meiner Abteilung.

Sei dem jedoch wie ihm wolle. Jedenfalls hatte mit dieser Austeilung der Plätze auch unser Dienst glücklich noch vor dem Rheinübergang seine bestimmte Eingliederung ins Ganze erhalten. Denn bei dem blitzartigen Ausbruch des ganzen Kriegs war die Umgestaltung des württembergischen Heeres seit 1866, beziehungsweise 1867 unmöglich schon nach allen Seiten so zum Abschluß gediehen, daß man vor Kriegsbeginn billigerweise sogar für das zur Seite stehende Amt der Feldpastoration mit Herrn Le Boeuf zu reden ein archiprêt oder fix und fertig sein verlangen konnte.

Selbstverständlich wird, wenn früher oder später wieder ein Krieg ausbricht, auch bei uns der Dienst der Feldgeistlichen längst zuvor geregelt und bestimmt vorbereitet sein, damit sie sich bei Zeiten von ihrem Standpunkt aus im Militärwesen umsehen und für den schweren Beruf aus der Schule fremder Erfahrungen einiges lernen können. Freilich, wenn es gilt, thut es doch statt aller Normen aus den ganz andersartigen Friedensverhältnissen heraus schließlich wieder nur der eigene gesunde Blick und richtige Takt, der sich in dieser völligen Ausnahmslage rasch selbst zu helfen und mit elastischer Gewandtheit in die verschiedensten weltlichen und geistlichen Verhältnisse zu finden weiß. Für letztere möchte ich geradezu das schöne Wort des Apostels Paulus 1 Kor. 9, 19—23 von der Notwendigkeit und Fähigkeit, um des einen Ziels willen unter Umständen allen alles sein zu können, als besten Denkspruch für die richtige Feldpastoration bezeichnet haben.

Wir freilich standen in den ersten Feldwochen des Jahres 1870 größtenteils als starke Laien im Punkt des Militarismus auf unserem jetzigen Posten, herausgerissen aus den Friedensverhältnissen und bürgerlichen Dienststellungen, und plötzlich hineingeworfen in die so eigenartigen Kreise eines ausmarschierten Heeres. Bestand doch damals bei uns im Süden noch keine allgemeine Wehrpflicht, welche heutzutage z. B. schon durch die überall eingeführten Garnisonen der Universitätsstädte in weitem Umfang ganz spielend und von selbst eine ziemliche Bekanntschaft mit dem Militärwesen vermittelt. Was wußten oder verstanden dagegen die meisten unter uns im Anfang von allem derartigen? Notdürftig waren die Haupttitel und Rangstufen, sehr mangelhaft deren äußere Markierung bekannt; wenig vertraut fühlten wir uns daher auch mit den Formen und Etikettenfragen, welche im Militär als einem Stand der Form und Uniform natürlich eine große Rolle spielen. So hat wohl der eine und andere von uns zuweilen, ohne es zu wissen und zu wollen, auch angestoßen oder ist als ungewohnter und minder gewandter Gast aufgefallen, dies zumal, wenn er von Natur oder namentlich in der Begeisterung der großen Zeit Mühe hatte, neben Wichtigerem und Größerem sich für das Gewicht bloßer Aeußerlichkeiten und Kleinigkeiten zu erwärmen. Die Uniformfrage z. B. war für uns Geistliche wie so manches andere gleichfalls noch nicht fest und bestimmt geregelt. Wohl möglich daher, daß in der stürmischen Adjustierung vor dem Ausmarsch der eine oder andere harmlose Verstoß mitunterlief.

Alles in allem jedoch waren die oben geschilderten badischen Tage noch diesseits des Rheins für uns die willkommene Eingangs- und Vorbereitungszeit, um auch mit den äußeren Förmlichkeiten und Bräuchen des Militärs bekannt zu werden.

Weit wichtiger aber war die erste Einschulung in unseren Dienst als Feldgeistliche, bei dem wir unerfahrenen Neulinge uns hier noch im wohlgesinnten und höchst willfährigen deutschen Freundesland und noch frei von den Schwierigkeiten und Nöten des richtigen Kriegs bewegen durften.

Und so genügte die verhältnismäßig kurze Zeit, um uns in verschiedenen Beziehungen fast vorbildliche Gelegenheit

zur mannigfachsten Arbeit und zum ersten Ansammeln wertvoller Erfahrungen zu geben. Aus diesem Grunde habe ich mir auch erlaubt, die betreffenden Erlebnisse im obigen ausführlicher zu schildern, als ich es später bei der vielfachen Wiederkehr von ähnlichem selbstverständlich thun werde. Wie sie mir und uns den ersten Einblick in das ganz und gar eigenartige des Feldgeistlichenberufs gewährten, so möge ihre nicht zu magere Schilderung dasselbe auch anderen leisten.

Da hatten wir also eigentliche Gottesdienste gehabt mit den Schwierigkeiten ihrer Bestellung zumal bei starker Zerstreuung der Truppen und mit der ganzen Mißlichkeit des schließlichen Vereiteltwerdens aller Pläne und Vorbereitungen. Wir hatten erfahren, daß der Feldgeistliche gar manches in seiner einen Person mitübernehmen muß, was in geordneten Friedenslagen andere, wie Mesner oder auch Organisten ihm abnehmen. Es war in der richtigen Kirche gepredigt, aber auch auf freiem Feld geredet worden. Selbst kleine Anfänge von Spital- und Krankendienst fehlten nicht; besonders aber gab das frische Heimweh und die sorgenvolle Niedergeschlagenheit namentlich mancher Verheirateten unter den Ausmarschierten schon vom ersten Anfang an und in ihm eigentlich besonders dringend Anlaß zur Privatseelsorge.

Kurzum, wir durften uns noch auf deutschem Boden mit gutem Gewissen sagen, daß wir tüchtig an die Arbeit gegangen waren und mit redlichem Bemühen unseren Dienst voll angetreten hatten. Von meinen Kollegen z. B. hörte ich, daß sie sogar eine schöne Feier des hl. Abendmahls mit gegenseitiger Unterstützung zu stande gebracht hatten, während dies mir allein bei meinen sehr zerstreuten Abteilungen noch nicht hatte gelingen wollen.

Bei unserem alsbaldigen Arbeitsuchen spornte uns wesentlich auch die peinliche Erinnerung an das süddeutsche 1866, das zeitlich noch so nahe und sachlich doch so weitab lag. Ob es wahr ist, was man sich unter anderem auch in feldgeistlicher Beziehung von diesem unglückseligen Krieg erzählte, muß ich billigerweise völlig dahingestellt sein lassen. Aber jedenfalls galt es, wie wir uns fortwährend gegenseitig sagten, durch verdoppelten Eifer gleich von Beginn an zu zeigen, daß

auch unsererseits der große Krieg von 1870 in anderer Tonart behandelt werden würde.

Deshalb also setzten wir alles daran, in einem noch nicht so recht daran gewöhnten Heerkörper die amtlich angewiesene Stellung nicht minder innerlich und gemütlich durch sofortiges persönliches Nahetreten zu erringen und unseren Beruf als ein ordnungsmäßiges Glied für aller Bewußtsein in den militärischen Organismus einzufügen. Denn in den ersten Tagen oder Wochen bemerkte ich z. B. bei den Ritten in der Umgebung von Bruchsal noch recht wohl, wie die Soldaten Unsereinen als eine sehr ungewohnte und fremdartige Erscheinung in ihren Reihen mit gelindem Staunen und mehr neugierigem, als freundlich zugeneigtem Interesse betrachteten.

Eine kräftige Stütze hatten wir bei diesen unseren Bemühungen an dem preußischen Kommandanten der württembergischen Division, General Obernitz, bei welchem die schon länger eingelebten Gepflogenheiten seines eigenen Heeres auch uns zu gute kamen. Man merkte es dem Manne sogleich an, daß er schneidig scharf sein konnte und von seinen Leuten viel verlangte. Aber dafür besaß er eine Gabe, die ich bei meinen engeren Landsleuten häufig vermißte, nämlich den raschen Blick dafür, mit wem er es zu thun habe, ob der betreffende redlich seine Schuldigkeit thue und seinen Posten ausfülle. Ein solcher konnte dann umgekehrt auch darauf rechnen, an seinem General einen festen Rückhalt zu finden und denselben die berechtigten Interessen seiner Untergebenen ebenso schneidig verteidigen zu sehen.

Mag vielleicht der eine oder andere in unserer Division nicht ganz damit übereinstimmen; ich kann unserem hochverdienten preußischen Führer von der ersten ruhigeren Begrüßung im Schlosse zu Bruchsal bis zum Abschied in seinem Stuttgarter Quartier nur eine freundlich dankbare Erinnerung bewahren. Und vielleicht ist mein völlig unabhängiges Urteil um so unparteiischer, als ich zwar mit dem Verstand und Willen schon längst ein „Preuße", mit dem Gemüt aber oder in der individuellen Gefühlsweise doch weitmehr ein richtiger „Schwabe" war und bin, soweit solche Unterschiede als von der Natur eingegebene auch noch vom Jahre 1870 an zu Recht bestehen.

Zu meiner großen Genugthuung erlaubt es mir daher dieselbe strengnüchterne Wahrheit, nicht minder auch von den eigenen engeren Landsleuten und vorab von ihrem Offizierskorps sagen zu dürfen, daß unser Dienst denn doch unerwartet rasch bei ihnen ein herzliches Entgegenkommen fand.

Was soll ich es leugnen? Ehe ich sie näher kennen lernte, hegte ich besonders hinsichtlich der Offiziere das Vorurteil, welches bei uns im Süden vor 1870 wohl ziemlich allgemein herrschte. Ich betrachtete sie vornehmlich in sittlich-religiöser Beziehung mit einem gewissen kühlen Mißtrauen und fürchtete, wenig oder doch nur sehr langsam bei ihnen Boden zu finden. Allein die Männer des Schwerts mögen ja immerhin für bürgerliche Begriffe etwas leichtlebig sein und in diesem oder jenem Punkt vielfach auffallend frei denken. Aber das, was ich eigentlich gefürchtet, fand ich mit sehr wenigen Ausnahmen gerade nicht. Ich meine die heruntergebrannte Leichtfertigkeit oder mit den hier sehr passenden Fremdwörtern ausgedrückt die blasierte Frivolität in religiösen Dingen, das zucht- und meisterlose, schnellabmachende und gar zu kluge Erhabensein über jene Fragen, welche nicht mit Händen zu greifen und mit dem Maßstab zu berechnen oder auch mit Lupe und Messer zu bearbeiten sind.

Mit dieser Sorte von Weisheit und Bildung sah man sich in Militär- und Offizierskreisen glücklicherweise verschont; dafür konnte man immerhin das eine und andre in den Kauf nehmen, auf was die „bürgerliche Gerechtigkeit“ hie und da etwas zu pharisäisch herunterzublicken liebt.

Und so waren mir für den kirchlich dienstlichen Verkehr die eigentlichen Offiziere durchschnittlich sogar lieber, als die Militärbeamten, obwohl mir dieselben doch von Haus aus hätten näher stehen sollen. Aus dem Kreise der letzteren ist mir in der That auch die einzige gegen das geistliche Amt gerichtete gröbere Frivolität entgegengetreten, welche ich im Feldzug erlebte, aber allerdings sogleich derartig abfertigte, daß anderen die Lust zur Wiederholung verging.

Um nicht ungerecht zu sein, muß ich zu diesem meinem Urteil über die Militärbeamten einen Zusatz machen, welcher namentlich die Ärzte betrifft. Daß es mit deren Religiosität

schon von Berufs wegen und infolge einseitiger Fachbildung meist sehr zweifelhaft bestellt ist, weiß ja jedermann im Frieden und Krieg. An die leere Stelle trat jedoch zum Ersatz in den mißlichsten und schwierigsten Lagen des Feldzugs ein ungewöhnlich stark entwickeltes, hochachtbares Pflichtgefühl der Truppenärzte, das mich mit jenem Mangel so ziemlich aussöhnte. Und deshalb war mir unter der allezeit streng eingehaltenen Bedingung des Nichtvordrängens von meiner Seite ein durchweg friedliches und freundliches Zusammenarbeiten mit dem an sich so verwandten Stande ermöglicht, wie viele späteren Erlebnisse zeigen werden.

Bei den eigentlichen Kombattanten, also vornehmlich den höheren und niederen Offizieren von Beruf konnte ich dagegen sehr bald deutlich bemerken, wie bei ihnen gerade umgekehrt der weltliche Dienst eine eigentümlich günstige religiöse Rückwirkung durch Uebertragung der militärischen Disziplin auf die Welt- und Lebensauffassung überhaupt ausübte. Ihnen liegt es ja nahe, die ganze Welteinrichtung gleichwie der Hauptmann von Kapernaum und andere Militärgestalten des Neuen Testaments in dem Lichte und nach Aehnlichkeit eines wohlgegliederten Heeres, abhängig von Einem allweisen und allmächtigen Feldherrn zu betrachten, der alle Fäden in seiner leitenden Hand hat.

Wenn die stramme soldatische Zucht den Boden für die religiöse Arbeit ebnete, so wirkte diese auch wieder selbstverständlich zurück, um in schweren prüfungsreichen Zeiten die Geduld und ausharrende Treue bei den Soldaten zu erhalten und neu zu beleben. Doch möchte ich unsere Einwirkung nicht überschätzen, wie zuweilen in allzugroßer Anerkennung geschah. Vielmehr gebührt der Hauptanteil an diesem Verdienst zweifellos den weltlichen Militärbehörden, ihrer musterhaften Tüchtigkeit und arbeitsvoll durchdachten Oberleitung, wie sie sich später besonders gegen Sedan zu und vor Paris auch für das Verständnis des Laien so glänzend kund that. Der Feldgeistliche dagegen mußte sich entschieden hüten, im Punkte der Disziplin bei den Truppen mehr als nötig ist zu thun und namentlich einseitig nur nach unten zu wirken, weil ja nach oben der militärische Organismus in sehr begreiflicher Weise große Vor-

sicht und Zurückhaltung auferlegt. Es war in dieser Beziehung vielleicht ganz gut, daß wir württembergischen Feldgeistlichen aus rein bürgerlichen Stellungen und Anschauungen heraus unsern Dienst angetreten hatten und schon hiedurch die erforderliche Mitgabe von gesund-demokratischer, nach allen Seiten unparteiischer Gesinnung besaßen. Denn gewiß wäre es unserem Amte herzlich schlecht angestanden, im einseitigen Interesse einer straffen Zucht sozusagen als geistliche Feldwebel vor den gemeinen Soldaten zu figurieren, was man einem immerhin zuweilen nahe legen wollte. Weit angemessener schien es mir, in einer für das gebildete Ohr noch wohlverständlichen taktvollen Weise nach allen Seiten Pflichten und Rechte vorzuhalten und den Befehlenden gegenüber das schöne Wort eines unserer Kirchengebete nicht zu kurz kommen zu lassen, nämlich die Mahnung, daß auch sie noch über sich einen Herrn im Himmel haben.

Ueberdies erschienen mir ganz offengestanden manche Sachen und Vorkommnisse bei dem gemeinen Soldaten in Anbetracht der ganzen Feldzugslage so schrecklich denn doch nicht, wie ich sie vielleicht vom strengstpastoralen Standpunkt aus hätte nehmen sollen. So schämte ich mich einmal aufrichtig gesagt des (nichtwürttembergischen) Kollegen, als ich am zweiten Tag nach Sedan zufällig dazu kam, wie derselbe auf offener Straße einen seiner Soldaten mit dem Stock herschlug; denn der Mann hatte seiner Siegesfreude allerdings ein oder ein paar Gläschen zu viel des Guten geweiht, wird aber wohl mit dieser Missethat in jenen Tagen nicht der einzige im Feld wie zu Haus gewesen sein! Im allgemeinen jedoch fiel es mir während des Feldzugs angenehm auf, daß diesmal, allerdings zugleich wegen minderer Gelegenheit, die deutsche Nationaluntugend des unmäßigen Trinkens überwiegend den Franzosen überlassen blieb, welche sich darin für ihre Schläge Trost und Vergessenheit suchten.

Schlimmer als das eben berührte war ja gewiß das arge Fluchen, welches bekanntlich im Militär mehr als irgendwo sonst eingebürgert ist und dem Neueintretenden daher gleich in den ersten Zeiten oft recht mißtönig in die Ohren schallte. Daß man es im vorkommenden und thunlichen Fall ernst ver-

wies, versteht sich. Aber gar zu hart und übertrieben möchte ich es trotzdem nicht anschlagen. Denn eine eigentliche böse Absicht, eine bewußte und gewollte religiöse Frivolität ist wohl selten dabei. Vielmehr ist es als eine schlimme Angewöhnung zu beklagen, die aber sichtlich mit dem derberen und rascheren Temperament des Militär- und Feldzugslebens, also mit seiner Vorliebe für saftige und drastisch kräftige Ausrufungen zusammenhängt.

In solcher Weise suchte ich von Anfang an den ernsten und redlichen Eifer in meinem Amt doch zugleich mit der erforderlichen, den Umständen angemessenen Weitherzigkeit zu verknüpfen. Durch all dies gelang es mir gleich meinen Kollegen wie gesagt weit rascher, als wir gehofft, die Feldpastoration in erfreulichen Fluß zu bringen. Die Gottesdienste waren schon vor der eigentlichen Notzeit des Krieges fleißig und gerne besucht, und zwar ohne Kommando, welches bei der freiwilligen Geneigtheit der Truppen zweimal entbehrt werden konnte. Letztere erregte einmal in den ersten Wochen des Feldzugs sogar den gelinden Neid des französischen Curé, sowenig ja Kriegs- und Friedensverhältnisse sich eigentlich zum Vergleiche eignen. Er meinte nämlich in einem heiter mitunterlaufenden, sprachlich wenig galanten Gallizismus gegenüber von meinem katholischen Kollegen: Apud Francos tantum mulieres ad ecclesiam affluunt, homines (les hommes) non; bei den Franzosen strömen nur die Frauen in die Kirche, die Männer nicht.

Und einen etwas männerartigen, weil militärischen Charakter hatten allerdings unsere Gottesdienste durchaus, ob wir sie in den Kirchen oder namentlich auf freiem Felde hielten. Für letzteres zeigten Offiziere und Mannschaft eine große Vorliebe und entschieden sich dafür, wo es irgend thunlich war, selbst wenn Kirchenräume zur Verfügung standen. Es ist, als ob ihnen darin noch etwas von den alten germanischen Vorvätern der heidnischen Zeit im Blute steckte, welche ja auch Wald und Feld als die würdigsten Stätten der Gottesverehrung für wehrhafte Männer ansahen. Außerdem konnten militärische Paraden und ästhetisch wirkungsvolle Aufstellungen hiebei eher angebracht werden. Und wirklich war es an dem oben erwähnten sonnigen Frühmorgen zu Liedolsheim schön

gewesen. Der Oberst hatte mir durch seine Zimmerleute freundlich auf dem geneigten Ackerfeld ein Känzelchen herrichten und mit Tannenreis zieren lassen; davor standen meine Achter im Viereck, und dahinter als neugieriger und doch herzlich teilnehmender weiterer Ring die badische Zivilbevölkerung des Dorfs. Und ein paar Stunden nachher blitzte bei Rußheim in der Thalmulde die Sonne gar stattlich auf Helme und Säbel des strammen Reiterkreises, vor dem die kräftigen Offiziere je an ihrem Platz auf ihre Säbel gelehnt zuhörten. Ebenso hat es sich später noch einigemale getroffen, daß Gottes freier Himmel in der That weitaus der passendste Platz für einen Gottesdienst war und dem Prediger durch seine stumm sinnbildliche Natursprache die Worte wie in den Mund legte.

Indessen ließen sich bereits auch die eigentümlichen Vorzüge des ordnungsmäßigen und abgegrenzten Kirchengebäudes nicht verkennen. Fielen doch bei ihm die im Freien kaum vermeidlichen Störungen weg, wie wenn z. B. auf dem Biwakfeld von Knielingen beständig Wagen und Mannschaften von andern unbeteiligten Regimentern nicht vermeiden konnten, an uns vorbeizuziehen. Oder ein anderes Mal war es sonst etwas, was bei der Zurüstung fürs Freie im Augenblick nicht beachtet worden war und nun vielleicht durch unpassenden Abstich zum Gottesdienst eine störende Zerstreuung herbeiführen konnte. Insbesondere in der späteren Zeit vor Paris lernten wir alle nicht etwa bloß des Wetters halber, sondern um der ganzen gemütlichen Lage und Stimmung willen die Kirchenräume gar sehr schätzen.

Ob es jedoch mit der äußeren Oertlichkeit so oder anders gehalten wurde, so zeigte sich alsbald auch mehr innerlich die Notwendigkeit, auf die gewißermaßen naturartige Färbung der Militärfrömmigkeit das richtige Maß von Rücksicht zu nehmen. Die eigenartigeren und mehr mittelpunktlichen Lehren des Christentums fanden ihren Ort und geneigtes Ohr weit eher bei den Kranken, Verwundeten und Sterbenden, während die Gesunden und Marschierenden oder Kämpfenden eine ziemlich deutliche Vorliebe für die mehr schon im Umkreis liegenden und allgemeineren sittlichreligiösen Töne zeigten. Für den Redner aber war gedrungene frische Kürze, rasches Tempo und namentlich

vollste Freiheit von aller etwaigen Blattnachhilfe durchaus geboten; denn was wollten diese militärischen Zuhörer mit dem schnellen Pulsschlag ihrer Lage irgend von langathmigen Ausführungen, denen man das Studierzimmer und die gewöhnliche Friedenszeit zu stark angemerkt hätte! Ebenso ließ ich auch sogar in den Kirchen das sogenannte stille Vaterunser schon der Kürzung halber ausfallen. Und in ähnlicher Art erwies sich beim Kirchengesang die gravitätisch langsame Orgel, wenn eine solche zur Verfügung stand, als weit weniger geeignet und stimmungsgemäß, denn die raschere und drastischere Militärmusik.

Das sind nun freilich Erfahrungen, wie ich sie natürlich erst im weiteren Verlauf des Feldzugs reichlicher und genauer zu machen Gelegenheit fand. Ich erwähne sie indessen schon hier, weil bereits die badischen Erlebnisse fast für das Meiste die Grundzüge enthielten.. Sie aber wurden mit der ersten besonders empfänglichen Frische des Anfängers noch in verhältnismäßig ruhigen Tagen aufgefaßt, ehe es hinüberging über den lieben heimischen Strom und hinein in die bewegten Tage der Schlachten.

II.

Über den Rhein und nach Wörth.

Der früheste wirklich blutige Schein der entzündeten Kriegsfackel hatte allerdings bereits bis zu uns nach Bruchsal geleuchtet. Wie ich mir dort beim Sattler eine Reitpeitsche erstand; erzählte der Mann in lebhaftester Bewegung eben die schnell hieher gedrungene Nachricht von dem bekannten Ueberfall der deutschen Rekognoszierungsabteilung beim Schirlenhof und Niederbronn. Die Bruchsaler nahmen daran um so persönlicheren Anteil, als die dabeigewesenen badischen Dragoner und wenn ich nicht irre eben auch der dort gefallene Leutnant ihrer eigenen Garnison angehört hatten. Ich aber mußte später immer an diese Stunde denken, wenn ich das Vergnügen hatte, mit dem württembergischen Landsmann, dem berühmten „schwarzen Reiter“ der Fröschweiler Kriegs-

chronik zusammen zu sein, der sich mit schneidiger Kühnheit und Geschicklichkeit allein durchgeschlagen. Es wäre auch wahrlich um ihn, den ich als einen unserer tüchtigsten und feinstgebildeten Offiziere kennen lernte, jammerschade gewesen, würde er so gleich an der Schwelle gefallen oder in Gefangenschaft geraten sein!

Aber nun mit dem 4. August sollte es ja nach diesem Vorspiel wirklich losgehen. Es hatte die ganze Nacht geregnet, so daß ich schon um 4 Uhr das zweifelhafte Biwakstroh verließ und lieber noch ein paar Stunden wachend im Regen stand, bis es endlich fortging.

Weil ich keine rechtzeitige Meldung und Anweisung erhalten, waren die meisten Truppen schon voraus und ich ritt mit einem Arzte nach. Vorne zog Abteilung um Abteilung mit begeistertem Hurra und Singen der Wacht am Rhein über die Maxauer Schiffbrücke aufs linke Ufer, unseren fortanigen Kriegsschauplatz.

Wir zwei ritten im Gemüte gleichfalls bewegt, aber stiller darüber; und es war das leider ein wenig prophetisch. Wohl sprach ich meinem Genossen und mir den Wunsch aus, daß wir ebenso glücklich früher oder später auch wieder herüberkommen möchten. Er aber kehrte nicht zurück, sondern starb noch in Frankreich, während ich beim ersten Wiederpassieren des Vater Rhein im Frühjahr 1871 auch gerade nicht genau in derjenigen Verfassung war, die ich mir bei dem Hinweg gewünscht hatte. Glücklicherweise war aber bei uns zu allerlei Ahnungen weder die nötige Zeit, noch auch namentlich die geringste Lust vorhanden. Schob sich doch in der Ferne Schar um Schar der Unsrigen froh und kampfesmutig dem nahen Feinde entgegen.

Weil mein Begleiter diensteshalber nicht schneller vorwärts konnte, trennte ich mich bald von ihm und ritt in rascherer Gangart meiner eigenen inzwischen entschwundenen Brigade nach. Denn kaum war eine halbe Stunde verflossen, so tönte bereits sehr vernehmlich der dumpfe Kanonendonner von Weißenburg zu uns herüber und zeigte, wie rasch die Stunde des vollen Ernstes geschlagen hatte. Jeder, der sie erfahren, wird sie ja wohl kennen, jene eigentümliche Stimmung, in welche einen die erstmals gehörte Baßmusik der Kanonen

des Ernstfalls versetzt: eine merkwürdige Mischung von stolzer Erhebung oder freudiger Spannung aller Nerven mit einem doch zugleich etwas unbehaglich bänglichen Gefühl, das der Vernünftige bei dem Neuling nur natürlich finden kann; denn wer anders redet, schwindelt eben und fantasiert sich und andern etwas vor.

Jenes ganz richtige gemischte Gefühl merkte ich auch der mannhaften badischen Artillerie deutlich an, die in gleicher sichtlicher Erregung vorbeirasselte, um rechtzeitig auf dem Platz zu sein. Auch ich hatte die Sorge, wie später wiederholt an ähnlichen Morgen, daß die meinigen vorne ins Feuer kommen und ich zu spät bei ihnen eintreffen könnte. Daher war ich herzlich froh, als ich auf abkürzenden Wegen und vorbei an einem pfälzer Dörfchen, das merkwürdiger Weise bereits Wörth hieß, endlich die eigenen Truppen wieder glücklich traf. Die Eile war nicht nötig gewesen; denn bekanntlich hatten wir Württemberger schon an diesem Tag, wie zu unserem Leidwesen später noch öfters die Reserve nahe hinter dem Kampfe zu bilden gehabt. Aber an einem Waldeck gelagert folgten wir wenigstens mit fieberhaftem Interesse dem hin- und herwogenden Kanonendonner, wie er bald sich entfernte, bald wieder näher zu kommen schien.

Auch das Quartier, in welches wir abends endlich einrückten, war bereits sehr charakteristisch und in gewisser Weise dem Sieg unserer deutschen Kameraden vorne zu verdanken. Kam doch bereits der größte Teil meiner Brigade nach Neulauterburg, einer kleinen verlassenen Festung der Franzosen, teils ins Quartier, teils ins Waldbiwak zu liegen, während mein Brigadestab sich ein bayerisches Wirtshäuschen in Alt-Lauterburg unmittelbar über dem Beides trennenden Flüßchen erkor.

Ehe wir am andern Morgen aufbrachen, packte ich auf Grund bereits hinreichender Felderfahrung alles Entbehrliche zusammen, das mir eine allzugroße, aber minder praktische Fürsorge zu Haus mitgegeben hatte, wie z. B. Hausschuhe und ähnliche wertvolle Güter des Friedens. Sie erschienen im Krieg nur als störender Ballast und versperrten in meinem ordonnanzmäßigen Leutnantskoffer bloß den Platz für Nötigeres, beispielshalber für ein alsbald erstandenes Steinkrügchen mit Wein. Zur

Post freilich konnte ich das Packet nicht geben, wie ich hierin meinerseits zu harmlos friedensmäßig gemeint, und zwar einfach deswegen nicht, weil keine mehr lief. Ich überantwortete es daher vertrauensvoll der biederen deutschen Wirtin zur späteren Besorgung, welche richtig auch nach etwa drei oder vier Wochen erfolgte.

Auf solche Weise erleichtert schloß ich mich eine Stunde später beim Abmarsch meinen Jägern an, in deren nächtlichem Biwak ich den Abend zuvor längere Zeit verweilt hatte, um doch auch meinerseits bereits eine Weile auf französischer Erde zu stehen. Der eigentliche Weg der vorrückenden Division führte nun aber doch erst bei dem Dörfchen Scheibenhard in aller Form am französischen Grenzpfahl vorüber ins Feindesland. Nach der Marschordnung des Tags, welche meines Wissens der Unparteilichkeit halber täglich wechselte, hatten am heutigen 5. August meine Brigade und innerhalb derselben das 1te Jägerbataillon den Vortritt. Am Grenzpfosten des Empire angekommen ließ der Hauptmann der 1ten Kompanie, dessen fortan stets bewährte Liebenswürdigkeit mir den Anschluß an ihn erlaubt hatte, seine Mannschaft einen Augenblick halten und that eine prächtige Ansprache an dieselbe. Sie habe die hohe Ehre, an der Spitze unserer Division des Feindes Grenze zu überschreiten, und er hoffe sicher, sie werde sich dessen durch tapferes Verhalten allezeit würdig erweisen. Aber wie der Zufall seltsam spielt, so kam gerade dieses sehr tüchtige und fixe Bataillon während des Feldzugs zu seinem großen Bedauern verhältnismäßig am wenigsten von der Division ernstlicher an den Feind.

Auch mir verstattete es der Hauptmann, natürlich nur vom Pferd herab der Mannschaft den kurzen Wunsch auszusprechen, daß der gerechte Gott sein möge mit ihrem Eingang in das Land des feindlichen Störenfrieds, und so auch wieder mit ihrem Ausgang, um sie früher oder später glücklich in die tapfer beschirmte Heimat hinter uns zurückkehren zu lassen.

Nun waren wir also wirklich drüben bei den Franzosen, und einen peinlichen, bitterbösen Eindruck machten alsbald mit ihren meist furchtsam, oder trotzig geschlossenen Fensterläden die halbverlassenen Dörfer, durch die wir kamen. Bereits wurde auch erzählt, daß am Tag zuvor ein Zivilist herausgeschossen habe

und gehenkt worden sei; ob wahr oder nicht, kann ich nicht verbürgen, denn ich führe es nur als jenen Punkt an, der gerade im Elsaß von Anfang an bald mit Grund, bald auch mit Ungrund eine so böse Rolle spielte.

Abends war ich so glücklich, in Oberrödern unter Dach und Fach, wenn auch nur auf Stroh die schlimme Regennacht vom 5. auf den 6. August verbringen zu dürfen und nach des Tages drückender Hitze in tiefem Schlaf das Gemüt für die grausigen Szenen des folgenden Tags zu stärken.

Es regnete noch, gleichwie am Morgen von Weißenburg, als wir andern Tags in der Frühe aufbrachen. Wem das Los des Biwakierens beschieden gewesen, der verließ gerne die zum richtigen Sumpf gewordene Lagerstatt. Doch wer wollte sich überhaupt noch um derartiges kümmern, mochte es Nässe von oben oder von unten sein? Vorwärts! hieß die Losung, und daß heute wohl auch für uns die Stunde des Kampfes gekommen sei, glaubte ein Jeder bis herunter zum letzten Soldaten zu fühlen, auch wenn die Jäger bei der Finkenmühle die Vorbeimarschierenden nicht aufs Bestimmteste versichert hätten, daß sie beim nächtlichen Vorpostendienst wiederholt in größter Nähe französische Truppen gesehen haben.

So ging es denn voran durch jene Dörfer, welche von diesem Tage an so viel genannt werden sollten und eine ihnen zunächst so wenig erwünschte Berühmtheit erlangt haben. Bald kam ein kleines Vorspiel, wie rücksichtslos die harte Hand des Kriegs mit den Arbeiten und Gütern des Friedens umspringt, wenn die Not drängt, und war es auch vorerst nur minderwertiges Material und noch nicht Leib und Leben jugendfrischer Männer, an die es ging. Ein tiefer Hohlweg sperrte quer die Marschrichtung; aber er mußte eilends überschritten werden und besonders auch für das schwere Fuhrwesen der Artillerie passierbar sein. Da stand ein stattliches Hopfenfeld daneben, die Stangen in Reih und Glied fast wie ein Bataillon Soldaten. Aber in ein paar Minuten waren sie unter den Beilen und Aexten der Pioniere erbarmungslos gefallen und dienten mitsamt ihren rankenden Pflanzen dazu, die Hohle auszufüllen und als einfachste Notbrücke für Mannschaft, Pferde und Wagen zu dienen.

Nicht weit davon macht die ganze Division noch einmal längeren Halt auf sanftgeneigtem Ackerfeld, und werden die Gewehre vorläufig wieder zusammengestellt, bis man auch uns rechts davorne brauche, wo es bereits lebhaft zu krachen begonnen hatte.

Deshalb konnte ich ohne Störung des militärischen Diensts die vergönnte Pause benützen, um durch die aufgelösten Reihen meiner Mannschaften zu gehen und da und dort mit einem zu reden, bei welchem in dieser ernsten Lage der Zuspruch angelegt schien: Auf mit Kopf und Herz! Und als sich rasch ein kleiner Kreis um mich versammelte, durfte ich ein paar Worte gemeinsam an ihn richten und den gerne Zuhörenden den 91. Psalm vorlesen, zu dem der immer lebhafter werdende Kanonendonner Gegensatz und Auslegung zugleich bildete.

Die Offiziere waren vielfach zu der Straße hinaufgegangen, welche sich auf dem Kamm unserer Thalmulde hinzog und einen weiteren Ausblick gewährte. Auch ich hatte mich ihnen nach einiger Zeit angeschlossen. Wie horchte man da gespannt und im Vollgefühl eines richtigen Hauptschlachttages noch weit lebhafter interessiert als am Tag von Weißenburg, wie das Hin- und Herwogen des nicht zu fernen Kampfgetöses den Gang und Verlauf der wildentbrannten Schlacht zunächst wenigstens dem Ohre verkündete. Ob es nicht auch uns im nächsten Augenblick zur Anteilnahme ruft? Rücken die Deutschen vor, werden sie zurückgedrängt? so fragen und streiten sich die Männer vom Fach in erregter Erwartung, und begierig wird jeder auf der Straße vorbeijagende Reiter angerufen, wie es stehe und wie es vorne aussehe.

Bei mir, dem Nichtfachmann dagegen schweifen inzwischen Augen und Gedanken für einen Moment seitwärts und zurück in die Vergangenheit. Schaute doch trüb, wie diese Zeit vor zweihundert Jahren gewesen, das Straßburger Münster durch den nebelfeuchten Morgen von der Seite zu uns herüber, das hochragende Wahrzeichen jener Stadt, mit deren schmählichem Raub ich mich noch vor kurzem bei meinen Leibnizstudien so lebhaft beschäftigt und dabei dem großen Patrioten den heißen Schmerz über jene Jammerzeit im innersten Herzen nachgefühlt hatte. Gerade von Straßburg und dem Elsaß hatte ich kaum

vor dreiviertel Jahren absichtlich unter dem bedeutsamen Vorwortdatum des 18. Oktober halb schmerzlich ergeben, halb doch auch in Vorahnung kommender Tage die Worte niedergeschrieben: „Mittelst der ungewöhnlich lebenswahren Schilderungen Leibnizens zu hetzen, ist nicht die Absicht, wenn wir im folgenden nicht still an Straßburgs ehrwürdigem Dom und den sonnigen Gauen des Elsaß vorübergehen können. Das deutsche Volk zum mindesten steht geistig und sittlich zu hoch, um nicht heutzutage mit seinem Leibniz zu sprechen: Was plagen wir uns hier um eine handvoll Erde? — vorausgesetzt freilich, daß man uns fortan schlechterdings unbehelligt läßt; denn gottlob, die Zeiten haben sich geändert und wir mit ihnen! Erfaßte das Elsaß seine hohe nunmehrige Aufgabe, eine geistige Brücke über unsern Oberrhein und ein Bindeglied zwischen den zwei europäischen Hauptvölkern zu bilden, welche in der neueren Geschichte auf dem Gebiet der Religion und des Staatslebens einander ergänzend das Größte geleistet haben und überhaupt im friedlichen Wettstreit noch so Großes zu thun vermöchten, alsdann könnten wir beim Rückblick auf jene Trauerzeit Deutschlands uns zufrieden geben. Unterdessen freilich, ehe die Weltlage besser geworden, kann es wohl eben nichts schaden, wenn jeweils auch die alten Narben wieder brennen; man hütet sich alsdann umsomehr, dem deutschen Reichskörper neue Wunden schlagen zu lassen, und lernt aus dem Buch der Geschichte die Pflichten der Gegenwart lesen.“ —

Ja, der Gegenwart! Wie unvermutet rasch war sie solchen stillen Gedanken und Ahnungen, Befürchtungen und Hoffnungen auf dem Fuße gefolgt. Sollte wirklich heute am Morgen des 6. August 1870 die Stunde gekommen sein, wo des großen Kurfürsten schmerzergrimmter Ausruf aus den Tagen des Straßburger Raubs, 30. September 1681, seine endliche Erfüllung findet: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor; möge einst kommen der Rächer, wenn längst wir Alte vermodert!“ Sagten sie ja dazu oder nein, die Kanonen von Wörth, welche laut und immer lauter donnerten?

Doch da sprengt eine Ordonnanz heran und reißt die wartenden Offiziere aus ihren strategischen Erörterungen, mich aus meinem tiefbewegten geschichtlichen Sinnen und Träumen.

Denn sie bringt der 2. Brigade, als der Spitze unserer heutigen Marschordnung, den Befehl, Tornister abzulegen und sofort im Eilschritt vorzugehen. Nun wußten wir, wie viel Uhr es sei. Denn wenn der Soldat sich trennen muß von dem hochwichtigen Begleiter, der all sein bischen Hab und Gut und Ausrüstung enthält, so war ja jedem klar, wie sehr Gefahr im Verzug und daß ein derartiges erstes Anbrechen der letzten Reserve, als was sich unsere Division wußte, auf eine bedenkliche Lage der Schlacht schließen lasse.

Kaum war die Ulmer Brigade fort, um bei Gunstett, Elsaßhausen und Fröschweiler todesmutig und tapfer noch miteinzugreifen, so kommt der Befehl auch an die letzten Zweidrittel der Division, vorab an meine 3te Brigade, den Vorangeeilten nachzurücken. Und eben war ein kleiner Ausläufer des Hagenauer Walds durchschritten, so ertönte das Signal: Rechts und links ausweichen! Unsere ganze Artillerie saust in rasendem Galopp durch unsere Reihen, um auch ihre Stimme bei dem Konzert vorne einzusetzen.

Den kleinen dadurch entstandenen Halt benützte mein Oberst der Achter, welche die Spitze bildeten, um eine kernige Ansprache an seine Leute zu halten und sie zu mahnen, daß sie die ernst bevorstehende Aufgabe der Brigade ihrer Stellung würdig eröffnen mögen. Auch mich drängte es, ein paar Worte als Geistlicher zu sprechen. Zwar beim vorderen Bataillon erhielt meine Bitte den freundlichen, aber bestimmten und gewiß vollberechtigten Bescheid: Es ist leider keine Zeit mehr, Herr Pfarrer, wir müssen sogleich fort! Dagegen war es möglich, der übrigen Mannschaft vom Pferd herab noch Mahnung und Mut zuzurufen mit den kurzen Worten des alten kernhaften Kirchenliedes: Das walte Gott, der helfen kann! Schien es doch jetzt ganz zweifellos, daß die nächste Viertel- oder Halbestunde auch meine Brigade mitten hineinwerfen werde in die seit vielen Stunden heiß und mörderisch tobende Schlacht — für junge und ungewohnte Truppen eine viel schwerere Sache, als dem Kampf von Anbeginn anzuwohnen und sich so mehr allmählich an seine Schrecken und Greuel zu gewöhnen.

Weiter ging es in eiligem Marsche, ernst und still, was

sich ja mit dem lautesten und tapfersten Hurra im Augenblick des wirklichen Drankommens ganz natürlich und widerspruchslos reimt. Denn nun zeigten sich die ersten Toten des Schlachtfelds, hier ein Pferd, das die erstarrten Glieder so ungewohnt in die Luft hinausstreckt, dort namentlich Menschen, Franzosen und Deutsche (vom XI. Korps) durcheinander. Aber wie sah es vollends aus, als wir den Hohlweg zur berühmten Bruchmühle hinabstiegen! Da stand förmlich und rieselte das Blut auf der Straße, was ich früher beim Lesen immer für Uebertreibung gehalten hatte und nun in Wirklichkeit wahrhaftig vor mir sah. Ein bildschöner Blondbart von preußischem Leutnant wird sterbend vorbeigetragen; und in grellem Gegensatz, ein verzweifelt ungleichwertiger Einsatz zu dem Indogermanen, liegt der Stolz, die schnöde Hoffnung der „großen Nation“, liegen die schwarzen Afrikaner tot mitten auf dem Weg oder im Feld, schauerlich anzusehen in ihren Blutlachen und den zerfetzten blutgetränkten weißen Hosen, teilweise im Tod noch zähnefletschend und grimmig die Fäuste ballend. Doch, da drüben stehen sie ja an der Bruchmühle gar auch noch lebend, etwa dreihundert gefangene Zuaven und Turkos bunt gemischt. Es war gewiß nicht Hohn gegen den Feind; denn wir standen ja noch vor dem Sieg und es konnte immer noch gehen, wie es wollte; sondern es sollte berechtigter Gegendruck gegen das gemütlich Greuliche sein, das uns umgab, wenn mein Oberst den Seinen zurief: „Ja, sehet euch die Kerle nur ein bischen aus der Nähe an, daß ihr euch für den Kampf an ihren Anblick gewöhnet!“

Möge nur immerhin jene verkehrte Humanität daran Anstoß nehmen, welche sich bekanntermaßen gar bald bei denen zu Haus als männliche oder besonders weibliche Turko-Manie bloßstellte! Sie wird es wohl roh und namentlich bedenklich ungeistlich finden, wenn ich ihr auch meinerseits ganz offen gestehe: Beim Anblick der lebendigen wie der toten Turkos konnte ich es mit dem besten Willen nicht zu mehr bringen, als zu einem stark abgeblaßten und kühl theoretischen Mitleid. Es sind das ja ohne Zweifel auch Menschen, und sie mögen sich mit dem ihnen vorerst beschiedenen Maß von Menschsein in ihrer afrikanischen Wüste ganz erträglich ausnehmen und

benehmen. Aber losgelassen in Europa und bei einem Krieg von Kulturvölkern, gehetzt, wie jeder sich noch erinnert, gegen die „blonden deutschen Jungfrauen“, waren sie im eigenen Sinn ihrer schnöden Auftraggeber und französischen Bewunderer eben einfach wilde Tiere. Und sie kamen denn auch gerade an die richtigen: die schwarzen an die „blauen Teufel“, wie der entsetzte Franzose fortan die biederen, kampfesfrohen Bayern mit ihrer unschuldsvoll himmelblauen Uniform benannte. Als einst der römische Kaiser Marcus Aurelius gegen unsere germanischen Altvordern, die Markomannen, richtige Löwen losließ, den nordischen Barbaren Angst zu machen, da hielten die Guten das für eine etwas größere Hunderasse und schlugen sie in aller Gemütsruhe tot. Nicht anders thaten die Bayern mit den Turkos und ähnlichem Volk, dem sie ja an wahrer Tapferkeit und Kraft weit über waren. Sie haben in den zwei kurzen Tagen von Weißenburg und Wörth so gründlich reinen Tisch mit ihnen gemacht, daß dieselben für den weiteren Feldzug gänzlich von der Bildfläche verschwunden waren, und von den „blonden deutschen Jungfrauen“ eben diejenigen, welche nach dem biblischen Gleichnis zu den „thörichten“ gehören mußten, nur noch mit den gefangenen Ueberbleibseln Bekanntschaft zu machen Gelegenheit fanden.

Ich denke, solche minder zartnervige oder sentimental-humane Gefühle hatten mitten auf dem Wörther Schlachtfeld ihr unanfechtbar gutes Recht. Denn wer nicht eine gewisse Beimischung von Stahl in der Seele hat und namentlich seine gemütliche Erregung nicht für wirklich berechtigte Anlässe aufspart, der sollte überhaupt von einem Schlachtfeld in That und Wort davon bleiben.

Ging doch unser Vormarsch noch etliche Zeit durch lauter furchtbare Szenen von Blut und Trümmern und ließ uns schließlich geradeaus hineinblicken in den Hexenkessel von Fröschweiler droben auf der Höhe, Mac Mahons burgartig beherrschendes Zentrum, aus dem heraus es ohne Aufhören blitzte, donnerte, rasselte, zischte und qualmte, als wäre die Hölle los. Und da hinein ging vollends auf kurze Entfernung unsere Marschrichtung.

Aber wie wir die Thalsenkung beim Engelhof erreicht,

heißt es: Halt! Eine Ordonnanz ist gekommen und hat vermeldet, daß die Schlacht gewonnen sei und wir hier bleiben können. Da bemächtigte sich wohl unser Aller eine seltsam gemischte Stimmung: Begeisterte Freude über den heiß erstrittenen deutschen Sieg, dessen langes Ringen wir den ganzen Tag über aus der nahen Hinterhut wenigstens seelisch mitgemacht, wie selten wieder bei einer Schlacht. Und begreiflich war ja auch das Frohsein des natürlichen Menschen, der so nahen und furchtbar drohenden Gefahr für diesmal noch entgangen zu sein. Daneben aber regte sich mindestens ebenso stark ein niederschlagendes Gefühl der Enttäuschung und des Bedauerns, daß wir nicht auch hatten mitthun dürfen, und wäre es nur in den letzten heißen Stunden gewesen, wie wenigstens unserer beneideten 2ten Brigade beschieden war.

Einen Trost namentlich für den Offizier bot es immerhin, sich zu sagen, daß wir auch als hochwichtige Reserve einen unentbehrlichen Stein auf dem eisernen Schachbrett gebildet hatten. Dies bestätigte sich besonders, als man später erfuhr, Mac Mahon habe die lang schwankende Schlacht erst am Spätnachmittag endgültig verloren gegeben, wie er von seinem hohen Standort aus die dunklen Linien der württembergischen Division sich heranwälzen sah: allerdings kein verächtlicher letzter Drücker, 25,000 Mann frische, durch keinen langen Marsch oder Entbehrungen erschöpfte Truppen, während Mac Mahons eigener herbeigerufener General unbegreiflicherweise ausblieb. Denn allgemein wird ja zugestanden, daß die ungewöhnlich günstige, auch dem Laien einleuchtende Stellung der Franzosen nur durch eine vom deutschen Feldherrn weislich vorgesehene und richtig geleitete Ueberzahl bezwungen werden konnte.

„Le ciel s'éclaircit au couchant, der Himmel klärt sich gegen Abend", dies französische Sprüchwort hatte sich in jeder Hinsicht für uns erfüllt. Denn auch das Wetter war allmählich schön geworden und eine warme Abendsonne schien über unserem Haltplatz, der bald zum Biwak hergerichtet wurde, soweit nicht einzelne Abteilungen auch von uns auf die nächtliche Vorwache hinauszuziehen hatten.

Da gab es denn zur Abwechselung von den sattsam gesehenen grausigen noch manche komische Szenen, oder warum soll

ich nicht geradezu sagen heitere Anblicke? Elastisch, wie der Mensch und insbesondere der Soldat im Felde ist, löste sich bei jenen ohne allen schnöden Uebermut die tiefe seelische Spannung aus, welche uns den ganzen Tag über beherrscht hatte. Kommt doch da z. B. ein flotter preußischer Husar daher geritten und hat sich auf dem Pferd eine erbeutete Krinoline umgelegt, dem jubelnden Publikum damit zu verkünden, daß im starken Unterschied von dem disziplinstrengen deutschen Heere selbst die schönere Hälfte des „schönen Frankreich“ in verschiedenen Exemplaren wider uns mit ausgerückt sei. Auch schon auf dem Schlachtfeld hatte ein umgestürzter und aufgebrochener Zuavenoffizierskarren ganz in der Weise von Roßbach überlaut nach Pomade gerochen. Desgleichen trippelten unter den anderen Gefangenen kokette Marketenderinnen in Uniform vorbei, uns gleichfalls eine neue Erscheinung, ebenso wie die zahlreichen militärischen Maulesel der Turkos. Da gab es natürlich zu dieser Stunde manches tolle Hallo; aber von Roheit oder Uebermut gegen die Gefangenen habe ich nichts bemerkt.

Einen hübschen Fang hatte mein Stab an einem erbeuteten Karren eines höheren französischen Offiziers gemacht, um jenen fortan als Stabskarren durch den ganzen Feldzug mitzuführen und wenn ich nicht irre nach Herrn Ducrot zu benennen. Bei der Besichtigung seines Inhalts am heutigen Abend fand man einerseits die bekannte Flugschrift Trochu's drin, welche die Franzosen in der That besser hätten studieren sollen, und andererseits war noch willkommener ein schon zur Bereitung ganz hergerichtetes Huhn. Wir ließen es uns in kurzem trefflich schmecken und freuten uns, daß die Franzosen zwar vorläufig nicht unmittelbar mit uns, wohl aber für uns ein Hühnchen gerupft hatten. C'est la guerre, so drehen sich im Krieg die Sachen manchmal sehr unerwartet um!

Der folgende Morgen, es war ein prachtvoller Sonntag, gehörte sogleich wieder voll und ganz dem Ernst, wie er sich ja jedenfalls als Grundton für die ganze Lage allein recht ziemte. Zwar fing er für mich mit einer wenig sonntäglich schönen dienstlichen Erfahrung an. Ich war zum nahen Engelhof hinaufgegangen, weil ich hörte, daß dort Verwundete liegen. Da kam ich nun mit meinem Kollegen von der 1ten Brigade

gerade dazu, wie unsere Leute zwei elsässische Individuen herbeischleppten und bereits mit ihren Beilen oder Faschinenmessern zu bearbeiten begannen, weil dieselben als Schlachtfeldhyänen ergriffen worden seien. Selbstverständlich retteten wir sie vor solcher denn doch gar zu raschen und summarischen Lynchjustiz und ermahnten die Unsrigen, schon um des Sonntags und Sieges willen einer ordnungsmäßigen Behandlung derartiger Anklagen Raum zu geben.

Im Hause drinnen aber lag u. a. ein tödlich verwundeter reicher jüdischer Kaufmann von Breslau, der die elsässische Wirtin um alles anflehte, ihm für seinen quälenden Hunger ein paar Eier zu bringen, die er allein essen könne und wofür er ihr blanke 20 Fr. bot. Sie aber war die richtige Megäre mit frechem, finster verbissenem Trotz, dem unter Umständen alles zuzutrauen war und der dem armen Sterbenden denn auch rundweg das Erbetene verweigerte. Wird man mich tadeln, daß ich bei der alemannischen Halblandsmännin alemannisch deutlich ins Mittel trat und so dem verwundeten Schlesier alsbald das Gewünschte verschaffte? Darnach war ich wieder Pfarrer und las dem Manne zu seiner großen Freude als Morgenandacht einen Psalm vor, der ihn ja „so viel oder noch mehr angehe, als uns“.

Diese Szenen und überhaupt der ganze vorhergehende Tag zitterten noch in mir nach, als wir ein paar Stunden darauf für den ganzen anwesenden Teil der Division Erlaubnis erhielten, als Siegesfest den Sonntagsfeldgottesdienst zu halten. Es war wirklich erhebend, wie sich nun die Mannschaften brigadenweise an den verschiedenen Orten des Biwakfelds zur Denkfeier des ersten glänzenden Sieges sammelten und wie die getragenen Klänge unserer heimischen Choräle, darunter namentlich das im Krieg ganz konfessionslos gewordene „Ein' feste Burg ist unser Gott!“, durch die Militärmusik trefflich ausgeführt von da und dorther über das sommerlich sonnige Feld ertönten. Hinter uns aber lagen in richtiger Ferne die am Tag zuvor beim eiligen Vormarsch gestreiften Greuel der Verwüstung und schrecklichen Szenen des weiten Schlachtgebiets von Wörth. Da ich mich jedoch strengster Wahrhaftigkeit befleißige, so will ich nicht leugnen, daß wenigstens *meinem* heißen Blut

die ganze, durch Wahrheit und Dichtung unheimliche elsässische Situation und besonders die oben geschilderten Morgenszenen in die Worte der Festrede hereinspielten. Ich konnte nämlich schließlich nicht umhin, zwar einerseits die Mannschaft aufs ernstlichste vor jeder übereilten und unbedachten Selbsthilfe gegenüber den meuchelmörderischen Unthaten der Zivilbevölkerung zu warnen, auf der andern Seite aber ebenso entschieden dem Kommando die dringende Pflicht unerbittlich strenger Repressalien und der heilsam abschreckenden Flammenschrift gegen jeden derartigen Fall ans Herz zu legen. Denn nur so sei es möglich, den Krieg, der tierisch zu werden drohe, in einigermaßen menschlichen und geordneten Schranken zu erhalten. Sachlich unterschreibe ich noch heute jedes Wort; ob es aber gerade Aufgabe des Geistlichen war, dasselbe im Dienst zu sprechen, mußte ich schon damals mit einzelnen meiner Zuhörer in Bälde billig selbst bezweifeln.

Den freien Mittag des 7. August wollte ich mit einigen Amtsgenossen, die sich aber bald von mir trennen mußten, einem Spitalbesuch bei den Verwundeten zu Fröschweiler und Wörth widmen. Da führte mich nun der Ritt an gar vielen merkwürdigen und geschichtlich berühmt gewordenen Sachen und Orten vorbei. Am Eberbacher Kreuzweg lag eine ganze Pyramide eingeschlagener Trommeln samt zerbrochenen Waffen und Fetzen von abgerissenen Zuaven- oder Turkopumphosen — ein Zeichen panischer Flucht von reinen Sanskulotten! Der Wald gegen Elsaßhausen hin, den ich an diesem Nachmittag durch Zufall viermal passieren mußte, wimmelte noch von Verwundeten und Toten; vor dem Walde draußen wollte mein Pferd durchaus nicht über die Leichen der Kürassierpferde von Reichshofen, welche die Straße förmlich sperrten und bereits die Luft durchdringend verpesteten. In Fröschweiler aber stand ich eine Weile herzlich bedauernd vor der ausgebrannten Kirche, deren Turmuhr mit einem runden Granatloch in der Tafel auf 1/2 2 stehen geblieben war, ob vom Tage vorher nach dem verderblichen Schuß, oder erst 12 Stunden später infolge des Turmbrands, weiß ich nicht. Dann ging es hinab den grausigen Hohlweg von Fröschweiler nach Wörth mit den Hopfengärten zur Seite, wo tote Turkos und Bayern noch jetzt durcheinander lagen.

Aber ich war ja wahrhaftig nicht als müßiger Schlachtenbummler oder Kriegsberichterstatter ausgeritten, sondern im ehrlichen und redlichen Bemühen, als Feldgeistlicher etwas zu leisten. Ja, wenn nur nicht die Aufgabe für einen solchen so groß gewesen wäre, daß vor lauter Ueberfülle von Arbeitsgelegenheit verhältnismäßig nur sehr wenig herauskam. Wo sollte man anfangen, wo aufhören? Lagen doch, wie ich später las, allein in Fröschweiler und Wörth gegen 9000 Verwundete alles durcheinander. Was wollten da ein paar verfügbare Stunden sagen? Ueberdem drängte die Zeit; denn ich hörte unterwegs, die Division im Biwak wolle abmarschieren. Und von Westen her zog das Gewitter mit Sturm und Regen herauf, welches den lechzenden Fröschweilern, den Gesunden und Verwundeten, den erlösenden Regen bringen sollte. So schloß ich mich endlich dienstlich tief unbefriedigt an einen jungen Pionieroffizier an und kam mit demselben nicht ohne verschiedentliche Verirrung wieder durch den unheimlich stille gewordenen Albrechtshäuser Wald spät abends bei der Brigade an, welche übrigens doch noch nicht abgezogen war. Aber im Glauben, daß nach einer Hauptschlacht längere Ruhe eintreten werde, war es mein fester Vorsatz, das heute erst so bruchstückweise Begonnene in den Spitälern an den folgenden Tagen nachzuholen.

III.

Vormarsch auf Châlons und Rechtsschwenkung nach Sedan.

Eine weise und schneidige Heeresleitung hatte es viel richtiger beschlossen, als der naive Laie gemeint. Um den Sieg von Wörth gründlich auszunützen und das viele vergossene Blut auch wirklich zu verwerten, ließ sie es mit dem einen Ruhe- und Rasttag des 7. August bewenden und uns schon in der Frühe des 8. zum sofortigen Vormarsch durch die Vogesenpässe wieder aufbrechen.

Und hier hatte nun wirklich Jeder, auch der militärisch Unerfahrene auf Schritt und Tritt Gelegenheit, erst vollends die außerordentliche Tragweite des Wörther Sieges und den wahren Charakter des französischen Rückzugs fast mit Händen zu greifen.

Man konnte es zuerst gar nicht glauben, daß die steilen und schmalen Waldwege, zu denen wir bald gelangten, vom Feinde unbesetzt gelassen worden seien, und sandte vorsichtig eine Reiterabteilung zur Erkundigung voraus. Aber nichts regte sich weit und breit, und von einem lebendigen, widerstandsbereiten Feind war keine Spur. Nur eine Menge umgestürzter Karren in den Straßengräben mit abgeschnittenen Strängen oder toten Pferden am Weg gaben Zeugnis von einer tollen, kopflosen Flucht. Wie leicht hätten sonst gerade die Vogesen mit ihren Querthälern, ihrem jähen Auf und Ab der Wege wenigstens noch eine Weile gehalten werden können, statt daß man uns jetzt einfach durchspazieren ließ! Von dieser eigenen Erfahrung aus konnten wir einigermaßen den noch viel größeren strategischen Fehler der Franzosen begreifen, von dem wir in Kürze erfuhren. Ich meine die Unterlassung der Sprengung jener vielen Bahntunnel bei Zabern, wodurch der deutschen Heeresleitung eine der wichtigsten Eisenbahnverbindungen mit der Heimat zur ungestörten sofortigen Benützung in die Hände fiel. Freilich mußte man während des ganzen Feldzugs ganze Regimenter, wie unser 6tes oder die schwarzen Braunschweiger als „Bahnwärterregimenter" verwenden, welche namentlich die Ein- und Ausgänge der Tunnel scharf bewachten, wie ich bei der Herausreise im Frühjahr 1871 mit Interesse sah.

Alles in allem mochte ja Mac Mahon den Mund nun auch im Unglück französisch viel zu voll genommen haben; aber merkwürdig und prophetisch bleibt seine Beurteilung der Sachlage dennoch. In Ingweiler nämlich, wo unsere Division am Abend des 8. August teils einquartiert war, teils biwakierte, hat der protestantische Pfarrer des Orts erzählt, wie ich aus durchaus glaubwürdiger Quelle hörte, daß der geschlagene Marschall in der Nacht vom 6. auf den 7. gegen 2 Uhr mit beschmutzter und zerrissener Uniform geschwind vor seinem Hause abgestiegen sei, um sich ein paar Eier geben zu lassen, und

schmerzlich bewegt ausgerufen habe: La France est perdue, Frankreich ist verloren!

Wir aber rückten zwar nicht ganz so vorschnell siegesgewiß, wie Mac Mahon sich niedergeschlagen geäußert hatte, aber doch mächtig gehobenen Sinnes und wie gesagt so gut wie ungehindert durch die Vogesen vor. Denn die kleine Bergfestung Lichtenberg wurde am 9. August von einer kleinen Abteilung meiner Brigade, der auch ich mich angeschlossen hätte, in kurzer Seitenunternehmung leicht bezwungen, wenn sie uns auch den Kommandanten des Jägerbataillons kostete.

Schon am Abend desselben Tags wurde die Vogesenhöhe bei Meisenhard erreicht. Selbst hier erinnerte das Biwak insofern noch einmal an Wörth, als im Wald, wo wir lagen, das eine und andre edle Berberpferd arg verwahrlost und halb verhungert aufgefangen werden konnte, welches sicher einem Zuaven- oder Spahioffizier gehört und wahrscheinlich ohne Reiter die Flucht eben auch mitgemacht hatte.

Von hier ging es den sanfter geneigten Westabhang der Vogesen hinab nach Hambach, welches einem großen Teil der Division durch sein unerhörtes Regen- und Sumpfbiwak, mir mit dem Brigadestab im Quartier durch eine charakteristische Abschiedserfahrung im eigentlichen Elsaß erinnerlich geblieben ist. Wir hatten in unserem Quartierwirtshaus eben zu Abend gegessen, da meldete irgend ein dienstbeflissener Geist, man habe im Haus eine Niederlage von Waffen entdeckt, während die sofortige Ablieferung von solchen an die einmarschierenden Deutschen sonst strenge befohlen war. Darob zuerst große und an sich nicht unberechtigte Aufregung bei uns allen, wenn man an die mancherlei bitterbösen Sachen dachte, die im Elsaß gerade von seiten der Bevölkerung schon vorgekommen waren oder wenigstens allgemein erzählt wurden. Aber zum Glück erhielt die erste Entrüstung bei jedem Unbefangenen alsbald eine heilsame Dämpfung, als man nun von dem angeblichen Waffenlager selber Augenschein nahm. Da lehnte in der Ecke eine vorsintflutliche Flinte, daneben ein Yatagan, ein rostiges Bajonnet auf einen zugeschnittenen Rebenpfahl gesteckt und ähnliche Mordinstrumente. Blickte man endlich auf die weinende Frau des beschuldigten Wirts, die wirklich eine ungewöhnlich

hübsche junge Elsäßerin war, so konnten sich jedenfalls die helleren Köpfe unter uns der Erkenntnis kaum mehr verschließen, zu was Zweck und Absicht sich ihr Ehegemahl in jener urwüchsigen Weise vorgesehen habe. Und wer wollte ihm das im Geringsten verdenken? Daß wir, zumal in diesem Punkt, durchaus keine zuchtlose Bande waren, konnte er schließlich nach den bekannten Hetzereien der französischen Presse und den Gewohnheiten seiner eigenen Truppen unmöglich wissen. So war es wirklich recht gut, daß dem Manne nichts weiter geschah, als was zum amtsgemäßen Abschluß der nun einmal in Szene gesetzten Handlung erforderlich war: verschmerzbare Wegnahme besagter Waffen, Bewachung des Wirts über Nacht und ernstliche Verwarnung zum Abschied.

Mir aber war diese tragikomische Erfahrung persönlich lieb als Gegendruck gegen die Stimmung bei Wörth und das allzugroße Mißtrauen, welches in den ersten Kriegswochen allgemein unter uns herrschte. Sah ich doch an diesem Vorkommnis mehr als nur unbestimmt gedankenmäßig, wie gewissenhaft vorsichtig jedesmal der einzelne Fall für sich genommen werden mußte, statt nach der natürlichen Neigung der Kriegslage vielleicht sehr Verschiedenwertiges gar zu rasch in einen Topf zu werfen und damit unter Umständen an Unschuldigen nicht mehr gut zu machendes bitteres Unrecht zu begehen, ohne es zu wissen und zu wollen.

Alles in allem bin ich freilich überzeugt, auch ohne ein greifbareres persönliches Erlebnis dafür anführen zu können, daß an den gehäuften und oft ganz bestimmten Angaben über bürgerliche Missethaten namentlich im Elsaß immerhin vielleicht ein Viertel auf Wahrheit beruhte, während die andern Dreiviertel hochbedauerliche Mißverständnisse oder bloße Fantasie gewesen sein mögen, wie die erste Kriegserregung sie so leicht mit sich brachte. Jenen übrig bleibenden Rest aber, wie überhaupt das jedem bemerkbare ungewöhnlich verbissene und feindselig trotzige Wesen der Elsäßer verglichen mit demjenigen der richtigen Franzosen konnte ich mir bereits im Feldzug und bei mannigfacher Berührung mit der Bevölkerung immerhin wohl erklären. Der Alemannenschädel ist ja schon von Haus aus tête carrée oder einigermaßen quer- und starrköpfig; und mehr wie einmal habe

ich damals als Schwabe halb im Scherz, halb im Ernst die Elsässer als nähere Stammesgenossen auf diesen unseren gemeinsamen Familienbesitz hingewiesen, den sie ja doch mit allem ihrem nachgemachten Franzosentum nicht wegbringen können, sowenig als die mannigfachen Einzelzüge, in welchen ich, ob auch verzogen, die Grundlinien des eigenen Stammesnaturells erkennen zu dürfen oder zu müssen glaubte. Und zu einer derartigen Gemütsart war nun vollends seinerzeit ein doppeltes Renegatentum gekommen: das politische und für einen großen Teil des einst in vorderster Linie stehenden protestantischen Elsaß auch das religiös-bekenntnismäßige! Das mußte notwendig und auf lange hinaus eine ungesunde Verdrehung des ganzen Wesens zur Folge haben. Allein namentlich bei der staatlichen Losreißung vom alten Vaterland haben sich die Elsäßer, Straßburg voran, einst ritterlich gewehrt, soweit dies bei der schmählichen Unmacht des damaligen deutschen Reichs überhaupt möglich war. Darum ist es an uns heutigen Deutschen, die Schuld unserer Vorfahren durch Geduld gegen die wiedererkämpften Volksgenossen gut zu machen, bis sie im Laufe der Zeiten auch wirklich wiedergewonnen sind. Denn ich wiederhole noch einmal: Ein Alemannenkopf ist zäh und läßt sich nicht über Nacht aus einer Tonart in die andere umstimmen.

Hiemit sei also den neuen elsässischen Landsleuten ein aufrichtiges und ehrliches „Nichts für ungut!" als Abschied zugerufen, wenn vielleicht der eine oder andere auch von ihnen meine Schilderungen zu Gesicht bekommen sollte. Im übrigen kehre ich von dieser kleinen Abschweifung wieder zu unserem Marsch zurück, der uns von Hambach aus in wenigen Tagen vollends in das eigentlich französische Sprach- und Volksgebiet bringen sollte.

Der erste bedeutendere Ort daselbst, in welchen wir am 15. August zu liegen kamen, war Deuxville — meiner Erfahrung nach der einzige Fall im ganzen Feldzug, daß der höheren Quartierverteilung eine Irrung passiert zu sein scheint, indem wir mit einem bayerischen Regiment örtlich zusammenstießen, aber natürlich im größten Frieden mit diesen unseren Landesnachbarn und Freunden auseinanderkamen. So staunens-

wert war sonst immer die Ordnung und Pünktlichkeit unserer Oberleitung.

Nun hatten wir in dieser Zeit, da man weiter vorne Mac Mahon suchen mußte, verhältnismäßig häufig Rast. So schon ein paar Tage vorher noch im elsässischen Rauweiler, wo es mir gelungen war, unterstützt vom Kollegen aus dem Hauptquartier einen Abendgottesdienst endlich auch mit Kommunion zu feiern. Und jetzt wieder hatten wir am 16. August Ruhe im französisch-lothringischen Deuxville. Auch hier erhielt ich die Erlaubnis, die andern ortsanwesenden Abteilungen der Brigade, welche zu Rauweiler gefehlt hatten, in der Kirche zu versammeln. Da gab es jedoch die erste kleine Schwierigkeit mit dem französischen Curé hinsichtlich der Benützung des Gotteshauses. Derselbe stellte sich bei meinem anstandshalber erforderlichen Besuch sehr kühl auf den Standpunkt des widerwilligen Gehenlassens. Die Thüre sei offen; Erlaubnis gebe er mir keine, weil dies der Bischof von Lüneville verboten habe. Ich erwiderte ihm hierauf, daß es sich bei mir auch nicht darum handle, ihn um Erlaubnis zu bitten, indem ich meinerseits den Befehl des Generals zu befolgen habe und daher nur die ordnungsmäßige Anzeige von dem Geschehenden mache.

Der Mann hätte übrigens gerade in diesem Fall beruhigt entgegenkommender sein dürfen. Denn es war gewiß weder eine Entweihung seiner Kirche, noch eine Verletzung des französischen Nationalstandpunkts, wenn ich absichtlich zur ersten Predigt im französischen Sprachgebiet den Text wählte: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch“. Außer dem persönlichen Bedürfnis, meine Hambacher Erfahrungen darin ausklingen zu lassen, hatte mir den Grundton hiezu noch im Badischen die treuherzige Erzählung eines meiner Achter gegeben, der mir sagte, wie namentlich seine alte Mutter ihn beim Abschied ermahnt habe, doch ja im Quartier auch bei dem Feind recht ordentlich und bescheiden zu sein, denn „wie wäre es uns, wenn die Franzosen zu uns kämen?“ Unter Hinweisung auf diesen Fall, der wohl nicht der einzige gewesen sein mag im deutschen Volks- und Bürgerheer, führte ich aus, wie ein recht lebendiges Durchdrungensein von jener einfachen und doch ewig wahren Grundregel jetzt zweimal nötig

sei, wo nach den ersten siegreichen Erfolgen, die sich aber auch wenden könnten, leicht Uebermut entstehe; und andrerseits werden namentlich durch den nunmehr beginnenden Mangel an gegenseitigem sprachlichem Verständnis die Hauptschwierigkeiten für einen ruhig gerechten und geordneten Verkehr mit dem französischen Bürger sich geltend machen, der aber doch natürlich zu seiner Sprache ein so gutes gottverliehenes Recht habe, als wir zu der unsrigen.

In der That war es ja von jetzt an und während des Durchmarschs durch bewohnte französische Gegenden, im Unterschied von der Pariser Zeit, gar oft tragikomisch, wie unsere Leute und die Franzosen mit einander zu diskurieren suchten. Ein Geschichtchen, welches einmal in dieser Hinsicht bei meinem Jägerbataillon vorfiel, ist zwar etwas derb, aber wahr und so charakteristisch für jene Tage der babylonischen Sprachverwirrung, daß ich es nicht unterdrücken will. Ein biederer Jäger hatte den völlig vergeblichen Verständigungsversuch mit dem Franzosen schließlich im Unmut mit der klassischen Wendung des Götz von Berlichingen beschlossen, die ja in Oberdeutschland auch vor und ohne Goethe etwas stark gäng und gebe ist. Aber was thut der Franzose? Hocherfreut, weil er meinte, den erregten Gegner nunmehr endlich glücklich verstanden zu haben, springt er fort und kommt zurück mit einem ansehnlichen Stück — fromage! Der Deutsche aß den Käs vergnüglich auf, nicht ahnend, wie ihm das geworden, bis scharfsinnigere Kameraden ihm den Schlüssel des Rätsels lieferten. Nicht immer so heiter und mit so befriedigendem Ausgang, aber doch in ähnlicher Tonart verliefen auch die vielen sonstigen Komödien oder Tragödien der sprachlichen Irrung. Man drehte sich in lächerlichen oder verdrießlichen Mißverständnissen herum; und als ob die armen leiblichen Ohren Schuld wären, kam es allmählich zum gegenseitigen Anschreien, wodurch der Zorn nur ärger wurde. So that man den eigenen Leuten einen Dienst, die mit allem Schreien doch oft nicht zum gewünschten und berechtigten Ziele kamen, und verschaffte zugleich dem dadurch immer hocherfreuten Franzosen eine Erleichterung, wenn man sich auf das verdienstlich friedenstiftende Werk des Dolmetschens verlegte. Damit war dem

Handel vielfach rasch ein Ende gemacht und beiden Teilen der thatsächliche Beweis geliefert, daß es gegenseitig oft weniger am Willen, als am Können und der menschenwürdigen Verständigung gefehlt hatte.

Hierin waren namentlich die Einjährigen unter unseren Truppen selbst von größtem Wert. Da es aber deren gerade in meiner Brigade verhältnismäßig nur wenige gab, so bot auch ich mich zu diesem mittelbar geistlichen Dienst als thätiger Fortsetzung der kirchlichen Mahnungen gerne und oft den Soldaten an, zumal bis sie sich ihr eigenes Hausbrauchfranzösisch einigermaßen angeeignet hatten. Wie mannigmal hieß es da auf der Straße: „O, Herr Pfarrer, schwätzen Sie auch mit dem Français“ (letzteres häufig mit einem kurzen derben Zierwort an der Spitze versehen!) Denn an uns Geistliche wandte sich der gemeine Mann mit solchem Ersuchen lieber, als an seine ihm dienstlich gegenüberstehenden Offiziere.

Freilich konnte es bei diesen praktischen Anliegen nicht selten geschehen, daß auch ein ordentlicher französischer Wortvorrat mit seiner Weisheit zu Ende kam. So war mir z. B. das öfters gewünschte Schweinefett zum Hufschmieren in meinem bisherigen französischen Lesen auf philosophischem und theologischem Gebiet noch nicht vorgekommen. Aber heraus muß es, schon um der Achtung der Soldaten willen, denen man für künftige Fälle keine Blöße in seiner Sprachkunst zeigen durfte. Also frisch darauf los und in Gottes Namen Anlehen gemacht beim geliebten Latein aus der Schule, und wenn ich auch in diesem Falle stark fehltappte. Der Franzose, dessen Landsleute bekanntlich sonst gegen Sprachfehler der Fremden sehr duldsam sind, lachte mir hell und heiter ins Gesicht, wie mir gewiß ohne jede schnöde Ahnung und Absicht das priesterliche oindre (lateinisch ungere) für's Schmieren der Pferdehufe herausfuhr. Bekommen haben wir das Gewünschte aber doch, zugleich mit der belehrenden Zugabe für künftige Bedürfnisfälle, daß es der Franzose saindoux benenne. Aehnlich halfen auch sonst dem Latein entnommene Wendungen als Lückenbüßer in der Not durch, alles unterstützt mit kräftiger Deklamation, malender Fingersprache und häufigem „comme ça“ nach der Art, die man dem lebhafteren Franzosen selbst abgelernt hatte.

In Ermangelung eines Taschenwörterbuchs, zu dessen Gebrauch ich schon keine Zeit gehabt hätte, war mir jedoch gerade für dieses Bedürfnis, oft sehr Alltägliches zu dolmetschen und Auskunft über die verschiedensten Bezeichnungen zu geben, das hoch entwickelte französische Aufschriftenwesen von nicht geringem Wert. Was waren doch im eigentlich Französischen, bezeichnend verschieden vom Elsaß, im kleinsten Dorf die großen weißen Wandflächen mit ihren wenigen Fenstern bemalt und beschrieben! Gewiß erinnert sich da jeder Feldzugsgenosse namentlich an das unvermeidliche grüne Männchen mit grellrotem Schirm; ich glaube, es war Sinnbild und Vertreter der Schneiderkunst als des französischen Nationalhandwerks. Im Ernste aber gab derartiges erwünschte Gelegenheit, durch das Nebeneinander von allgemeinverständlichem Bild und französischer Aufschrift wie in einem illustrierten Schullesebuch praktische Sprachstudien zu machen, und man konnte nur so vom Sattel herab in nützlicher Zeitverwendung altes auffrischen oder neues wie Handwerksnamen im Vorbeireiten mitnehmen, um es seinem Dolmetscherwortvorrat beizulegen. —

Bisher war ich der einzige Feldgeistliche in der Brigade gewesen. Als wir aber am Tage nach Deuxville an Nancy vorbei, das wir rechts in der Ferne liegen sahen, den 17. August bei Flavigny über die Moselschiffbrücke setzten und so auch diesen letzten deutschen Fluß hinter uns hatten, wurde mir in meiner schwierigen und manchmal etwas vereinsamten Stellung die Freude, aus der Heimat einen Bundes- und Amtsgenossen zu erhalten an dem hier zu uns stoßenden katholischen Feldgeistlichen für die 3te Brigade. Erst mit seinem und seines Kollegen Eintritt in der 2ten Brigade hatte jetzt die Ordnung des Feldgeistlichendiensts, welche für uns Protestanten noch diesseits des Rheins in Knielingen sich vollzogen, ihren vollständigen und paritätisch gleichen Abschluß für Hauptquartier und Einzelbrigaden gefunden.

Persönlich und amtlich durfte ich mir aufrichtig Glück wünschen zu dem gewonnenen Zuwachs. Erhielt ich doch an meinem Kaplan einen allerdings besonders liebenswürdigen, gebildeten und recht vorurteilsfreien Kollegen, der mit mir fortan durch den ganzen Feldzug getreulich Freud und Leid,

gute und schlimme Tage, u. a. nicht gar selten in beschränkten und zweifelhaften Quartierverhältnissen auch eine Lagerstatt teilte — eine friedliche Reunion der Kirchen im Kriege und durch ihn, dessen heiße Tage gar manche sonstige Scheidewand niederrissen!

Freilich hatte sein Eintritt für mich (und ihn) hinsichtlich der bisherigen persönlichen Stellung des Feldgeistlichen innerhalb unseres Brigadeverbands eine minder angenehme Folge. Wir jüngeren waren nämlich von der ersten besseren Ordnung unserer Verhältnisse in Knielingen an für Quartier, Verpflegung u. dgl. den Brigadestäben zugeteilt; und das war als Mittelpunkt für unseren Dienst an der ganzen Brigade schon der nötigen Verabredungen wegen der einzig richtige Ort, dessen sonstige kleine Vorteile in eigener Sache wir jedenfalls nebenbei so gut verdienten, als z. B. die so wenig beschäftigten Auditoren.

Aber kaum war mein katholischer Kollege eingetreten, so überreicht uns der Brigadeadjutant, übrigens ein sehr tüchtiger junger Offizier, welcher schon nach seinem Alter und Rang sicher unschuldig daran war, völlig unerwartet ein Edikt seiner Kanzlei, wonach wir für die Zukunft dem Sanitätszug der Brigade zugewiesen und demselben in Kost und Wohnung überantwortet werden, „weil die Pfarrer zu den Kranken gehören". Lassen wir diese Begründung, deren arge Fadenscheinigkeit schon durch meine bisherigen Erlebnisse mit ihrer wahrheitsgetreuen Schilderung, sowie durch alles folgende erhellt, daher sie auch in keiner anderen Brigade bis zum Schluß Nachahmung fand. Sagen wir statt dessen lieber in ehrlichem Deutsch: Wir Pfarrer und besonders ich, den man ja allein schon länger kannte, paßten weder vermöge unseres höheren Bildungsgrades, noch mit unserer sonstigen sittlichreligiösen, wenn auch durchaus nicht pfäffischen Auffassung von Welt und Leben in jenen Stabskreis. Derselbe hat uns daher sonnenklar nur deshalb den Stuhl vor die Thüre gesetzt, um im Quartier, am Essen u. s. w. selbst es um so bequemer und unbeengter zu haben und für seine aus früherer Zeit stammenden Gepflogenheiten nicht richtige Leute von 1870 stets um sich sehen zu müssen.

Daran ist kein Wort zu scharf, wobei ich natürlich immer

nur die an unserer Verdrängung schuldigen Mitglieder der betreffenden Genossenschaft meine. Denn es kommt noch ein weiteres, die Sache erst eigentlich recht beschwerendes dazu. Abgesehen davon, daß die Abschiebung vom Stab zum Sanitätszug eine Wegdrückung vom Mittelpunkt zum äußersten Umkreis nach allgemeiner militärischer Schätzung der letzteren Abteilung war, wußten die Betreffenden wie die ganze Brigade außer uns harmlosen Laien und Neulingen sehr gut, daß der Kommandant dieses Sanitätszuges, dessen Haus- und Tischgenossen wir ebendamit werden mußten, eine gelind gesagt höchst eigentümliche, in ihrer Art vielleicht einzige Persönlichkeit innerhalb der ganzen Division war. Uns gerade ihm zuzuweisen, hieß uns ahnungslosen in jeder Hinsicht mehr aufbürden, als einst der alte Ovid bei seiner Verbannung nach Tomi unter die barbarischen Kimmerier erlebte und in seinen Tristien noch der späteren Nachwelt so beweglich klagte. Letzteres werde ich nun zwar weder in Versen noch in Prosa thun. Aber um in meinen persönlichen Erlebnissen und Erinnerungen nicht aus falschem Schönfärben und übertrieben empfindsamer Nächstenliebe eine gar zu große Lücke zu lassen, muß ich jedenfalls soviel summarisch sagen: Mir hat diese ganze Maßregel durch das ungünstigste dabei stattfindende Zusammentreffen von lauter Personalgründen den Feldzug namentlich in seiner zweiten winterlichen Hälfte ganz ungebührlich und vollkommen vermeidbar erschwert; mir hat sie, und nur sie, in jenen schweren und arbeitsvollen Tagen z. B. eine Verköstigung aufgenötigt, wie sie schlechter war, als diejenige eines jeden gemeinen Soldaten; mir hat sie auch gemütlich nicht selten das Leben verbittert in einer Lage, wo man, herausgerissen aus seinen bürgerlichen Kreisen und hineingeworfen ins Feldlager, den Krieg nicht auch noch innerhalb der vier Wände und in demjenigen Kreise haben mochte, auf den man hier nun einmal für gar manche Stunde angewiesen war.

Nun könnte man mich freilich fragen, zu was nachträglich diese vielen Worte und Klagen, statt zur rechten Zeit den Mund entschlossen aufzuthun und im Feldzug selbst bei der oberen Instanz mich zu beschweren, deren freundliches Entgegenkommen ich ja früher so rühmend hervorheben durfte. Und

wirklich hatte der Divisionsgeneral schon in Bruchsal uns Geistlichen ausdrücklich gesagt, daß wir uns nur unmittelbar an ihn wenden sollen, wenn wir etwas zu klagen haben. Hier nun lag ohne Zweifel ein triftiger Anlaß vor. Warum regte ich mich nicht? Einmal deswegen, weil mir die ganze Tragweite der Maßregel im Augenblick ihres Erfolgens keineswegs schon ganz klar war und besonders die große persönliche Mißlichkeit des Platzes nicht bekannt sein konnte, den ich fortan mit dem Brigadestab vertauschen sollte; denn in letzteren hatte ich bereits eher einigen Einblick und konnte mir daher zumal von einer erzwungenen Rückkehr in denselben wenig Gutes versprechen. Und ich will ganz offen gestehen, daß bei mir auch noch ein Stückchen Partikularismus mitunterlief, von dem ich freilich durch diese Erfahrung zeitlebens hätte geheilt werden können. Es widerstrebte meinem schwäbischen Gefühl, die engeren Landsleute bei dem preußischen General zu verklagen, von dem ich zudem wußte, daß er bei solchen Ordnungswidrigkeiten schneidig kurzen Prozeß gemacht hätte.

So unterließ ich es, und die Sache schleppte sich weiter, bis es auch bei den besser und sogar durchaus freundlich gesinnten stellvertretenden Brigadekommandanten, die wir gerade über die Wintermonate und Schlachttage hatten, nicht mehr gut zu ändern war.

Eben dies aber erinnert mich an eine dringende Pflicht, welche ich zum Schlusse dieser leidigen, aber buchstäblich wahren Darlegung zu erfüllen habe. Es wäre nämlich durchaus ungerecht, um einiger absonderlicher Persönlichkeiten willen, mit denen mich mein privater Unstern in nähere Beziehung bringen mußte und wie sich welche schließlich überall unter der Masse finden werden, auf das sonstige Offizierskorps meiner Brigade und damit mittelbar auf die ganze württembergische Felddivision ein falsches Licht fallen zu lassen. Das sei ferne! Im Gegenteil war mir unverkennbar, wie die übrigen Offiziere meiner Brigade so gut wie ausnahmslos zuerst mehr unbewußt, später in ausdrücklicher Bekanntschaft mit unserer schlechten Lage durch verdoppelte Liebenswürdigkeit den allerdings recht plumpen Mißgriff ihres Stabes gut zu machen suchten, von dem verschmäht und mitten im Verlauf weggewiesen zu sein wenigstens un-

ſerer Ehre vor den Truppen in der That keinen Eintrag gethan hat.

Aus dankbarſter Erinnerung an dieſe Haltung unſerer ſonſtigen Militärgemeinde hätte ich ja am Ende die ganze Sache bei der Schilderung meiner Erlebniſſe unterdrücken können. Und mancher jetzige Leſer wird vielleicht denken, ich hätte am beſten gethan, jene Erfahrung von Flavigny alsbald der vorbeifließenden Moſel und dem Rhein und damit dem Meere der Vergeſſenheit zu überantworten, um nur Beſſeres aufzubewahren oder doch auch diese Reminiszenz nach dem bekannten Sprüchwort beim nachträglichen Rückblick zu verſchönern. Trotzdem verfuhr ich in reiflicher Erwägung anders, wie ich ja auch ſchon vor 18 Jahren in kurzen, aber ſcharfen Grundſtrichen das Nötige darüber zu bemerken mir erlaubte; denn zu einer wirklich echten und völlig ungeſchminkten Schilderung gehört eben auch das vorgefallene minder erfreuliche, wie dieſes Bild vom „Krieg im eigenen Lager“. Und hoffentlich trägt meine offene Darlegung für künftige Zeiten dazu bei, ähnliche Vorkommniſſe unmöglich zu machen, was im Intereſſe der Perſonen und der Sache gleich ſehr zu wünſchen iſt. Denn derartige Fehler, wie ſie hier im Thun, aber nicht minder auch im unzeitigen Stilleſein und Leiden gemacht worden ſind, ſollten nie mehr wiederkehren.

Im übrigen war ich gottlob kräftig genug, mich weder perſönlich noch amtlich durch ſolche Widrigkeiten niederdrücken zu laſſen, welche ſich überdies erſt vom Spätherbſt und Winter an recht fühlbar machten, als wir nicht mehr den Genuß franzöſiſcher Bürgerquartiere hatten, ſondern eben in beſagtem Sanitätskreis unſere ganze Unterkunft ſuchen mußten. Daher kann ich hiemit dieſen ärmlichen Staub von den Füßen ſchütteln, um mich unentwegt wieder zur Schilderung angenehmerer Erinnerungen zu wenden.

War es doch am ſelbigen Tag von Flavigny, als wollte der Zufall einen ſchlechten Witz machen oder vielmehr uns zwei harmloſen Geiſtlichen freundlich tröſtende Genugthuung für die ſoeben erlittene Kränkung geben. Denn an dieſem Abend geſchah es, daß wir in komiſchem Gegenſatz zum Erlebnis des Vormittags gerade vielmehr mit dem Diviſionsſtab, und zwar mit ſeiner ſogenannten erſten Staffel, alſo in nobelſter

Gesellschaft und bei glänzend besetztem Mahle zu Tische saßen. Das ging aber so zu. Eigentlich waren wir dem Curé des Orts ins Quartier überwiesen; allein derselbe war nur Verweser und wenigstens auf eine Beköstigung zweier plötzlich erhaltener Gäste nicht eingerichtet, daher er nicht umhin konnte, uns hiefür weiter zu geben. Nun, wir waren ja an diesem Tage das Abgeschobenwerden wie herrenlose Ware bereits gewohnt worden. Diesmal aber war es uns zum Heile und riß uns nach oben. Denn wir wurden durch ihn dem Nonnenkloster des Städtchens überantwortet, das ohnehin schon mit der Spendierung eines entsprechenden Abendessens für den Divisionsstab belastet war und dabei zwei weitere bescheidene Gäste nicht spürte. Möglich sogar, daß wir als vermeintlich nötige Ehrenwache nicht unwillkommen waren. Sehe ich doch die Aebtissin oder sonst eine höhere Schwester noch heute, wie sie in den Kreuzgängen des Klosters meinen Kollegen beiseite nahm und ihn in gebrochenem Deutsch angstvoll über die sittliche Führung und Tugendhaftigkeit ihrer militärischen Tischgäste ausfragte. Natürlich konnte diesen mit bestem Gewissen das glänzendste Zeugnis ausgestellt werden. Denn man denke sich unseren gestrengen Kommandanten und die geringste Verletzung der Zucht und Ordnung! Hatte er doch beim Regenbiwak von Hambach schon das Ausreißen von Bohnenstecken zum Lagerfeuer als schmähliche „Unzucht" aufs strengste gerügt, wobei allerdings böse Zungen dem Norddeutschen zuschrieben, er habe die gemeinen Bohnenstöcke für edle Reben gehalten.

Und so saßen wir denn jetzt im Nonnenkloster, alle ebenso wohlgeordnet als wohlgemut an der reich besetzten Tafel, der Almosenier als Vertreter des Klosters neben dem General in lebhaftem Gespräch über Zeit und böse Welt. Wir zwei aber wurden von den hohen Stabsoffizieren nicht einmal gefragt, wie wir hereingekommen, und hatten doch keine Brigade-, geschweige denn Divisionsberechtigung dazu. Freilich an den tiefen Ernst der Lage mitten unter die eigentümliche Komik dieses Symposiums hinein wurden wir wieder erinnert, als der Kommandant gegen den Schluß der Tafel Depeschen erhielt und der Gesellschaft mitteilte, eben (17. August) finden schwere Kämpfe bei Metz statt. Fast mochte man seinerseits im Ge-

danken an die deutschen Brüder, welche dort die Mosel stromabwärts blutig rangen, nicht mehr weiter ruhig sitzen und tafeln im friedlichen Nonnenkloster an der obern Mosel.

Aber ein freundliches Andenken habe ich ihm doch bewahrt. Denn wir bekamen am andern Tage sogar noch ein Reisegeschenk von ihm auf die weitere Wanderschaft mit. Nach dem Nachtquartier im Hause unseres rechtmäßigen Quartiergebers, des Pfarrverwesers, machte ich nämlich meinen Kaplan darauf aufmerksam, daß es wirklich nur gebildet wäre, wenn er seiner Aebtissin vom vorigen Tag einen dankbaren Abschiedsbesuch machen würde. Dabei könne er ja vielleicht in Anbetracht der übermäßigen Vorräte, welche die Gesellschaft am Abend vorher mit dem besten Willen nicht hatte aufessen können, so einen zarten Wink von mageren Tagen miteinfließen lassen, die voraussichtlich für uns Geistliche bevorstehen. Und richtig, er kam zurück und brachte von der würdigen Dame, in deren Herzensfreude über unsere allerseitige unerwartete Vortrefflichkeit, einen stattlichen halben Schinken mit, den wir ein paar Tage nachher auf einer Wiese bei dem klassischen Vaucouleurs, schon auch seiner klösterlichen Herkunft wegen zum Andenken an die Jungfrau von Orleans verzehrten.

Als wir am Vormittag des 18. August von Flavigny abmarschierten, war es interessant, mit welcher Spannung unser Curé, übrigens ein sehr feiner und netter junger Mann, und ebenso andere Bewohner des Städtchens uns teils ausfragten, teils eine Weile nachliefen und selbst beobachteten, welche Marschrichtung wir einschlagen, ob gerade aus nach Westen, wie bisher, oder aber rechts ab, Metz zu. Denn es waren unter sie natürlich bereits wieder die bekannten Gerüchte über große, daselbst errungene französische Siege gedrungen. Sie konnten oder wollten es daher nicht begreifen, daß wir trotzdem in aller Gemütsruhe auch heute bei der seitherigen Richtung gegen Châlons beharrten, auf der wir einen Tag später beim Halt auf dem Ackerfeld die wahren Nachrichten von Metz mit Jubel vernehmen durften.

Und so ging es denn, uns zur Beruhigung, den Franzosen zur Verzweiflung, mit kaum merklicher Ablenkung nach Nordwest immer stetig voran, vorbei an Toul mit seinem

Bergfort St. Michel, das in finsterer Ruhe auf unser abendliches Biwak bei Ochey-Thuiliet herabschaute, und noch durch mehrere Quartiere oder Biwaks, bis wir am 26. August als netten Abschluß unseres Vormarsches und gemütlichen Ruhepunkt vor der berühmten Rechtsschwenkung nach Sedan das ungewöhnlich freundliche Städtchen Sermaize an der Ostbahn mit seinen vielen Fabriken und Chateaux erreichten.

Der Rasttag, den die ganze hier versammelte Division auf länger hinaus zum letztenmal hielt, bot willkommene Gelegenheit, noch einmal friedlichen Gottesdienst zu halten vor den ruhe- und rastlosen Zeiten, deren Bevorstehen auch der Laie mehr oder weniger sicher fühlte. Zwar hatte es sich schon vorher glücklich gefügt, daß am 21. August zu Mauvage der erste von zwei Rasttagen nacheinander, welche Mac Mahons nördliche Kreuz- und Querzüge uns verschafften, gerade auf den Sonntag fiel. Daher traf es an demselben mit meinem eigenen Wunsch erfreulich zusammen, wenn eine sonst seltener mit uns zusammenliegende Abteilung, wie namentlich die Artillerie mich darum anging, auch ihr einmal einen eigenen Gottesdienst mit Kommunion verbunden zu halten. Der freundliche Kommandeur der 8ten Batterie, welcher das Ersuchen vermittelte, ließ zu diesem Behuf durch seine Artilleristen auf dem Felde einen hübschen Altar zimmern, der mit Teppichen, wie man sie eben hatte, ganz ordentlich verhängt war. Und so wurde es eine schöne, eigenartige Feier, obwohl ich mir dabei mancherlei liturgische Bedenken gegen die ästhetisch-religiöse Zweckmäßigkeit einer Abendmahlsfeier auf freiem Felde eben doch nicht verbergen und für die Zukunft manches praktische merken konnte, das einer Aenderung bedurfte. Um so besser aber paßte die heimische Perikope des Sonntags aus Matth. 16, 24—28 auf unsere Lage, wenn sich jene um das Wort bewegte: „Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen. Was hülfe es den Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" Ueber dasselbe konnte ich dann am Spätnachmittag in dem Dörfchen Villeroi auch noch einem meiner Infanterieregimenter auf dem Felde predigen.

In Sermaize dagegen schien mir für den Gottesdienst ein freigewählter Text passend als Anknüpfungspunkt für die

eben zeitgemäßen Ausführungen, indem ich den 133. Psalm zum Thema nahm: „Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen.“ Ich gestehe, daß mir dabei die freundliche und von Anfang an mehr als nur amtsbrüderliche Gestaltung des Verhältnisses zu meinem katholischen Amtsgenossen vorschwebte. Denn der vollen Lebenswahrheit und Ueberzeugungsfrische halber liebte ich es immer, auch persönliche Erfahrungen oder Stimmungen, welche des kirchlichen Orts nicht unwürdig waren, in meiner Rede mit- und durchklingen zu lassen, natürlich ohne daß sie ausdrücklich und taktlos irgend hervortreten durften. Und hier bot sich ja auf der Grundlage des Persönlichen die erwünschte Gelegenheit, ein paar vernünftige und gerne gehörte Worte unter anderem der konfessionellen Eintracht zu widmen, welche für die Brüder aus einer Volksfamilie dem gemeinsamen Erbfeind gegenüber sich so selbstverständlich ziemte.

Aber auch in weltlicher und staatlicher Hinsicht war das Psalmwort zeitgemäß in Tagen, wo bereits die stärkere Zusammenziehung der verschiedenen deutschen Truppenteile zum Schachturnier von Sedan verhältnismäßig mehr als sonst eine engere Berührung und Kreuzung, und damit wenigstens im kleinen doch auch dann und wann gewisse Reibungen derselben unter einander mit sich brachte. Ich konnte ja, zumal als militärischer Laie, unmöglich schon vorauswissen, welch’ glänzenden Erfolg die deutsche Einheit in der strammen Hand einer geistvollen Oberleitung schon am 1. September erzielen werde, wo die verschiedenen deutschen Stämme, Preußen, Sachsen, Bayern und Schwaben Schulter an Schulter den ehernen Ring um Frankreichs Kaiser und sein Heer unzerreißbar schließen halfen. Aber nachher freute ich mich doch auch meiner harmlosen Predigt von Sermaize mit ihrer unbewußten Prophezeiung der Frucht, welche aus der schönen Blüte wahrer Eintracht überall und ganz besonders im Felde erwächst.

Schön war es, daß mit dieser Friedens-Stimmung und Mahnung an die eigenen deutschen Truppen auch die französischen Quartiererfahrungen gerade in Sermaize nach meiner und vieler anderer Erinnerung besonders harmonisch zusammenklangen.

Ich wohnte in der Nähe des Bahnhofs, wo ungewohnter Weise eine kleine, aber recht ordentliche und von den Truppen viel besuchte Restauration unter einem Deutschlothringer sich noch im Gange befand. Mein eigenes Quartier jedoch befand sich in einem besseren Bürgerhause, dessen Familienhaupt als Maschinenaufseher in einer der benachbarten Zuckerfabriken diente. Natürlich hatten die Leute nicht viel übrig in einer Zeit, wo bereits alles stockte. Aber trotzdem thaten sie alsbald, was in ihren Kräften stand. Ich lieferte ihnen den Rohstoff, welchen wir der starken Truppenzusammenhäufung wegen trotz der Anwesenheit der Bewohner glücklicher Weise „faßten", d. h. von deutscher Seite geliefert erhielten; meine Quartierleute dagegen gaben ihm mit der berühmten, hochentwickelten französischen Kochkunst die wünschenswerte Form und fügten freiwillig die schon lange nicht mehr gesehenen Zuthaten einer gebildeten Normalmahlzeit bei. Auch ließen sie es sich nicht nehmen, die Ehre des weinbeglückten Frankreichs aus ihrem eigenen stillen Vorrat zu wahren, um mir und vielleicht auch sich selbst den deutschen Lieferungswein zu ersparen. Denn wir saßen ja friedlich und freundlich zusammen an dieser picknickartigen Mahlzeit, zu welcher jeder Teil das Seine beigeschossen, als wären wir schon lange die besten Freunde. Auch an meiner Kleidung entdeckte das Auge der Französin den einen und andern Feldschaden, den sie nicht umhin konnte, in die Kur ihrer fleißigen Nadel zu nehmen. Ja, ich hatte das Vertrauen der Leute so vollständig gewonnen, daß sie das ganze Haus meiner Hut übertrugen, wenn sie beide einen Ausgang zu machen hatten.

Der gute Engel freilich, der diese Freundschaft mit dem Feind gar rasch vermittelt hatte, war die kleine fünfjährige Angélique, der Eltern einziges Kind, das gleich nach der ersten Begrüßung allerliebst mit mir zu plaudern begann und mich in diesem wahrhaft wohlthuenden Quartier auch einmal wieder ganz vergessen ließ, daß wir eigentlich im Krieg und Feindesland standen. Sie wünschte in Kinderart sogar deutsch zu lernen; daher ich ihr beim Abschied, den die Familie weinend von mir nahm, eines unserer kleinen neuen Testamente zum Andenken hinterließ. Wenn ich mich recht erinnere, so habe ich in dasselbe außer ihrem und des Gebers Namen einen jener schönen

auf die Kinder bezüglichen Sprüche eingetragen und die Bitte an nachrückende deutsche Landsleute beigefügt, um meiner herzlichen Aufnahme willen den Frieden dieser harmlosstillen Familie zu ehren. Bei dem erfreulichen Erfolg, den ich anderwärts mit solchen schriftlichen Vermächtnissen an deutsche Nachfolger hatte, darf ich vielleicht hoffen, daß auch hier das schon von selbst am besten predigende Büchlein in der Hand meiner kleinen Freundin dem wackeren Hause wirklich als Schutzbrief zu dienen Gelegenheit fand.

Es gereicht mir jedoch zur Freude, bei diesem Anlaß offen auszusprechen, daß ich auch in den übrigen französischen Quartieren des Einmarsches bis hin zur verlassenen Umgebung von Paris in ähnlicher Weise fast durchaus befriedigende und vielfach geradezu freundliche Erfahrungen machte. Beim ersten Eintritt Fremder und Feind in den Augen der französischen Quartiergeber, ja als protestantischer Geistlicher dann und wann zwiefach einer barbarisch häretischen Schnödigkeit verdächtig, durfte ich meistens als werter Gastfreund scheiden, bei dem man rasch sowohl die nationale, als die konfessionelle Scheidewand über dem Allgemeinmenschlichen völlig vergessen hatte. Daß man letzteres bei dem Nichtkombattanten allerdings schneller und leichter herauszufühlen geneigt war, als bei den eigentlichen Truppen, versteht sich von selbst. Denn bei Jenem ziemte sich ja doppelt, dem französischen Mitzivilisten gegenüber sich anspruchslos und gebildet zu benehmen.

Es ekelte mich immer an, wenn ich, glücklicher Weise sehr selten und immer nur bei Persönlichkeiten, die auch sonst darnach waren, das Gegenteil eines solchen namentlich für Militärbeamte einzig angemessenen Betragens bemerken mußte. Ich meinerseits fühlte ganz abgesehen vom geistlichen Amte vielleicht gerade zu viel soldatisches Blut in den Adern, um als Nichtstreitbarer im Schutz der deutschen Bajonette gegen die wehrlosen französischen Quartiergeber wohlfeil groß zu thun und gewaltig aufzutreten, wie ein Eisenfresser.

Mit solchen Gesinnungen und Grundsätzen aber und überdem im hochwertvollen Besitz genügender Sprachkenntnis, welche unter Umständen sogar einen französischen Witz wagte, war es für unsereinen wirklich sehr leicht, mit den Leuten zurecht-

zukommen und in gesundem Humor, welchen doch wohl kein Unbefangener als der Lage unwürdig oder ungeistlich wird anfechten können, den Aufthauungsprozeß ihrer sanguinischen Herzen zu beobachten. Da wird zuerst dem Eingetretenen still oder sogar mürrisch der vorgeschriebene Schoppen Wein vorgesetzt und mit Dank von demselben angenommen, obwohl die Güte des Stoffs durchaus nicht auf der Höhe der „großen Nation“ und ihrer berühmten Weingaue steht. Indessen wird die Ausschußware langsam und geduldig vertilgt, und etwa auch dem Gastgeber, der noch finster und die Hände in den Hosentaschen beiseite lehnt, mit einem harmlosen „à votre santé, monsieur“ Gesundheit in dem sauren Krätzer zugetrunken — warum hatte er keinen besseren spendiert, den er nach der ganzen Ausstattung des Hauses zu schließen ohne allen Zweifel besaß! Aber als ein im Grund doch höflicher Mann muß er Bescheid thun und fühlt dabei bereits sein Gewissen dunkel schlagen. Ein Wort gibt das andre, die Unterhaltung beginnt in schönsten Fluß zu kommen; während dem ist das schließlich gemeinsam getrunkene Schöppchen leer. Und doch wäre es, wie der Franzose selbst am meisten denkt, jammerschade um den schönen Diskurs und die willkommene Gelegenheit zum Klagen oder auch Lachen, wenn die Sache schon so rasch ein Ende fände. Also flugs fort und ohne ein Wort von meiner Seite neuen Vorrat gebracht, der aber sehr merklich aus einem anderen Fasse kam und durch seine wesentlich erhöhte Güte anzeigte, wie hoch bei dem Besitzer der Gemütsthermometer vom anfänglichen Gefrierpunkt an bereits gestiegen war.

In dieser Weise ist mir gleich so vielen anderen, natürlich nur wo die Verhältnisse es billigerweise zuließen und keine Armut vorlag, wirklich manches gute Tröpfchen gallischen Rebensaftes ohne ein Wort des Forderns zu teil geworden und hat mein Herz in bedürftigen Zeiten nicht weniger erfreut, als dasjenige der völlig freiwilligen Geber, indem letzteres Gelegenheit fand, sich gründlich auszuschütten. Da kam ja zuerst immer das berühmte, mit theatralischem Pathos ausgerufene „grand malheur pour nous et pour vous et pour tout le monde, welch ein Unglück für uns und euch und für alle Welt“ — eine unbezweifelbare Wahrheit, die aber doch zugleich des Feindes unver-

tilgbare Eitelkeit und festgewurzelte Meinung von seiner Allweltsbedeutung naiv offenbarte. Ebenso bezeichnend war dann aber, in wie raschem Wechsel von Weinen und Lachen, von Klagen und elastischer Leichtblütigkeit er schließlich Ergebung in das Unvermeidliche eines allgemeineren Schicksals fand mit dem gleichfalls klassisch gewordenen Trostgrund: „c'est la guerre, à la guerre comme à la guerre, so geht es nun eben einmal, wenn man Krieg hat". Ich glaube, wir Deutsche wären darin viel zäher individualistisch und brächten eine verhältnismäßig so leichtergebene Einfügung des Einzelgeschicks ins größere Ganze weniger zu Stande! Die Franzosen dagegen hatten allemal den Mund kaum von Klagen befreit, so sprangen sie mit einer fast kindlichen Neugierde auf dies oder das ganz andersartige über oder fragten und schwatzten, als dächte niemand mehr an „la guerre". Und das war ja auch wirklich für sie, wie nicht minder für uns eine gemütlich wohlthuende Abwechselung, bei der man den Ideensprüngen ihrer lebhaften Causerie oder harmlosen Plauderei herzlich gerne folgte. Auch den meist mitunterlaufenden Eigendünkel oder ungebrochenen Uebermut ihres merkwürdigen Naturells konnte man in heiterer Ruhe mit in den Kauf nehmen.

Alles in allem machten sie mir bei solchem näheren Zusammensein vielfach im Guten wie im Schlimmen den Eindruck von großen Kindern, jedenfalls aber von ausgeprägten Sanguinikern, denen man als Mensch kaum feind sein konnte, soviel zweifellos Liebenswürdiges und wirklich auch Gutmütiges trat einem bei ihnen entgegen.

Schließlich darf ich bemerken, daß es mir auch in den geistlichen Quartieren bei den Curés nie schlecht erging, in welche ich standeshalber mehrfach in dieser Zeit, z. B. eben zu Flavigny, zu Lisle en Rigauld, später zu Ferrières und sonst mit meinem Kollegen zu liegen kam. Natürlich hatte ich gegen den letzteren zunächst Hinterwasser und saß im Anfang als der stumme Gast am Tisch, der hier meist mit dem Braten des friedlichen, aber trefflich hergerichteten lapin oder Stallhasen besetzt war. Die Unterhaltung aber wurde von meinem des Französischen wenig kundigen Kaplan mit dem französischen Spezialkollegen in der altehrwürdigen Kirchensprache des neu-

tralen Latein begonnen, bis es allmählich beiderseits zu hapern begann und mein bedenklich schulmeisterliches Lächeln bei einem kleinen Verstoß des einen oder andern immer mißlicher wurde. Nun war es Zeit, den bekannten Vorzug der lebenden Sprachen vor dem alten Klassizismus an den Mann zu bringen und meinerseits mit französischen Zwischenbemerkungen versuchsweise ins Gespräch einzugreifen. Dessen war denn auch der Franzose meist froh und vergaß ob seiner geliebten Muttersprache rasch die konfessionelle Standeskluft zwischen sich und mir, um fortan sogar vorwiegend das Gespräch mit dem protestantischen Gaste zu führen und mit ihm über alles mögliche, Geistliche wie Weltliche, sich zu ergehen.

Wirklich waren diese Curés in ihrer beständig getragenen langen schwarzen Amtstracht mit Schärpe der großen Mehrzahl nach gar keine unrechten Leute jedenfalls für den Privatverkehr, vielmehr überwiegend fein und französisch formgewandt, so daß sich mit ihnen bei unserem kurzen Zusammensein ganz gut auskommen ließ. Wie mir schien, waren sie vielfach ziemlich dürftig und mager gestellt und auch sonst unter einer mir auffallenden asketischen Zucht. So zeigte uns z. B. unser Gastfreund von Flavigny das Rauchverbot des Bischofs von Lunéville an seine Geistlichen; und darüber konnte ich nicht umhin, den Mann lebhaft zu bedauern, da ja uns gerade im Feldzug die Zigarre so oft als liebe und einzige Freundin böse Stunden mußte mitvertreiben helfen.

Zu den friedlichen und freundlichen Erfahrungen, welche ich, gewiß mit vielen anderen, in den französischen Bürgerquartieren machen durfte, bildeten nun freilich die Scenen des Requirierens oder nach dem Ausdruck unserer Soldaten des Rekurrierens einen oft recht peinlichen Gegensatz. Während später vor Paris die betreffenden wenig beneidenswerten Ausflüge mehr in die Ferne zu gehen hatten, um etwas Nennenswertes aufzutreiben, waren wir beim Durchmarsch durch bewohnte Gegenden während der Kriegszeit ab und zu unfreiwillige Augenzeugen jenes drückenden Vorgehens, welches jedoch kein anderer, als eben der alte Napoleon selbst systematisch ins moderne Kriegsrecht eingeführt hat und das sich unter Umständen allerdings durchaus nicht vermeiden lassen wird.

Aber auf dem einzelnen davon Betroffenen lastete es in der That schwerer, als alles andere. Wie schmerzlich, wenn einer Familie auch noch die letzte Milchkuh, die ihr geblieben, ohne Gnade aus dem Stall gezogen wird, um auf der nächsten Wiese geschwind geschlachtet zu werden und binnen kurzem in den hungrigen Soldatenmägen verschwunden zu sein! Nur etwa die Haut, die Füsse und ähnliche Abfälle blieben den gierig darauf lauernden Franzosen zurück, da zu ihrer Verwendung den durchmarschierenden Truppen die Zeit nicht reichte. Ich sehe das alte Weiblein noch, wie es in diesen Tagen einmal bei einem solchen Vorkommnisse mitten auf der Straße den dazu kommandierten Offizier kniefällig anflehte, ihr das Tier zu lassen. Aber es war rein unmöglich; denn die Mannschaft hungerte und brauchte schlechterdings notwendig die Nahrung, bei der es überdies hieß: Was will das unter so Viele! Jener Frau aber half es natürlich zunächst auch nicht viel, wenn ihr vorschriftsmäßig ein Bon oder eine amtliche Bescheinigung für das vom Feind Entnommene zum Behuf späterer französischer Zurückerstattung ausgestellt wurde. Ebensowenig war sie wenigstens materiell entschädigt, wenn ich als leidig dabei Stehender nicht umhin konnte, ihr mit einigen freundlichen Trostworten ein Zehnfrankstück in die Hand zu drücken, das sie sehr erstaunt entgegennahm. Ich weiß es nicht mehr ganz sicher, aber es ist recht wohl möglich, daß dasselbe eigentlich aus dem Fond geflossen ist, welchen die werkthätige Liebe zu Haus namentlich in späterer Zeit uns Geistlichen zur Verwendung bei unseren eigenen Leuten reichlich zur Verfügung stellte. Aber gewiß werden mir die freundlichen Geber eine solche nicht ganz bestimmungsgemäße Verwendung, natürlich als Ausnahmsfall, nachträglich verzeihen; denn sie ermöglichte doch, mehr als mit bloßen Worten nach der bekannten drastischen Mahnung des Jakobibriefs der weinenden Frau zu beweisen, daß bei der militärischen Beschlagnahme ihres Besitzes keine Brutalität roher Barbaren, sondern eben harter Brauch und Recht des Kriegs vorlag, neben dem auch die Menschlichkeit bei uns allen noch nicht erloschen war.

Aehnlich versöhnte man sich wenigstens allmählich doch eher auch mit dem hartnäckigen „Lügen", d. h. Ableugnen etwa

noch vorhandener Vorräte an Eß- und Trinkbarem, worüber man zuerst allgemein recht ärgerlich oder erbost zu sein pflegte. Denn man lernte mit der Zeit auch unsererseits sich besser in die mißliche Lage des Gegners hineindenken. Was wollten in ausgesogenen Gegenden und an den Hauptlinien des Truppendurchmarschs — immerhin in beachtenswertem Unterschied von glücklicheren Landstrichen — ein paar Laibe Brot oder etliche Flaschen Wein heißen, welche mehr oder weniger scharfsinnig versteckt den letzten Rückhalt des Besitzers bildeten, während Tag für Tag Abteilung um Abteilung durchzog und immer die gleichen Forderungen erneute? Ich selbst war einigemal veranlaßt, in der Not gegen gute Bezahlung die Franzosen um etwas Brot oder Wein u. dgl. anzugehen und bekam es auch meist um mein Geld und gute Worte, die fast noch besser zogen. Aber jedesmal thaten sie bei der Ausfolge ängstlich geheim und baten mich dringend, doch ja niemand zu sagen, wo ich es erhalten; denn „sonst kommen Ihre Leute alle nach und holen sich vollends, was wir noch haben".

Unleugbar war jenes obige Requisitionswesen im größeren Stil die Hauptursache, aus welcher auch das berüchtigte und vielverschrieene Franktireurtreiben zu erklären und damit offen gesagt einigermaßen zu entschuldigen ist. In manchen Schilderungen erscheinen diese Bursche einfach als ehrlose Buschklepper und Bösewichte. Auch bei uns überwog natürlich in der ersten Erbitterung diese Auffassung, und war Franktireur gleichbedeutend mit meuchlerisch feigem Schuft.

Aber bei ruhigerer und gerechterer Auffassung, zumal nachher, stellt sich die Sache wenigstens ihrem Kern nach doch erheblich anders; da erweist sich diese Seite des Kriegs, welche allerdings zum widerlichsten gehörte, als eine zwar höchst unpraktische, aber äußerst bauernmäßige Selbsthilfe, welche ohne allen Zweifel im gegebenen Fall auch bei uns in Deutschland ganz ebenso vorgekommen wäre und in früheren Zeiten bekanntlich vorgekommen ist. Denn allmählich und bei längerer Dauer oder öfterer Wiederholung war der Druck des Requirierens in der That etwas, was den von ihm weitaus am schwersten und fast ausschließlich getroffenen Landmann zur Verzweiflung treiben konnte. Alle List, alle Flüchtung und pfiffige Bergung

half nichts; man fand das Verborgene früher oder später doch, und wäre es auch im dicken Wald gewesen, wo die guten Vierfüßler nicht so weise waren, sich stille zu verhalten, bis der Feind vorbei war. Wenn da der Bauer in der Wut zur Flinte griff und sich hinter den Busch legte gegen den Feind, der ihn jedenfalls zunächst zu Grund gerichtet hatte, so mußte man ihn natürlich erschießen, wenn man ihn erwischte, aber ein Unmensch war er nicht.

Im übrigen muß ich offen gestehen, daß mir die geschilderten Härten des Kriegsrechts eigentlich doch hauptsächlich deswegen so peinlich erschienen, weil sie in völliger Ungleichmäßigkeit und unvermeidbarer Parteilichkeit den einzelnen Bürger als einzelnen trafen, während eine Menge anderer, die vielleicht weit besser gestellt und zugleich viel schuldiger waren, ungeschlagen und frei ausgingen. Denn ein Volk im Ganzen soll es immerhin empfindlich spüren, daß ein Krieg kein Kinderspiel ist, das man aus Langeweile oder Mutwillen und eitler Ruhmsucht gegen den friedlichen Nachbar anfängt. Diese Erfahrung kann für ein andersmal zur heilsamen Warnung und Abschreckung dienen, weil ja nur gebrannte Kinder das Feuer fürchten. Daher ist auch die bekannte und zum Ueberdruß namentlich von den Franzosen selbst so stark betonte Unterscheidung zwischen dem feindlichen Heer (oder Kaiser) und dem fremden Volk in der Theorie schöner und richtiger, als sie in der Praxis rein und widerspruchslos sich durchführen ließ und läßt.

In solchen Gedanken blieb ich meinerseits jedenfalls durchschnittlich und im ganzen bei aller offen zugestandenen privaten Sympathie für meine französischen Bekanntschaften und Einzelberührungen von jener thörichten Empfindelei völlig frei, die eben einfach in keinen Krieg gehen sollte, so wenig wie jener Offizier, von dem ich wiederholt hörte, daß er es als Pietist für unchristlich und daher unerlaubt halte, auf die Franzosen zu schießen. Ob's wahr ist oder nicht, kann ich nicht verbürgen; mir jedenfalls ist dies merkwürdige Menschenkind nie vor Augen gekommen, wie es wohl auch bei solchen Ansichten an einem halbwegs richtigen Feldgeistlichen wenig Freude erlebt hätte. Denn offen und rückhaltslos habe ich im voran-

stehenden wie sonst die entgegengesetzten Gefühle und Stimmungen zum Ausdruck gebracht, welche die wechselvolle Tragödie des Kriegs bei mir wie in jedem gesunden Gemüte hervorrufen mußte. Eines anderen Widerspruchs war und bin ich mir jedoch dabei nicht bewußt, als er eben von Haus aus in der irrationalen Thatsache eines Kriegs im Zeitalter der Humanität, der christlichen Bildung und Gesittung liegt. Aber hatten denn wir ihn angefangen? War er uns nicht vielmehr in schnödester Weise unter dem tollen Jubel des französischen Volkes als solchen aufgenötigt worden?

Und so brauche ich auch nicht wie die Falschhumanen aus lauter zartfühlender Gerechtigkeit und übertriebener Weichheit gegen den Feind, ungerecht zu sein gegen die eigenen Leute. Vielmehr kann ich in aller Ruhe und doch streng bei der Wahrheit, soweit ich sie selbst erfahren, in diesem Kapitel noch eine Weile fortfahren und außer den amtlichen Requisitionen samt dem, was drum und dran hing, auch noch einiges von den privaten Beziehungen, insbesondere vom eigenmächtigen „Rekurrieren“ erzählen, welches natürlich in der Berührung unserer Truppen mit dem ortsanwesenden französischen Bürger nicht ausbleiben konnte.

Da meine man nun vor allem nicht, wenn man etwa die starken Szenen von der Plünderung in Fröschweiler und Wörth oder von der Erstürmung von Bazeilles und dergl. liest, daß dies die stehende Form für das Verhalten der deutschen Truppen gegen den französischen Bürger und seine Ortschaften mit deren Hab und Gut gewesen sei. Nein! Das sind vielmehr doch eigentlich Ausnahmslagen, wenn ein Dorf allerdings das schreckliche Unglück hat, mitten in den Hexenkessel einer mörderischen Feldschlacht hineinzufallen und dieselbe im Verlauf, wie nicht minder im nachtobenden Schluß mit durchzumachen. Alsdann war und ist es menschenunmöglich und von der musterhaftesten Mannszucht nicht zu verhindern, daß nicht in der fürchterlichen Erregung Leibes und der Seele manches vorfällt, was die Thäter, wieder ruhig geworden, nachher selbst bedauern. Derartiges ist eben das vollkommene Seitenstück zum Aufruhr der Elemente, gegen deren Naturgewalt der Mensch gleichfalls unmächtig ist.

Ganz anders war es dagegen auf dem Marsch durch bewohnte Dörfer oder auch bei längerer Rast in denselben. Sicherlich ist es bei anderen deutschen Truppenteilen im wesentlichen gerade so zugegangen wie bei uns. Aber den festen Boden persönlicher Beobachtung und Erfahrung habe ich natürlich vorwiegend nur bei der eigenen Division. Und von ihr, beziehungsweise von ihrem Kommando kann ich rund und gut bloß sagen, daß es in der Rücksicht gegen die französische Zivilbevölkerung und in der entsprechenden Zucht bei den eigenen Truppen am Ende eher zu viel, als zu wenig gethan hat, was freilich unter allen Umständen das löblichere von beiden Extremen genannt werden muß.

Voran stehe etwas, das zugleich vom ganzen deutschen Heer bekannt und natürlich ohne alle und jede Einschränkung nur mit größter Freude zu begrüßen ist. Betrifft es doch in der Berührung mit der fremden Bevölkerung offenbar den allerwichtigsten Punkt, und daher verdient seine fleckenlose Reinerhaltung eine unvergängliche Ehre der deutschen Feldtruppen für alle Zeit genannt zu werden. Ich meine die Behandlung des weiblichen Geschlechts oder das völlige Unterbleiben jeder Gewaltthat gegen dasselbe. Denn selbstverständlich fallen die sehr freiwilligen Beziehungen seiner schlechteren Elemente zu unseren Truppen namentlich in der späteren Zeit der Okkupation unter einen ganz anderen Gesichtspunkt. Jenes erstere aber ist vielleicht das einzige, worin selbst die Feinde nachträglich nicht umhin können, der Wahrheit so ziemlich die Ehre zu geben. Ihnen und ihren gallischen Gewohnheiten war wohl eine derartige Erscheinung denn doch gar zu auffällig und kam ihrem Leichtsinn am Ende gar wie ein Mangel an höherer Lebensart und feinerem Chic bei den teutonischen Barbaren vor, worüber man daher nicht wie sonst zu lügen für nötig hielt. Wir aber freuen uns, daß hierin in der That altgermanische Väterart und sonstige sittliche Elemente sicherlich unter uns gewirkt haben. Und daneben war es das größte humane Verdienst der amtlichen Mannszucht, welche in diesem Stück des Guten gewiß nicht zu viel that, wenn sie immer von Zeit zu Zeit namentlich auch den hierauf bezüglichen Abschnitt der Kriegsartikel verlesen ließ. So konnte kein Zweifel darüber

aufkommen, daß jeder bekannt werdenden Gewaltthat gegen Frauenzimmer in unerbittlicher Strenge alsbald eine deutsche Kugel sicher sei. Es wurde aber nie etwas bekannt, soviel ich irgend weiß; und das ist bei der keineswegs zimpferlichen Klagebereitschaft der Franzosen der mathematisch sichere Beweis dafür, daß auch nie ein entsprechender Fall vorkam. Das Heer mit seinen Hunderttausenden ist in der viel bedenklicheren Zeit des Krieges durchaus davor bewahrt geblieben; ich denke, das könnte auch für den Frieden und die lebenswahre Kraft der Abschreckung einen lehrreichen Wink geben! — Gleichfalls mit drakonischer Strenge, über deren Maß sich schon eher streiten läßt, wurde aber bei uns für's andere z. B. gegen Raub vorgegangen, wenn ein Soldat in einem bewohnten Haus vor dem Besitzer und unter bewaffneter Bedrohung desselben sich etwas nennenswerteres angeeignet hatte und zur Anzeige kam. Ich erinnere mich noch ganz gut, wie am Tag vor Sedan ein Mann vom Sanitätszug auf offenem Feld darob verhört und wenn ich mich genau entsinne zu 20 Jahren Galioten- oder Sträflingsdienst verurteilt wurde. Freilich ging er bald durch und soll zu den Franzosen hinübergelaufen sein, wo er wohl verkam — eine bitterböse Strafe für ein paar mit Gewalt genommene Hemden!

Aber auch dem bloßen Stehlen wurde noch von seiten des Kommandos verhältnismäßig streng auf die Finger gesehen. Ja, ich möchte bei derjenigen Art von Diebstahl, um welche es sich hier zunächst handelte, beinahe die Behauptung wagen, daß es teilweise doch etwas gar zu streng und peinlich und in einer Weise geschehen sei, welche zumal in der Zeit der amtlichen Requisitionen für das sittliche Bewußtsein der Truppen nicht immer so ganz verständlich war. Denn um was drehte es sich meist in diesen Wochen? Verschieden von den Vorkommnissen in ganz oder halbverlassenen Gegenden, worüber später, war vorläufig der sogenannte Diebstahl ganz überwiegend „Mundraub“, also die leichteste Form von Eigentumsverletzung. Dazu kam noch ein weiteres. Bisher waren wir durch ziemlich arme Gegenden oder solche gekommen, welche französischer und deutscher Durchzug stark ausgesogen hatte. Hier war also nicht nur weniger zu holen, sondern wurde

namentlich auch jede weitere Wegnahme viel schmerzlicher empfunden. Jetzt aber, zumal in den Wochen unmittelbar nach Sedan, welche ich für diesen Punkt hier vorausnehmen möchte, führte uns unser Marsch der Marne entlang sogar durch ungewöhnlich blühende, sichtlich sehr wohlhabende und keineswegs ausgesogene Landstriche. Da rückt vielleicht einmal der Mann abends ermüdet und erschöpft ins Quartier oder in ein Biwak beim nahen Dorf ein. Die amtliche Beköstigung ist mager oder läßt auf sich warten. Aber die Findigkeit und Schlauheit des Soldaten weiß in verborgenen Kellern und Kammern allerlei Eß- und Trinkbares aufzuspüren, das im stande ist, ihm aufzuhelfen. Gelang die Ausführung, ohne daß der Franzose es rechtzeitig bemerkte, so war das allerdings privatim und nicht gesetzlich Requirierte unter dem Beistand der Kameraden rasch verschwunden; denn brauchen konnten sie es, und bloßer Mutwille oder Zeitvertreib war es selten. Kam aber der Besitzer dazu oder bald dahinter, so gab es alsbald schweres Geschrei und hochentrüstetes Laufen zum General oder Colonel, wie dann zur einschmeichelnden Empfehlung der Beschwerde vom Leutnant an alles Kommandierende hieß.

Ich kann wirklich nicht umhin, bei der Rückerinnerung an diese oft gar nicht so himmelschreienden Sachen und Sächlein unter meist reichen und wohlgenährten Franzosen auf eine vielleicht nicht ganz pastorale Weise ironisch zu werden. Denn in der That waren letztere bei ihren Klagen im Vertrauen auf unsere straffe Mannszucht doch zuweilen auch gar zu naiv, um nicht zu sagen unverschämt. So kommt einmal einige Zeit nach Sedan bei Chateau Thierry mein Quartierwirt, mitten in einer überreich mit Obst gesegneten Gegend, wehklagend zu mir aufs Zimmer und beschwert sich bitter, daß ihm einer meiner Soldaten im Garten — einen Apfel an einem Spalier gestohlen habe. Und da sollte man sich miterhitzen! „Non, monsieur, c'est la guerre dans sa forme la plus calme, nein, mein guter Mann, das ist der Krieg noch in seiner mildesten Form," antwortete ich mit ihrer eigenen Lieblingsformel und drehte mich um, während der Franzose ob solchem unerwarteten Mangel an sittlicher Entrüstung auf meiner Seite schwer enttäuscht sich trollte. Vorher hatte der gleiche Mensch ein paar

verlaufene Bayern, die ganz ordentlich ums Geld etwas bei ihm haben wollten, schnöd zu betrügen versucht, daß ich mich bereits hatte ins Mittel legen müssen. Und nun kam er mir mit seinem Spalierapfel! Ich meinte in solchen Fällen eben immer, die Franzosen dürften bedenken, daß wir doch eigentlich nicht zu unserem freien Privatvergnügen auf der Lustreise bei ihnen seien, sondern schließlich doch durch ihre Gesamtschuld herausgerissen aus unserer Heimat und hineingeworfen in gar mancherlei Entbehrung, Not und Gefahr. Da hätten sie zum mindesten bei Bagatellen immerhin ein vernünftigeres und gegen sich selbst strengeres Einsehen haben können, statt vielfach gar zu eingebildet im Augenblick die bitter gekränkte Unschuld aufzuspielen und sich zu gebärden, als wäre nur auch jede Antastung des Eigentums der „großen Nation" alsbald ein Majestätsverbrechen, das um Rache gen Himmel schreie.

Freilich war mein obiger Apfelkläger im formellen Recht auch vom Standpunkt unserer eigenen damaligen Disziplin aus, wie ich zur Kennzeichnung derselben und ihrer weitgehenden Rücksichtnahme auf das französisch bürgerliche Eigentum ausdrücklich noch erwähnen möchte. War uns doch in jenen Tagen vor und nach Sedan beim Durchmarsch durch eine geradezu von Obst strotzende Gegend bestimmt verboten, uns an demselben zu vergreifen. Das ließ sich ja vom gesundheitlichen Standpunkte aus gerne hören; allein ausdrücklich war als Hauptgrund die Schonung des Privatbesitzes bezeichnet. Mochte das begreifen, wer wollte; mir war es kaum möglich und passierte daher leider auch einmal, daß ich nur so geschwind beim Vorbeireiten einen Apfel vom brechend vollen Baum an der Straße herunterholte — ich hätte es im besten Freundesland gewiß ebenso gemacht, so wenig ich jedoch leugnen will, daß es im vorliegenden Falle wenigstens des Beispiels halber entschieden zu tadeln war. Und wirklich wäre es mir beinahe schlimm bekommen. Denn mein Unstern hatte mich das zu oft schon gehörte Signal „Rechts halten!" überhören lassen, also daß der schneidige Divisionsgeneral genau im selbigen Augenblick an mir und meinem sich bäumenden Pferd vorbeigaloppierte. Natürlich hatte er mit seinen disziplinstrengen Falkenaugen über der scharfgeschnittenen Nase meine

Missethat gesehen, hatte aber zum Glück drei Tage vor Sedan besseres zu thun, zumal im Regen, als sich dabei aufzuhalten, und ließ mir's wohl nur deshalb gnädig hingehen. Aber noch in Kehl beim frohen Festmahl des Rückmarsches, dreiviertel Jahre nachher, meinte er gegen meinen anwesenden Kollegen unter freundlicher Erkundigung nach meinem Befinden lachend: „Na, einmal hat er aber doch auch verbotene Requisition getrieben, als er sich vor meinen Augen die Aepfel vom Baume herabnahm!" Vielleicht ist gerade eine solche persönlichst erlebte Kleinigkeit doppelt bezeichnend für den Geist und das Maß der Disziplin, welche bei uns herrschte, und mag einen lachen machen über gar manche französische Schauergeschichten von Raub und Diebstahl, die man bekanntlich lesen kann. Wurde doch ein anderesmal ein Soldat meiner Brigade, der als Ersatzreservist durch die Champagne zog, von seinem kommandierenden Offizier sogar mit dem Revolver angeschossen, weil er, trotz wiederholtem Verbot an die Mannschaft, vermeintlich zum Traubenstehlen in einen der ebenen Weinberge an der Straße ausgetreten war. Der Offizier hatte freilich von da an durch den prompten Mutterwitz der Soldaten den stehenden Spottnamen des „Wengertschütz" (Weinbergschütze oder Hüter) für den ganzen Feldzug auf dem Hals.

Alles in allem bin ich überzeugt, daß die französische Bevölkerung mit der Behandlung von seiten unserer Truppen, natürlich den Umständen entsprechend, zufrieden sein konnte. Zuweilen sprach sie es auch wirklich aus oder ließ wenigstens verlegen durchblicken, daß sie sich bei uns besser stelle, als bei ihren eigenen Prätorianerscharen mit deren sehr geringem Maße von Zucht und Ordnung. Denn darin lag ja neben manchem anderen der große Unterschied. Wir waren keine heimatlose oder doch nur in der Kaserne eingelebte Berufstruppe, sondern im besten Sinne ein Volks- und Bürgerheer. Ein solches aber besaß trotz allem und allem auch gegen den Bürger und die Familie im Feindesland das richtige Maß von Herz und Verständnis, wo es am Platze war. Der bejahrte Landwehrmann empfand es zwar doppelt schmerzlich, von zu Hause abwesend zu sein, wo sein Fehlen so tief in das Ergehen der Seinen einschnitt. Und ein solcher mag deshalb dann und wann in

einer Hinsicht härter und rücksichtsloser gewesen sein, als die jüngere Mannschaft; aber das wurde doch wieder aufgewogen durch die daneben sich findenden weicheren und milderen Seiten eben seines Wesens. Wie konnte der bärtige Krieger z. B. angesichts der Kinder in den fremden Quartieren kalt bleiben oder roh sein, er, für den selbst in der fernen Heimat Weib und Kinder zitterten? Mußten nicht solche Erinnerungen ans Eigene ihn weich machen und den ersten harmlos neutralen Berührungspunkt, die allgemeinmenschliche Brücke zwischen ihm und den Quartierleuten bilden? Manches idyllische Friedensbild mitten im Krieg war in dieser Hinsicht zu verzeichnen.

Sehr wertvoll erwies sich auch in dieser Hinsicht die deutsche Einrichtung der Provinzial-Armeekorps anstatt einer Zusammenwürfelung der Truppen aus allerlei Gegenden und Stämmen der Nation wie bei den Franzosen. Denn nicht bloß militärisch wird sicherlich die Gesamtleistung durch den gesunden Wetteifer der einzelnen Teile erhöht und unter Umständen eine leonidasartig hochgespannte Tapferkeit erzielt, wenn einer Truppe gerade die Verteidigung des eigenen naheliegenden Heimatherds zufällt. So war es bei den wackeren badischen Schwarzwäldern im Kampf gegen Bourbaki, dessen Einfall zunächst **ihr** schönes Ländchen bedrohte. Aber „keiner von diesen Chaiben (alemannisch für Lumpen) kommt 'nüber!" ging es als stille Losung durch die Reihen der Tapferen auf den Schneefeldern an der Lisaine. So hat mir ein Vetter erzählt, der sich dort als freiwillig mitkämpfender Achtzehnjähriger für wenige Jahre später den Tod holte.

Vor allem jedoch möchte ich von meinem Standpunkt aus den eigentümlich sittlichen Wert hervorheben, der nach meinen vielfachen Erfahrungen in jener Einrichtung lag. Sogar im Felde, wie schon in der Garnison, konnte der Soldat lange nicht so verwildern und herunterkommen, wenn er sich immer unter engeren Landsleuten oder gar Orts- und Schulkameraden bewegte und dadurch stets an die bürgerlich friedliche Heimat gemahnt wurde. Fürchtete er sich nicht vor Gott oder seinem inneren Gewissen, wußte er in den Ausnahmslagen des Kriegs der militärischen Zucht auszuweichen, so fürchtete und scheute er sich doch vor der etwaigen Nachrede des Genossen,

der mit ihm seinerzeit wieder in den alten Kreis der Bekannten und Verwandten eintrat. Ich bin wirklich überzeugt, daß von der durchschnittlich so tüchtigen sittlichen Haltung unseres Heers gegen Haus und Hof, Ehre und Familie des französischen Bürgers ein gutes Teil eben dieser veredelnden und erziehend wirkenden echt deutschen Ordnung zu danken war. —

Im Voranstehenden habe ich mir erlaubt, die verschiedenen Erlebnisse und Beobachtungen namentlich hinsichtlich des Verkehrs mit der französischen Bürgerschaft an das Quartierbild von Sermaize anzuknüpfen. Denn dieses steht schon wegen des scharfmarkierten Gegensatzes zu den gleich nachfolgenden Tagen als friedlicher Ruhepunkt bei vielen von uns in besonders lebhafter Erinnerung. Aber mit letzterer mochten gerne die ziemlich ähnlichen Wochen zusammenfließen, welche nach den ersten Septembertagen uns gleichfalls noch durch dichtbevölkerte Gegenden und Quartiere in verhältnismäßig ruhigeren Märschen führten und damit Gelegenheit gaben, Land und Leute näher kennen zu lernen.

Mitten inne jedoch liegt das großartige Kriegsdrama von Sedan. Es ist Zeit, daß wir uns ihm zuwenden und zwar zuerst den unvergeßlichen Eilmärschen, welche auch uns Württemberger, so viel ich weiß als äußersten linken Flügel der Rechtsschwenkung dorthin auf den Plan führen sollten.

Kaum hatten wir am 27. August die Bahnlinie hart bei meinem Quartier überschritten, so erfolgte auf der Straßenkreuzung uns Laien völlig überraschend im genauen rechten Winkel die Abbiegung von der seitherigen Richtung nach Châlons, wo wir die Hauptschlacht sicher erwartet hatten. Aber rasch erfuhr man jetzt allgemein den Grund der Marschveränderung, hörte, daß es gelte, in Eilmärschen durch die Argonnen mit ihrem vielen Niederholzwald unserem alten Bekannten von Wörth, dem Marschall Mac Mahon einen abermaligen Besuch abzustatten.

Es war gut, daß man dies aufregende Ziel vor Augen hatte, um den ungewöhnlichen Anforderungen zu entsprechen, welche in diesen paar Tagen an die marschierenden Truppen bald bei strömendem Regen, bald namentlich in drückender Augusthitze gestellt werden mußten. Aber schon am 29. zeigten

Brandwolken in der Ferne, daß es in kurzem Ernst werden würde. Zwar gestaltete sich unser Biwak bei Vaux-les-Mouron noch einmal fast idyllisch, da wir in hübschen Laubhütten kampierten, als hielten wir das jüdische Fest in der Wüste, wofür freilich ein benachbartes Birkenwäldchen seine Stelle hatte wechseln müssen. Am folgenden Tag jedoch erschienen bereits die wohlbekannten Pappdeckelkreuzchen der verbrauchten Chassepotpatronenpäckchen auf dem Weg und bewiesen in eindringlicher Mahnung die beginnende Fühlung mit dem Feind, den wir nun seit drei Wochen nicht mehr gesehen hatten. Und vorne dröhnten dumpf über den Wald von le Chêne populeux auch wieder einmal die Kanonen herüber, diesmal von dem Kampf der Bayern und Sachsen bei Beaumont.

Immer stärker wird die Zusammendrängung der Kolonnen, welche alle Einem Mittelpunkt zustreben, oft drei bis vier nahe bei einander, aber auf verschiedenen ihnen zugewiesenen Wegen, die einen auf der Straße, die andern quer über das Ackerfeld und Wiesen: trotz manchen Halts und mancher unvermeidlichen Kreuzung eine wahrhaft musterhafte Leitung der Höchstkommandierenden, welche jedem unwillkürlich die größte Achtung und unter allen Strapazen das vollste Vertrauen zur führenden Hand des guten Vater Moltke einflößen mußte. Dem marschierte man gerne; fühlte man doch, daß es keine unüberlegten Kreuz- und Querzüge seien, in denen man sich nutzlos hätte plagen müssen.

Allmählich gestalteten sich die Wege namentlich bei den Dörfern mehr als unwegsam; sie waren vielfach abgegraben oder mit tiefen wolfsgrubenartigen Einschnitten zur Seite versehen, um uns aufzuhalten und besonders die nicht mehr vermeidlichen Nachtmärsche zu erschweren. Einmal retteten mich nur die besseren Augen meines Pferds, das krampfhaft zur Seite drückte, vor dem schönsten Hineinstürzen in die Grube, in welcher bereits ein preußisches Fuhrwerk zertrümmert lag. Eigenartig und malerisch aber war es, wenn an einem dieser Abende die Infanterie mit Laternen an den Bajonetten als sehr ungewöhnlicher Fackelzug die Thalmulde hinaufzog. Am betreffenden Tag, 30. August, kamen wir erst gegen ½12 Uhr im Biwak zu Berlières an, wo aber beinahe jedermann zum

Abkochen zu müde war und in Gottesnamen hungrig die Ruhe auf dem blanken Ackerfeld suchte; denn Stroh gab es auch keins. Ich für meine Person probierte es zweifelhafter Gesundheitsumstände wegen, ob sich die Nacht nicht besser im Einspännergefährtchen meines Kaplans mit diesem sitzend verbringen lasse, nachdem wir als einzige Mahlzeit ein vom guten Sermaize mitgenommenes kleines Fläschchen wohlfeilen Halbchampagners zur Stärkung miteinander zu uns genommen hatten. Die Pferde aber waren zur Nachtruhe an die Räder unseres Fuhrwerks gebunden und glücklicherweise gleichfalls zu ermüdet, um noch Thorheiten zu machen; sonst hätte sich wenigstens das Meinige die schöne Gelegenheit nicht entgehen lassen. Doch, was wollte alles Absonderliche und jede Beschwerde heißen? Lagen wir nicht im Biwak auf derselben Stelle, wo noch am Morgen die französischen Batterien gestanden hatten?

Der folgende Tag sollte vollends das Netz um Sedan zuziehen. Da galt es sich zu sputen, damit man von den Schwaben nicht sagen könne, sie seien zu spät auf ihrem zugewiesenen Posten erschienen. Zwar fielen zuletzt die auf den Tod ermatteten Soldaten rottenweise ab und lagen miteinander am Grabenrand, nicht mehr vereinzelt, wie früher, schon weil die fühlbarste Nähe des Feinds dies wenig rätlich machte. Aber sie hielten alle ihr Versprechen, sicher nachzukommen, sobald sie nur ein wenig ausgeruht. Schon dämmerte es stark, als es hinabging in den Thalkessel der Maas bei Flize. Hier hatte die heutige Spitze der Division, die 2te Brigade, wiederum wie bei Wörth den ersten kleinen Zusammenstoß mit den Truppen ihres Mac Mahon von damals, welche sie über die Maas hinüberzuwerfen beauftragt waren. Ein Toter im Straßengraben, wenn ich mich im Halbdunkel nicht irrte leider wieder einmal ein Zivilist, war uns Nachrückenden das erste Anzeichen des vorgefallenen Zusammentreffens. Dazu loderten allmählich schauerig schön in der Tiefe und an den waldigen Berglehnen hinauf wie in einem Amphitheater die Lagerfeuer der Deutschen, welche von allen Seiten angekommen waren. Auch wir erreichten endlich auf heillos zerstörten Wegen und über kaum noch haltbare Brücken unser Biwak zu Etrepigny, um dort gegen 11 Uhr an einer warmen Suppe und einem Schluck Wein die erste

eigentliche Mahlzeit des Tages zu erhalten. Die Nacht war nebelfeucht und empfindlich kühl trotz tüchtiger Feuer, um die wir lagen, und fernher dröhnte noch ein mächtiger Knall, ehe wir einschliefen; er kam von einer französischen Brückensprengung, wie wir andern Tags erfuhren.

Aber jedenfalls war auch unsere Division rechtzeitig, wenn schon mit Aufbietung aller Kräfte an ihrem vorher bestimmten Platz eingerückt, die eherne Kette um den Feind als letzter Ring zu schließen. Denn wir hatten, wie ich hörte, den weitesten Weg gehabt und freuten uns nachher aller Strapazen, als gerüchtweise verlautete, Moltke sei an diesem entscheidungbrütenden Abend neben der gedeckten Tafel und seinen wartenden Offizieren natürlich schweigend auf- und abgegangen, bis eine Ordonnanz erschien und ihm auch vollends unser richtiges Eintreffen zum morgigen „Schach dem Kaiser!“ vermeldete. Von letzterem freilich, das heißt von der dramatischtragischen Mitanwesenheit Napoleons selber in Sedan wußte man wenigstens unter uns noch nichts.

Kaum lagen wir im ersten Schlaf, soweit die herbstliche Kälte ihn erlaubte, als wir schon morgens gegen 1/23 Uhr zum großen 1. September wieder geweckt wurden. Auf seinem hohen Fuchshengst war der Brigadeadjutant ins Biwak gesprengt und rief mit schallendem Auf! Auf! zum sofortigen Abmarsch. Der dickste Nebel bedeckte die Gegend an der Maasniederung, daß man kaum fünf Schritte vor sich sehen konnte, wie es nun durch Flize hindurch gegen den Fluß vorging. Ein kurzer Halt reichte gerade knapp, um in Eile am Weg Kaffee abzukochen, der gehörig stark wie immer und heiß, wenn auch ohne Milch und Zucker treffliche Morgenstärkung gewährte. Da die gewöhnliche Kettenbrücke von den Franzosen gesprengt worden war, hatten unsere Pioniere geschwind um Mitternacht eine Schiffbrücke geschlagen, gedeckt vom Nebel und von der 1ten Kompanie meines Jägerbataillons, die auf Kähnen voraus zur Säuberung des jenseitigen Ufers übergesetzt worden war. Für uns aber bezeichneten jetzt flatternde Ulanenfähnchen den sonst kaum findbaren Weg von der Straße ab über das Ackerfeld zur Brücke bei Nouvion, wo der Divisionsgeneral in sichtlicher Erregung und mit wiederholtem „Nur rasch

vorwärts!“ uns nochmal prüfenden Augs an sich vorbeiziehen ließ.

Bald fiel der Nebel und brach die Sonne zum schönsten Herbsttage durch. Da mein Sanitätszugskommandant wie öfters sich bei der Wahl der Wege in allzu feiner und scharfsinniger Strategie gefiel, fürchteten wir anderen, die Brigade aus dem Gesicht zu verlieren, weshalb ich mit unserem Stabsarzt (damals nur Regimentsarzt oder schlechtweg Doktor genannt) allein vorausritt, den Truppen nachzukommen. Denn heute wenn je wollte man ja gewiß nicht zu spät an seinem Platze sein. Hieß es doch allgemein, daß wir diesmal sicherlich ernst dran kommen und zwar an einem wichtigen Punkt nahe beim Zentrum, wobei meiner 3ten Brigade überdem die Stelle an der Spitze der Division zugefallen war.

Wie ich nun mit meinem Genossen in erwartender Spannung so vorritt, kamen wir an einem Marienbild vorbei, dessen Stufen über und über mit frischen Blumen und Kränzen geschmückt waren. Einen kirchlichen Fest- oder Feiertag wußte ich nicht in der Nähe, und so konnte ich mir den eigentümlich bewegenden Anblick kaum anders als aus der Kriegslage heraus erklären. Wie viele französische Gebete für den Sieg der eigenen Waffen und Söhne mochten wohl den Tag vorher vor dem stummen Bild zum Himmel emporgesandt worden sein, gewiß nicht weniger, als von deutscher Seite für unseren Sieg! Vorne hatten bereits die beiderseitigen Kanonen ihr gewaltiges Streitgespräch hinein in den schönen Geburtstagsmorgen des Septembermonats — und des neuen deutschen Reichs — gegen einander eröffnet. Und waren nicht bei roher oder wenigstens unvorsichtig massiver Auffassung die beiderseitigen Gebete der feindlichen Völker auch eine Bombardierung des Himmels durch die eigenwilligen Menschenkinder, um seinen Beistand je für ihre Partei zu erzwingen? Wie lösend in diesem Zwiespalt, der mir noch gar oft zu schaffen machte, kamen mir bei solchen stillen Gedanken die Worte des berühmten Kirchenliedes in den Sinn: „Bist du doch nicht Regente, der alles führen soll; Gott sitzt im Regimente und führet alles wohl!“

Lange aufgehalten durch endlose Kolonnen schleswigholsteinischer Artillerie und des V. Korps, welches sich uns quer

vorschob, erreichte ich nach einiger Zeit glücklich die eigenen Truppen, aber eben wieder wie bei Wörth und fast noch mehr als dort zu allgemeinem Bedauern in der Reservestellung. Kaum vermochten namentlich die Offiziere sich darüber trösten zu lassen durch die Versicherung, daß unsere Division wenigstens als Reserve dennoch den unter Umständen wichtigsten und gefährdetsten Punkt einnehme, nämlich als Thalsperre bei Donchery, gegen welche ein möglicher Durchbruch des eingeschlossenen Feindes seinen verzweifelten Hauptstoß richten würde.

Inzwischen konnten wir von unserem vorläufigen hohen Standort aus nur zusehen, wie die Schlacht namentlich mit unerhörtem Artilleriefeuer an den Berghöhen ringsumher über dem Sedaner Kessel wild und wilder tobte. Hiezu war es darunterhinein ein tragikomischer Gegensatz, wenn unsere Jäger zufällig auf einem Acker mit gelben Rüben lagerten und ganz friedlich eine um die andere auszogen, mit dem Faschinen-Messer putzten und als Mittagessen verspeisten. Ich lag unter ihnen und bekam auch eine recht schöne, da einer der guten Bursche seinem Kameraden zurief: „Du, schmeiß' auch dem Pfarrer eine 'nüber, der hat g'wiß auch Hunger.“ Sehr wahr bemerkt, nur daß ich vor sonstiger Erregung bisher kaum daran gedacht hatte!

Schon ging es gegen Nachmittag, als endlich der erlösende Befehl Bewegung in die Division brachte und wenigstens *meiner* Brigade vergönnte, an dem weltgeschichtlichen Tage doch auch ihren obschon kleinen Beitrag zu der großen deutschen Gesamtleistung zu geben und damit unvergeßliche persönliche Erinnerungen an diesen Markstein in der Geschichte unseres Volks bescheiden zu knüpfen.

Zunächst schwenkt das Jägerbataillon ab, die waldigen Hänge hinauf, und bald verkünden verdächtige Brandwolken eines brennenden Dorfs, daß unter anderem auch wieder Zivilisten und Franktireurs sich in den Kampf gemengt. Ich schloß mich den gleich nachher abrückenden Achtern an, die nach kurzem Marsch Halt machen und die Gewehre rasselnd laden. Was gibt es eigentlich? fragt man sich. Bald wird es uns kund, wie es wieder über die Schiffbrücke vom Morgen zurückgeht. Denn der begleitende preußische Husarenrittmeister vermeldet, man habe einen Ausfall aus der Festung Mézières entdeckt,

der unsere Brücke und damit unseren Rücken bedrohe, um denen in Sedan für einen Durchbruch die Hand zu bieten. Das ging nicht an, und die Ausgefallenen mußten um jeden Preis schleunigst wieder zurückgeworfen werden. Warum waren sie nicht als Garnison in Rom geblieben, von wo sie ein paar Tage zuvor auf den französischen Kampfplatz nach Mézières abgezogen waren, wie wir gleichfalls erfuhren.

Hinter dem Dörfchen Ayrelles, wie es meines Wissens hieß — denn auf einer Karte finde ich es nicht — waren wir eben auf offenem wellig gewölbten Ackerfeld abgestiegen, und die Truppen begannen sich zu ordnen. Auch ich befand mich mit den Aerzten noch unter ihnen, von einigen befreundeten Offizieren Abschied zu nehmen. Da beginnt unsere Artillerie auf einem Hügelchen zur Linken, den uns noch unsichtbaren Feind zu begrüßen. Der aber bleibt die Antwort keinen Augenblick schuldig. Denn sofort sausen auch seine Granaten gegen die Infanterie, während die Artillerie überwiegend mit harmloseren, weil viel zu hoch geschossenen Shrapnels bedacht wurde. Und da war nun unter uns einer der ersten Verwundeten der Regimentsarzt, den eine zerspringende Granate am Auge getroffen, daß er mit blutüberströmtem Gesicht gar übel anzusehen daher kam. Natürlich mußte er und sein Bataillonskollege sofort zurück mitsamt unseren Bedienten, welche die wild sich bäumenden Pferde kaum fortzubringen wußten. „Das fängt mit den Zivilisten sogleich gut an," mußte ich denken. Aber ungesucht und ungeahnt, wie ich in diese Lage mithineingekommen, darf ich ehrlich und getrost sagen, daß es meinem Gefühl widerstrebte, mich beim ersten Ernstfall von meinen gleichfalls noch wartenden Truppen gar zu rasch zu entfernen, zu denen ich so oft schon vom tapferen Mut und unerschrockener Mannhaftigkeit hatte *reden* dürfen. So blieb ich hinter der Linie, bis sie nach einiger Zeit aufbrachen und ich ihnen ein herzliches „Behüt' euch Gott, Kameraden, kommet glücklich wieder" als Abschied zurufen konnte. In der kurzen, aber scharfen Zwischenpause, die ich hier verbrachte, war die Mannschaft nach den ersten gutgezielten Granaten auf den Boden kommandiert, während die Offiziere je an ihrem Platz standen, und so auch ich. Daher jagten jetzt die Geschoße meist unschädlich über die ge-

deckten Bataillone weg durch die weiten Offizierslücken hindurch und schlugen hinten in meiner Umgebung ein. Das grillte und heulte nun allerdings ganz eklig, wenn einem die Granatsplitter in mißtönigster Musik um die Ohren flogen und den Rock streiften. Ihre erste nahe persönliche Bekanntschaft hatte ich drei Wochen früher im Wald bei Lichtenberg gemacht, solange die dortigen Franzosen noch richtige Munition hatten, bis sie zuletzt mit Vollkugeln und dann gar nicht mehr schossen. Aber heute war es doch noch ein anderes Ding. Da schlägt mir zuguterletzt eine unmittelbar vor den Füßen ein; aber ich hatte gerade vorher einen gewiß berechtigten Seitensprung gemacht, wie eine andre an meiner Seite platzte. So ging es ehren- und anstandshalber nicht an, vor den zusehenden Augen der Truppen durch abermaliges Ausweichen den naheliegenden Spott zu erregen. Also in Gottesnamen ruhig gestanden und die geliebte Zigarre resigniert aus dem Mund genommen, um eben auch wie ein Soldat mit dem jungen Leben abzuschließen. Da mir dasselbe aber keineswegs entleidet war, so vernahm ich nach ein paar stillen Sekunden mit größter Genugthuung jenes kurze Aufzischen der wirkungslos ausbrennenden Zündmasse. Die Granate war wie so viele im weichen Ackerboden erstickt, ich aber konnte heil und getrost jetzt ruhigen Schritts von dannen gehen und hatte meine ungesuchte Feuertaufe mit Ehren bestanden.

Auf dem etwas weiter rückwärtsliegenden, wenn auch keineswegs schon granatsicheren Verbandplatz, welcher deshalb lieber keine, am Ende nur zielangebende Sanitätsfahne aufsteckte, traf ich jetzt u. a. den Regimentsarzt, welcher als erster Verwundeter dennoch bereits sich zum pflichtgetreuen Amtieren als Heilender anschickte. Denn zum Glück war seine Verwundung, eine Durchschneidung des Augenlids, bei näherem Zusehen viel leichter, als sie sich im ersten Anblick ausgenommen hatte.

Aber jetzt hätten die alsbald zu erwartenden weiteren Verwundeten oder Sterbenden auf die rauhen Ackerschollen hart gebettet werden müssen. Das durfte nicht sein. Weil jedoch alle verfügbaren Leute vollauf anders beschäftigt waren, erbat ich mir als noch Unbeschäftigter, um nicht formell eigenmächtig zu sein, von dem ranghöheren Arzte den gern erteilten Auftrag,

für Stroh als bessere Lagerstätte unserer Pfleglinge zu sorgen. Denn ich hatte beim Durchreiten des ein paar Minuten hinter uns liegenden Dorfes gesehen, daß sicher welches dort zu haben war. Also hinein in das Gehöfte und nachgesehen! Es lag still und verödet da; von den Unsrigen war zunächst niemand mehr darin, und die Franzosen schienen sich mit wenigen Ausnahmen, welche scheu und vereinzelt durch die Straßen schlichen, geflüchtet oder verborgen zu haben.

Wie ich nun bald vor eine Scheune kam, ist sie natürlich festverschlossen; aber Not bricht Eisen und meine armen Verwundeten mußten für ihre zerschossenen Glieder wenigstens ein erträglich weiches Lager erhalten. So trete ich eben die kleine Teilthüre des Scheunenthors geschwind ein und suche drinnen das Gewünschte. Auf der Tenne findet sich nichts, wohl aber sind oben auf dem Barren allerdings noch ungedroschene Garben aufgespeichert. So hole ich mir die Leiter aus der Ecke und steige hinauf, um herunterzuwerfen, was ich brauche. Wie ich nun in diesem Geschäft begriffen bin, höre ich drunten auf der Tenne ein Geräusch, und wahrhaftig, da steht der Franzose in dem Dämmerlicht, welches einzig durch das eingetretene Thürchen fällt, und beschaut sich mein Treiben in der Höhe mit dem begreiflichen Ingrimm des Besitzers. Nun weiß ich blitzschnell, daß es hier Aug in Aug, allein und isoliert mit dem gereizten Feinde gilt, klaren Kopf und ruhig Blut zu bewahren, sonst ist es um einen von uns oder um beide geschehen und kein Hahn kräht in der abgelegenen Scheune darnach. Für meine Person verspürte ich aber keine Lust, zum zweitenmal an diesem Nachmittag mit dem Leben abzuschließen; einen Franzosen ohne dringende Not zu töten war jedoch sicherlich ebensowenig meines Amts; also wählte ich den Mittelweg von scharf und mild. Ich zog droben auf der Leiter, ohne meinem Gegenüber Ueberraschung oder Unruhe zu zeigen, den Revolver aus dem Täschchen, das ich schon seit längerer Zeit auf gewisse Erfahrungen hin unter dem Rock umgeschnallt trug, und begann mit dem Finger am Drücker dem Franzosen, der zu seinem Glück meinem bedenklichen Standort nicht näher trat, Sinn und Anlaß meiner Anwesenheit in seinem Eigentum und meines notgedrungenen Schaltens mit demselben gemütlich auseinanderzusetzen. Diese meine franzö-

fische Leiterrede muß namentlich mit der Berufung an des Mannes etwaige eigene Söhne im französischen Heer ziemlich ordentlich ausgefallen sein; denn bald merkte ich am Gesicht des Franzosen, daß sein Zorn sich gelegt hatte und er mich begriff. Daher ich jetzt ebenso friedfertig die Waffe einsteckte, meine seither innegehabte Leiter, aber natürlich vorwärts herabstieg und meinem Widerpart zur Besieglung des Privatfriedensschlusses kräftig die Hand reichte.

Nun ließ er mich auch ganz ruhig mit seinen Weizengarben weitergewähren, weil allerdings kein leeres Stroh da war und ich ihm sagte, er könne ja nach unserer baldigen Entfernung die Garben mit wenig Verlust wieder abholen. Ja als ich das viertemal schweißtriefend kam, wieder ein Büschel zu holen, bot er mir in aller Gutmütigkeit sogar einen Branntwein zur Stärkung an, so gute Freunde waren wir rasch geworden; doch bat ich statt dessen lieber um ein Glas Wasser.

Ich habe dieses eigenartige Abenteuer erzählt, weil es die weitaus mißlichste persönliche Lage war, in welche ich während des ganzen Feldzugs geriet. Und es mag ja immerhin unvorsichtig von mir gehandelt gewesen sein; allein wer wollte oder konnte es an jenem 1. September mit der Vorsicht als der Mutter der Weisheit halten? Nebenbei dürfte das Geschichtchen in Bestätigung von Früherem und Späterem gegenüber von gar zu rasch verallgemeinernden Verdammungsurteilen zeigen, daß man bei richtiger Behandlung mit den französischen Bürgern immerhin vielfach ganz menschenwürdig durchkommen konnte. Freilich kam es wie überall eben darauf an, mit wem man gerade zusammen traf und ob man, was immer das beste war, zum verständigenden Worte zu kommen Zeit oder Gelegenheit hatte. Denn ich will nicht verschweigen, daß fast um dieselbe Zeit oder etwas später weiter unten im Dorf auf die Aerzte und meinen Kollegen aus einem sehr nahen Haus an der Straße geschossen wurde, was ohne allen Zweifel eben von einem höchst entbehrlich und verfehlt mitstreitenden Zivilisten kam.

Auf dem Verbandplatz war inzwischen mit meinem erbeuteten Stroh eine wirklich befriedigende Bettung für die Verwundeten zubereitet worden, welche nunmehr einer nach dem andern teils getragen, teils, wenn es noch möglich war, daher

gegangen kamen. Unter anderen war gleich einer der ersten der Fahnenfeldwebel der Achter, der einen bösen Granatsplitter an die Schläfe erhalten hatte; aber von den Genossen vor dem Sinken alsbald aufgefangen, war die Fahne zum Siege weitergeeilt, dessen Beginn uns nach einiger Zeit ein kräftiges deutsches Hurra über die Ackerwelle herüber verkündete. Auch der wackere Hauptmann, mit welchem ich gerade vor ein paar Stunden den ganzen Weg in freundlichem Gespräch geritten war, kam mit schlimm durchschossener rechter Hand daher — ein schmerzlich bewegendes Wiederzusammentreffen allemal auf diesen Verbandplätzen!

Da half ich nun den Aerzten verbinden, sprach tröstend kurze Worte mit den Getroffenen, soweit es ihr Zustand vernünftigerweise erlaubte, nahm Karten auf zur Meldung an ihre Angehörigen und suchte eben in herzlichster Teilnahme sei es geistlich oder weltlich auch meinerseits mich ihnen nützlich zu machen, bis der Sanitätszug kam und sie vor der nahenden Abendkühle ins Quartier zu Dom le Menisle bei Donchery abholte.

Wie ich mit heimritt, zogen stramm und froh die glücklich aus dem Gefecht zurückkehrenden Bataillone vorbei, und herzlich begrüßte man sich nach der bestandenen Gefahr hin und her. Unser Zug mit den Verwundeten und Toten war langsamer. Denn still und ernst machte uns zumal der Gedanke, welch ganz andre Opfer der Sieg anderwärts gekostet, als bei uns, wo eine Stunde oder etwas mehr und mäßige Tapferkeit des Feindes doch schon diese Verluste gebracht hatte.

Aber gottlob, es war doch allerseits Sieg, und fürs große Ganze was für ein Sieg! Ihm gebührte mit Recht die jubelnde Musik, welche überall erschallte.

Und nun sprengte gar vollends gegen 9 Uhr abends ein Ordonnanzoffizier durch die Straße und kann in seiner Freude nicht umhin, allen zu verkündigen: „Wißt ihr es schon? der Napoleon sitzt mit drin in Sedan, und die ganze Bescherung ist ohne Gnad in der Falle!“

Kaum wollte oder konnte man diese gewaltige Nachricht glauben; aber jedenfalls beschloß als Antwort darauf ein don-

nerndes Hurra den großen Tag, an dem ein bescheidener Bruchteil auch uns gehörte.

Denn daß unsere Bataillone sich vortrefflich geschlagen, soweit ihnen der Feind dazu Gelegenheit gegeben, das bewies er später selbst. Zur Entschuldigung nämlich, daß der strategisch so wichtige Rückenstoß nicht kräftiger und erfolgreicher geführt worden sei, fabelte er nachträglich von zwölf Regimentern, welche er vor sich gehabt. Wirklich gegen ihn ausgerückt aber und im Feuer gestanden waren genau je ein Bataillon unseres 8. und 3. Regiments, die 7. Batterie, eine Abteilung unserer Dragoner und endlich eine preußische Husarenschwadron, welche den Ausfall erspäht hatte.

Der andere Morgen rief wenigstens den Geistlichen sofort zur neuen Arbeit. Ein tiefer Schlaf in gutem Quartier hatte mich nach dem ereignisvollen Tage völlig wieder erfrischt und gestärkt. Besaß ich doch überhaupt das große Glück, daß mir im ganzen Feldzug die Szenen des Wachens, und mochten sie noch so grausig oder erregend gewesen sein, niemals im Schlaf oder Traum nachgingen. Diese ungestörte Ruhepause der Nacht stellte immer das seelische Gleichgewicht nach dem Durchgejagtwerden durch die entgegengesetztesten Stimmungen und Eindrücke rasch wieder her.

Selbstverständlich war daher der nächste Gang am 2. September zu unseren Verwundeten, welche meist in der Schule und Mairie gut untergebracht und mit der ersten Hilfe wohl versehen waren. So begrüßten sie jetzt sehr dankbar und empfänglich auch den Besuch des Geistlichen als Geistlichen, der den Tag zuvor eher als Diakon mit ihnen auf dem Verbandplatz gewesen. Nunmehr aber war bessere Muße und Gelegenheit, bei den einen in längerem Gespräch zu verweilen, anderen vorzulesen oder sie auch selbst mit leichterer und schwererer Lektüre für die kommenden Tage ihres Krankenlagers zu versorgen. Glücklicherweise hatte ich zu diesem Zweck eben eine reichliche Postsendung erhalten. Und einigen schwer Verwundeten durfte ich als letzte Wegzehrung das h. Abendmahl reichen, wobei mir auch die befreundet gewordenen Aerzte nach Erledigung ihrer dringendsten Geschäfte keinerlei Schwierigkeiten oder Einwände wegen unzeitiger Störung inmitten ihrer Krankenzimmer machten,

obwohl sie mit allem Recht eifrig daneben forthantierten und operierten.

Von den Verwundeten ging es weiter zur Sorge für die Toten. Denn mit etwas allzugroßer Einfachheit hatte mir das Kommando kurzerhand so ziemlich die ganze Erledigung der mancherlei Geschäfte überwiesen, welche zu einer würdigen Bestattung der ehrenvoll Gefallenen erforderlich waren. Vollkommen meines Amts war natürlich zunächst noch der Gang zum Curé, um mit ihm wegen der Benützung des Dorfkirchhofs zu verhandeln. Doch hätte mir schon hier eine etwas kräftigere Mitwirkung von amtlich militärischer Seite gut gethan, statt daß ich so im Lauf der widrigen Hin- und Herreden ganz allein auf mich gestellt und dadurch genötigt war, das soldatische Register in meiner Brust vielleicht etwas stark zu ziehen. Glücklicherweise ist dies der einzig nennenswerte Fall, wo ich im amtlichen Verkehr mit der französisch-katholischen Geistlichkeit derartige peinliche Erfahrungen machte; so kann ich sie unbeschadet aller mir jederzeit lieben und werten Duldsamkeit ruhig erzählen.

Den Streitpunkt bildete nämlich lediglich die Konfession und nicht die Nationalität der Gefallenen, um deren letzte friedliche Ruhestätte es sich handelte. „Ja, wenn es katholische Christen wären!“ meinte der Mann immer und immer wieder, sodaß mir zuletzt im Unmut die Behauptung entfuhr, daß diesmal eben allerdings „par un des miracles menaçants du ciel, durch ein drohendes Wunder des Himmels“ nur Protestanten gefallen seien. Weiterhin verlangte er fortwährend, daß deren Grabstätte jedenfalls durch eine grille oder ein Gitter von derjenigen der anderen abgesperrt werden müsse. Meinethalb, dachte ich, denn das sieht dann ganz geordnet aus und dient vielleicht zur längeren Schonung der Gräber. Daher sagte ich ihm zu, bei unseren Regimentsschreinern die Sache wenn thunlich betreiben zu wollen. Indessen konnte ich mich dabei der bitteren Frage an ihn nicht enthalten, ob diese Trennungsgitter im Himmel wohl von Gold oder Eisen seien.

Unter dieser Bedingung wollte er mir endlich den Kirchhofwinkel überlassen, der sonst für Selbstmörder und dergleichen Tote diente. Wenn ich in meinem Tagebuch den Ausdruck

coin de chien oder Hundewinkel dazu bemerkt finde, so will ich nicht mehr dafür einstehen, ob dies der eigene Ausdruck des Franzosen war; möglich wäre es immerhin; denn seine unverfrorene Naivität war wirklich groß, auch wenn ich meine und unsere Stimmung am Tage nach dem Sieg von Sedan billig bei der Beurteilung mit in Rechnung ziehe und offen zugestehe, daß jene zu solcher ungebrochenen Widerborstigkeit eben auch in einem gar zu grellen Widerspruch stand.

Indessen mochte ich sogar gegen besagten Winkel als solchen nicht weitere Einrede thun. Denn was will man machen gegen tiefeingewurzelte Vorurteile? Die Franzosen hätten unsere Toten sonst am Ende nur wieder ausgescharrt, nachdem wir fort waren. Und daß wenigstens für die Feier der Beerdigung und unsere kurze Anwesenheit kein Makel an dem Plätzchen unserer Kameraden hänge, dafür zu sorgen traute ich mir schon das Nötige zu.

Dagegen erklärte ich meinem Widerpart rundweg und mit zweifellosester Entschiedenheit, daß ich den Platz schlechterdings nicht annehme in der Gestalt, in welcher er sich zunächst wies: verwildert, vergrast, mit Brennesseln und sonstigem Unkraut überwuchert, voll von Steinen, Löchern und Erhöhungen, kurz allerdings der richtige Hundewinkel für gefallene Sieger von Sedan! Mochte der Mann wollen oder nicht, er mußte mit mir zum Maire, dem ich als bloßem Profanfranzosen unbeengt durch geistliche Rücksichten den Standpunkt sehr rasch klar zu machen wußte. Jetzt werden französische Arbeiter requiriert und in kurzem ist das Geschäft, von mir überwacht, zur Zufriedenheit besorgt, der Platz sauber hergerichtet und geebnet und die Gräber ordnungsmäßig ausgehoben. Denn auch letzteres wurde den Franzosen zur gerechten Strafe nicht geschenkt, während es sonst vielleicht unsre eigenen Leute gethan hätten.

Das waren die wenig erbaulichen und kaum mehr recht geistlichen Besorgungen, mit denen ich den erstmaligen Sedanstag oder 2. September 1870 großenteils zu verbringen hatte. Aber gerne vergaß ich alles, wie es endlich gelungen war, am Spätnachmittag gegen 5 Uhr die Beerdigungs- und zugleich Siegesfeier miteinander verbunden auf wirklich erhebende und ergreifende Weise zu begehen. Im warmen Abendsonnenschein

umstand das Offizierskorps und die Mannschaft, letztere noch weit über die Kirchhofmauer hinaus, die Gräber der Kameraden, und in vollen Akkorden klang darüber deren Regimentsmusik zum letzten Abschied.

Für langes Besinnen über eine Rede hatte ich meinerseits wahrlich keine Zeit gehabt. So ließ ich den Augenblick, den Ort und die ganze Lage für mich sprechen, wenn ich im Hinweis auf das weltgeschichtliche Gottesgericht des vorigen Tags den Text wählte: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet, — der Glaube an unsere gute und gerechte Sache, der Glaube, mit dem wir vor Wochen auszogen, daß Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade. Und wenn unsre teuren Toten jetzt auch als Opfer des Sieges fern von der Heimat hier in feindlich fremdem Boden ruhen, so ist die Erde überall des Herrn, der seine Hand über Länder und Meere streckt und vor dem ein Boden ist wie der andere.

Weiter ließ ich jedoch die widrigen Geschichten, die vorausgegangen waren, nicht einklingen oder bog sie wenigstens zugleich mit gutem sachlichem Recht aus dem Konfessionellen ins weltlich Politische um, wie es sich selbstverständlich für eine Siegesfeier Alldeutschlands mit seinen Protestanten und Katholiken ziemte.

Daß mir aber eine solche bei den Meinigen möglich gewesen war, wenn auch mit dem tiefen Ernst, der aus den Gräbern spricht, darüber freute ich mich herzlich. Denn ich will es bei diesem Anlaß ganz offen gestehen. Nach wiederholten eigenen Erfahrungen z. B. bei Wörth, eben wieder bei Sedan und später erscheint mir dies als eine der angemessensten Arten, wie der Feldgeistliche als solcher bei den Schlachten und Siegen der Truppen wenigstens zum längeren Worte kommt.

Man kann wohl ab und zu von größeren Ansprachen lesen, die geistlicherseits hart vor dem Gefechtsanfang noch gehalten worden seien; und es mag sich das in der Ferne ganz schön ausnehmen. Ich meinerseits will zwar nicht die Thatsachen bestreiten, wenn sie von glaubwürdigen Zeugen vorgebracht werden und gestehe ja zu, daß die jeweiligen Lagen und Umstände auch in dieser Hinsicht verschieden sein können. Aber

im allgemeinen kann ich nicht glauben, daß ein solches Auftreten mehr als ausnahmsweise möglich und namentlich nicht, daß es wahrhaft ersprießlich ist. Wie selten weiß doch der uneingeweihte Laie, ob jetzt eigentlich genau ein Gefecht bevorstehe oder nicht; er kommt eben dazu, wie ihn das Kommando oder der Zufall führt. Erscheint endlich plötzlich der Moment des Vorrückens in die Schlachtlinie, so sind Offiziere und Soldaten geschäftlich und gemütlich von ganz anderem in Anspruch genommen, was jetzt natürlich allein naheliegt. Es wäre daher zu viel verlangt, wollte der Geistliche nunmehr auch noch Zeit und ruhiges Gehör für sich begehren. Seine Zeit sind die noch ruhigen Tage, wo die Hauptaktionen erst in einiger Entfernung erwartet werden und deshalb richtiggespannte Empfänglichkeit für das entsprechende Mahnwort vorhanden ist. Oder sind es namentlich auch die nächsten freien Tage nach einer Schlacht, wenn deren Erregung und Erfahrung zwar noch kräftig nachzittert, aber doch bereits einer ruhigeren und gleichmäßigeren Stimmung und Abspannung wieder Raum zu geben beginnt. Das ist alsdann die beste seelische Verfassung, um Sieg oder Niederlage, wie die Würfel gefallen sein mögen, sittlichreligiös zu weihen und zu reinigen und den richtigen Sinn zugleich für das nächstemal vorzubereiten.

Aber im Augenblick des Schlachtbeginns und Kugelregens selber sind längere Reden eben — Reden, die gleich einer, so gut wie wertlos in den Sturm gestreuten Aussaat besser unterbleiben und dafür die Thaten der Truppen sprechen lassen.

Ein anderes sind kurze gelegentliche Worte mehr privatim und an die Einzelnen, ein freundliches Abschiednehmen als Kamerad und Geistlicher. Das ist ungezwungen und thut seinen Dienst vollkommen, ohne die militärische Hauptsache zu stören oder am Ende sogar den widrigen Eindruck eines theaterspielenden und vordringlichen Kultus der lieben eigenen Person statt des selbstlosen Eifers für die Sache zu machen.

Ganz ähnlich ist es auch mit den etwaigen Bravourerweisen des Feldgeistlichen an Gefechtstagen oder sonst. Vielleicht hat der eine oder andere Leser bei der eingehenden, aber naturgetreuen Schilderung meiner eigenen Erlebnisse am Tag von Sedan bereits gemeint, ich wolle dieselben in persönlicher

Eitelkeit unter jenem Gesichtspunkt abgefaßt wissen. Das fällt mir jedoch keinen Augenblick ein. Denn ich bin zum Glück allezeit viel zu nüchtern und klar gewesen, um mir nicht selbst am ersten zu sagen, daß all das und verwandtes, was ich besonders auch später wieder mit durchmachte, denn doch eine Kleinigkeit war verglichen mit dem, was der Soldat und Offizier in der Schlachtlinie ganz anders und andauernder erlebte. Nach sicherer Statistik ist ja namentlich der am meisten ausgesetzte Infanterist ziemlich genau 9 bis 10 mal gefährdeter als der Arzt oder der ganz ähnlich gestellte Feldgeistliche.

Freilich sind diese beiden Berufsarten durch die heutige Tragweite der Geschosse und besonders der Geschütze bei ihrer Thätigkeit im Ernstfall unerläßlich mitbedroht und namentlich fast nie vor etwaigen Granaten sicher. Und so ist für den zunächst noch wartenden und vorerst wenig oder gar nicht beschäftigten Nichtstreitbaren die Lage vielleicht kaum angenehmer und behaglicher, als sich für den Streitbaren die viel größere Nähe von Wunden und Tod in der betäubenden und abstumpfenden Hitze des Kampfes macht.

Sei dem jedoch wie ihm wolle: jedenfalls war es mir in verschiedener Beziehung von wirklich großem Wert, auch einmal in der geschilderten Weise mit meinen Truppen und vor ihren Augen eine Weile ungesucht im richtigen Feuer mitstehen zu dürfen. Denn unverkennbar hatte ich bei ihnen von da an noch viel festeren kameradschaftlichen und dienstlichen Boden, als schon vorher, und meine ermunternden Worte durften nicht fürchten, dem vernichtenden Zweifel zu begegnen, ob ihnen im Notfall auch die eigene persönliche Haltung und That entsprechen würde. Wie ich am Tage nach Sedan an einigen meiner Achter und Dreier vorbeiging, hörte ich gerade, wie einer der auch mit dabeigewesenen Artilleristen in seiner derben Oberländer Weise zu ihnen sagte: „Gestern ist auch ein Pfaff hinter euch gestanden, von dem haben wir gemeint, er sei hin.“ Es wurde mir im vorliegenden Falle sehr leicht, dem Manne in aller Gemütlichkeit für die Zukunft doch eine etwas gebildetere Rede- und Anschauungsweise gegenüber von unserem Stand ans Herz zu legen.

Aber auch in anderer Hinsicht genügt jenes kleine Er-

lebnis in Verbindung mit verwandtem Späterem, um mir festen und unanfechtbaren Boden für eine Bemerkung zu geben, welche ich zu Nutz und Frommen künftiger Nachfolger hier beifügen möchte. Denn dieselbe hat seinerzeit in meiner früheren Schrift bei deren ganz summarischer Behandlung des Thatsächlichen wenigstens auswärts und vereinzelt ein völlig ungerechtes Mißverständnis hinsichtlich meiner eigenen Haltung wachgerufen, gegen das ich mich mit bestem Gewissen verwahren darf. Denn freilich war es mir nie nach dem Sinn und Geschmack, zumal als Feldgeistlicher in jener Weise zu schildern, welche man sonst wohl zuweilen beliebte, um andächtig begeisterte Leser damit zu finden. Ich meine die hohle Eitelkeit, welche das Feuer der Feldschlacht zur bengalischen Beleuchtung der eigenen Wenigkeit verwerten zu müssen glaubt.

Mit dieser Dekorationsmalerei bitte ich es nicht zu verwechseln, wenn ich zugleich im Blick auf jene vorgekommene Verdächtigung diesmal an der nackten Wirklichkeit meiner Erlebnisse nun allerdings auch nichts abzog, um nicht in falscher Bescheidenheit einen falschen Schein gegen mich zu erwecken.

Und so darf ich jetzt in aller Ruhe die alte warnende Erklärung ernstlich wiederholen, daß persönliche Bravourerweise vor dem Feinde jedenfalls nicht den Beruf des Feldgeistlichen oder etwas bilden, was er als höchste Ehre zu suchen hätte, um militärisch kursfähig zu sein und seinen friedlichen Stand dem des Soldaten vermeintlich erst ebenbürtig zu machen. Die Versuchung dazu liegt für einen richtigen und namentlich jüngeren Mann zuerst nicht eben ferne, der besonders für die Aktionen nicht wie z. B. der Arzt einer bestimmten einzelnen Abteilung dienstlich fest zugewiesen ist. Letzterer hat keinerlei Verantwortung dafür, an welchen Platz er amtlich jeweils zu stehen kommt, um an ihm in seiner Weise ein Gefecht mitzumachen oder auch dasjenige eines anderen Regiments unbeteiligt in der Ferne vor sich gehen zu lassen. Der Feldgeistliche dagegen gehörte zur ganzen Brigade, beziehungsweise Division mit allen ihren Teilen, ja im Notfall auch drüber hinaus, wo es für ihn etwas zu thun gab.

An wen sollte er sich nun vorkommendenfalls anschließen, namentlich wenn nicht das Ganze zur Verwendung kam, wie

öfters? Sollte er vielleicht beim Sanitätszug bleiben? Allein dessen Bestimmung war überwiegend die Aufnahme und Fortschaffung der Verwundeten am Abend des Kampfs und nachdem sie schon lange zuvor auf den verschiedenen größeren oder besonders kleineren Verbandplätzen gelegen waren, wo sie auch den Geistlichen doch so sehr brauchen konnten.

In Anbetracht dessen war es für ihn selten so einfach, den wahrhaft sachgemäßen Platz zu finden, an welchen ihn doch Pflichtgefühl und Diensteifer zog. Denn man mußte vor allem die Augen und Ohren selbst aufthun, um zu merken, wie es stehe und was vorgehe, weil im Augenblick der Entscheidung von militärisch amtlicher Seite weder viel Zeit noch Lust zu ausdrücklicher und genauerer Anweisung auch noch an uns billigerweise erwartet werden konnte. So waren wir zuweilen vor die peinliche Wahl gestellt, entweder die rechtzeitige Anwesenheit am Ort der wirklichen Aktion zu versäumen, wie es z. B. mir am 1. September ohne entschlossene Abschwenkung vom Sanitätszug und Anschluß an die marschierenden Truppen genau gegangen wäre, oder aber galt es, weg vom ursprünglichen Standort ohne Weisung am Ende ins blaue und sozusagen auf Abenteuer hinauszureiten, nicht etwa bloß auf jede persönliche Gefahr und Verantwortung hin, sondern namentlich auch auf die Gefahr, mit alledem doch keine Gelegenheit zu wirklich ersprießlicher Thätigkeit zu finden. Im allgemeinen war die letztere Entscheidung bei der quälenden Wahl ohne Zweifel die richtigere. Und wohl dem Feldgeistlichen, wenn ihn dabei der Zufall oder ein glücklicher Takt richtig führte oder wenn er namentlich im Verlauf seines redlichen Suchens doch noch von irgend einer befugten Seite eine weisende Beauftragung erhielt, die ihm seinen bestimmten Platz gab. Dann war er gedeckt vor der Welt und sich selbst, und niemand konnte sagen: Was thust du eigentlich da oder was hast du hier zu suchen?

Unter allen Umständen galt es stets, in ehrlich dienstlicher Bemühung vorzugehen und namentlich in gefährliche Lagen allezeit so zu kommen, daß jeder Unbefangene sah, es sei einem dabei um die Sache und nicht um eine Zurschautragung persönlicher Todesverachtung zu thun. Alsdann konnte es wie

gesagt sehr wertvoll und bei gutem Gewissen hochbefriedigend sein, wenn es sogar scharf zuging und man das Pulver aus nächster Nähe zu riechen bekam. Bei einem mit der Gefahr kokett spielenden Benehmen dagegen möge man ja nicht glauben, den Soldaten oder Offizieren jedenfalls länger als einen Augenblick zu imponieren. Der Feldgeistliche z. B., von dem ich hörte oder las, daß er als großer Reiter vor dem Herrn hoch zu Roß sich in der Feuerlinie der Schützenschwärme herumgetummelt habe, verdiente meines Erachtens vom nächsten Offizier als nicht blos entbehrlicher, sondern sogar lästig fremder Eindringling zurückgewiesen zu werden.

Das Militär hat in dieser Beziehung ein sehr feines, fast möchte ich sagen eifersüchtig scharfes Gefühl. Liebt es doch überhaupt seiner eigenen scharfen Ordnung entsprechend durchaus keine beruflichen Grenzüberschreitungen. Das hatte ich auch ganz abgesehen von den Schlachten bald und oft zu bemerken Gelegenheit. Es war z. B. noch im Lothringischen zu Athienville, daß wir nach einem drückend heißen Marsch spät abends einrückten. Da dauerte mich die Schildwache, welche müde, lechzend vor Durst und hungrig vor dem Stabsquartier aufzuziehen hatte, und ich fragte daher in unerfahrener Naivität ganz bescheiden den General, ob man jenen Mann nicht ausnahmsweise schon nach einer Stunde statt nach zweien ablösen könne. Aber die schroffe Antwort war: „Herr Pfarrer, das geht Sie durchaus nichts an, das sind unsere militärischen Sachen; ich mische mich ja in Ihren Dienst auch nicht!" Ich hatte damit genug und wußte für alle Zukunft auch für andere Vorkommnisse und Persönlichkeiten, wie das „Dreinsprechen" in militärische Angelegenheiten angesehen wird. Indessen erlaubte ich mir zuweilen wenigstens den stillen Zweifel, ob mit dem militärischen Rock unfehlbar auch das ausschließliche Alleinverständnis alles halbwegs Militärischen und Strategischen schon gegeben und umgekehrt uns Zivilsterblichen schlechterdings verschlossen sei.

Immerhin lassen schon derartige Beobachtungen und Erfahrungen in harmloseren Fällen verstehen, wie wenig das Militär und besonders der Offiziersstand nun gar vollends in Fragen der persönlichen Bravour von den Nichtkombattanten

einen unverlangten Wettbewerb wünschte und gerne sehen mochte.

Und das gewiß mit vollem Recht. Gab es doch insonderheit auch für uns Geistliche reichlich Gelegenheit, im Verlauf des langen Feldzugs und seiner so wechselnden Lagen auf vernünftig dienstliche Weise sei es im Feld oder Typhusspital auch mit mancherlei Gefahren nahe persönliche Bekanntschaft zu machen. Was brauchte es da ein geflissentliches Aufsuchen oder ein schlachtenbummlerisches, weil außerdienstliches Besichtigen von prickelnd gefährlichen Plätzen, wie es z. B. die deutschen Belagerungsbatterien vor Paris gerade während des Beschossenwerdens durch die Franzosen waren? Ich gestehe, mir ging es da mehr und mehr ähnlich, wie den Freiwilligen von 1813. Nach Haus und an die heimischen Hochschulen zurückgekehrt wollten dieselben vom Duellspiel nichts mehr wissen, nachdem sie so oft den Kampfesernst erlebt.

Derlei allgemeinere Gedanken und Winke, wie ich sie im Voranstehenden als Niederschlag vieler einzelnen Erlebnisse zusammenfassend zu geben mir erlaubt habe, mochten ihren passenden Ort gerade bei dem tiefen Einschnittspunkt des ganzen Feldzugs, bei Sedan finden. Denn hier haben sie sich mir auch thatsächlich erstmals ernstlicher in persönlichem Erfahren aufgedrängt, um sodann ihre eingehende Bestätigung im ganzen folgenden Verlauf zu finden.

Ehe ich jedoch in der Schilderung des alsbald beginnenden Vormarsches gegen Paris fortfahre, darf ich vielleicht auch noch von meinem Versuch erzählen, nach den anderen deutschen Verwundeten in der Umgebung von Sedan zu sehen. Denn die eigenen waren vorläufig gut versorgt und hatten überdem für den Notfall meinen völlig duldsamen und ihnen allen vertrauten Kollegen zur Seite. Die Zahl der übrigen Verwundeten und Sterbenden aber war natürlich entsprechend ihrem ganz anderen Anteil am Kampf und Sieg des Vortags eine unvergleichlich viel größere, so daß ich mich gedrungen fühlte wenigstens zu probieren, ob bei ihnen als den hochverdienten Hauptstreitern von Sedan nicht dankbar etwas mitzuhelfen sei. Denn ich meinte noch mit mehr Recht als bei Wörth annehmen zu dürfen, daß jedenfalls nach diesem Hauptschlag einige Tage Ruhepause

eintreten werden. Und sie mochte ich im Hochgefühl einer solchen Zeit nicht verhältnismäßig müßig verbringen. So erbat ich mir beim Kommando Urlaub und einen Empfehlungsschein für die dort zu erwartenden preußischen Spitäler und ritt noch in der Abenddämmerung des 2. September wenigstens einmal bis Donchery hinaus.

Aber leider war meine Erfahrung auch bei diesem redlich gemeinten Versuch auswärts genau dieselbe, wie früher schon bei Wörth. Mit allem guten Willen, als Geistlicher oder je nach Bedürfnis ebenso gerne auch als Diakon etwas zu leisten, habe ich thatsächlich nichts zu stande gebracht. Die Verhältnisse waren viel zu schwierig, der Wirrwar nach der großen Schlacht grenzenlos, Weg und Steg teils schlimm zugerichtet, teils ganz gesperrt. Ich war unbekannt mit den verschiedenen Ortschaften um Sedan herum und ebenso mit den dort liegenden und überall zerstreuten Truppenteilen, was die Anknüpfung in verhältnismäßig kurzer verfügbarer Zeit kaum ermöglichte. Kurzum, die ganze Unternehmung war zwar eingegeben von der besten dienstlichen Absicht, gestaltete sich aber dennoch schließlich zu nichts viel besserem, als zu einem immerhin interessanten Ausflug.

Indessen glaube ich, daß doch auch seine Schilderung einen Beitrag geben kann zum Einblick in die absonderlichen Lagen eines Feldzugs. Und lediglich unter diesem Gesichtspunkt darf ich vielleicht auch die tragikomischen kleinen Nöten erwähnen, welche mir bei etwas längerer Loslösung vom eigenen bodensichernden Verband das Unter- und Durchkommen für mich und das treue Rößlein bereiteten. Sie wurden freilich aufgewogen durch das merkwürdige, welches ich dabei gelegentlich zu sehen bekam, und haben einem jungen frischen Mann jedenfalls gar nichts geschadet, bei dem eben der Eifer größer war, als die praktische Erfahrung. Nur waren sie mir in anderer Hinsicht ernstlich lehrreich. Denn ich wurde dadurch an die ähnlichen, bloß so viel schwereren und andauernderen Nöten unserer freiwilligen Diakone gerade bei Sedan schmerzlich gemahnt, von denen ich später zu reden haben werde.

Mit Einbruch der Nacht und eines leichten Regens zu Donchery angekommen, hatte ich mein Pferd in einer Scheune

bei württembergischen Truppen einer anderen Brigade untergebracht und mir selbst in der gleichen Scheune ein Nachtquartier im Heu vorbehalten. Dann ging ich, im Hauptort jenseits der Maas meinen Kollegen vom Hauptquartier aufzusuchen, um aus seinen Vorräten neuen Zuschuß von den sehr beliebten geistlichen Schriften für meine Spitalkranken zu erbitten. Aber als ich mich endlich durch das mit allerlei Truppen vollgepfropfte Städtchen in der Dunkelheit mühsam durchgedrückt und durchgefragt, traf ich ihn leider nicht und konnte ihm meinen Wunsch nur schriftlich geschwind hinterlassen. Dafür bekam ich in den Nebenräumen des Divisionsstabs, wo ich nachfragte, von dem schmucken Leibjäger des Generals freundlichst und ganz von selbst eine Tasse Schokolade angeboten und außerdem noch eine Tafel mit auf den Heimweg, „denn es ist ja genug da; Sie werdens auch brauchen können“, was sich allerdings am andern Tag vollkommen bestätigte. Deshalb nahm ich die Gabe dankbar an und dachte im Vergleich zu manchen anderen Erfahrungen, daß es eben auch hier wieder heiße: Wie der Herr, so der Knecht! Auf dem Heimweg begegnete ich einem stattlichen preußischen Hauptmann, der nur noch im Sattel hing, während der Bediente langsam das Pferd führte. Wie ich jenen freundlich grüßte und fragte, ob ich ihm nicht in irgend einer Weise behilflich sein könne, antwortete er mit röchelnder Stimme: „Mir ist nicht mehr zu helfen, ich bin tödlich durch den Hals geschossen“ — ein ergreifendes Nachtbild, von dem ich in schmerzlicher Bewegung weiterging!

Als ich dann endlich meine Scheune wieder gefunden, die ich für das Pferd und mich zum Nachtquartier gewählt, fand ich sie schon verschlossen und mußte wenigstens für mich in einem Nebenhaus nach etwaiger Unterkunft suchen. Im ersten Stock, der bereits voll mit preußischen Soldaten lag, war es nichts, und man wies mich eine Treppe höher. Hier traf ich zwei Unteroffiziere, der Sprache nach Hannoveraner, welche ich bat, in ihrem Zimmer nur auf dem Boden die ohnehin kurze Nacht verbringen zu dürfen, da ich in der Morgenfrühe gleich wieder weiter wolle. Aber trotz meiner anfänglichen ernstgemeinten Ablehnung thaten sie es angesichts meines Stands nicht anders, als daß ich das eine der beiden Betten

bekam, während sie das andere „wie schon oft“ miteinander teilten. Offen gestanden hätte ich eine so freundliche Rücksicht bei persönlich unbekannten Truppen der eigenen Division sicherlich nicht zu erwarten gehabt, weshalb ich den Vorfall zur Ehre dieser Preußen erwähnen zu müssen glaube.

Am andern Morgen ging es Sedan zu weiter auf schlimm verwüsteter Straße, wo die Verhaue und gefällten Alleenbäume erst notdürftig beiseite geschafft waren. Aber als ich endlich in der Vorstadt der Festung anlangte, ist es rundweg aus mit weiterem Durchkommen oder auch Abbiegen auf andere Straßen. Denn da ist in weitem Bogen und unter Anlehnung an den Fluß mit seinen zerstörten Brücken alles abgesperrt durch den Kordon der bayerischen Jäger. Vor ihnen hatten nämlich die Gefangenen an diesem Thor herauszuziehen und ihre Waffen auf einen Haufen abzugeben, die sie freilich zum Teil trotz des Scheltens der Bayern in der Wut zerbrachen oder mit dem Fuß abtraten, um dann unbewaffnet einstweilen auf der Maashalbinsel untergebracht zu werden. So blieb mir nichts anderes übrig, als eben notgedrungen Halt zu machen und vom Pferd herab einige Zeit dem allerdings höchst merkwürdigen Bilde zuzusehen. Zwar wie ich da im grauen Mantel ohne Abzeichen auf dem Pferde saß, nahte mir bald ein bayerischer Jägerleutnant und fragte mich sehr förmlich mit seinem besten Französisch, was ich hier hinter den deutschen Truppen zu schaffen habe? Aber mit dem bewährten Mittel, das mir schon einmal beim nächtlichen Anruf einer bayerischen Schildwache in Lothringen bei Maixe den Dienst der Losung gethan und jede weitläufige Auseinandersetzung erspart hatte, antwortete ich dem Offizier zum Dank für sein „Französisch“ in meinem besten Schwäbisch: Ja, lieber Herr Oberleutnant, ich bin wahrhaftig sowenig ein Franzose, als Sie!, worauf er lachend grüßte und mich meinen Betrachtungen ruhig überließ.

Dieselben waren jedoch von ziemlich unerfreulicher Art und lange nicht, wie jene am Abend des Sieges von Wörth, wo Tragik sich wenigstens durch Komik milderte. Hier am 3. September dagegen bot sich das peinliche, auch am Feind tiefschmerzende Bild eines Heers, das durch fortwährende unerhörte Niederlagen völlig aus Rand und Band, aus Zucht

und Ordnung gekommen war und nur noch eine Rotte vorstellte. Da wimmelte es aus dem Festungsthor in ordnungslosen Pausen mit Tieren und Menschen, alle Waffengattungen durcheinander, vielfach so viehisch betrunken, daß selbst das Unglück und natürliche Vergessenheitsuchen im Trunk nicht mehr als Entschuldigung ausreichte. Doch sollen auch rühmliche Ausnahmen nicht vergessen sein, wie z. B. ein prächtiger blonder Kürassier aus der Pikardie, mit dem ich ins Gespräch kam. Ich konnte dem Mann meine Teilnahme nicht versagen, wie er schäumte vor Wut, natürlich über den Verrat, der an einem so schönen und großen Heer begangen worden sei. Denn von ihm erfuhr ich erstmals die berühmte Zahl 84000, während unter uns bisher immer bloß von 40000 eingeschlossenen Franzosen geredet worden war. Zitternd vor Zorn rief ihm freilich bei dieser Mitteilung ein dabeistehender französischer Offizier zu: Taisez-vous! halts Maul! Aber mein Pikarde widerspricht auf eine Weise, die mir gerade an einem ordentlichen Menschen vollends bewies, daß es da drinnen mit aller Disziplin rein aus und damit so gut wie die Hölle los sei. Schließlich wollte er mir sogar noch eigenhändig seine Satteltaschen abschneiden, die er ja doch nie mehr brauche.

Inzwischen hatte ich bereits von einem vorbeikommenden Landsmann die ganz unerwartete Nachricht empfangen, daß unsere Division sich schon wieder zum Abmarsch anschicke. Da mußte ich unverrichteter Dinge zumal angesichts solcher Schwierigkeiten gleichfalls an den Heimweg denken. Meine Schokoladetafel vom Abend vorher hatte mir inzwischen mitsamt einigen Kaffeebohnen in der Tasche zum Frühstück und Mittagessen gedient; dem Pferd dagegen war ein Arm voll Heu zugekommen, das ich in einer verlassenen Scheune der Vorstadt requirierte; denn sonst war für Mann und Roß weit und breit nichts zu erspähen. So ging es denn zurück in Begleitung eines preußischen Intendanten, der mir vieles, noch nicht bis zu uns Gedrungene erzählen konnte. Ihm verdankte ich's auch, daß ich nicht ahnungslos an dem weltgeschichtlichen Schlößchen Bellevue vorüberritt. Zuvor freilich machte sich beim Anblick einer bayerischen Batterie vor demselben der nüchternste Realismus in Gestalt des noch schwach gestillten Hungers geltend; daher

ich in der Ueberzeugung, hier gewiß ein mitfühlendes Herz für solche Nöten zu finden, die biederen Bayern um ein Stück Brot anging. Gestärkt durch ihre gern gegebene und gutgemeinte, obwohl etwas schimmelige Liebesgabe war ich wieder auf der Höhe der Zeit und betrat mit ernst-geschichtlicher Ehrfurcht die Stätte, wo, wie ich hörte, ein paar Stunden zuvor der gedemütigte Kaiser mit dem demütig siegreichen König zusammengewesen war.

Zuletzt kamen wir mitsamt den wieder zurückflutenden deutschen Truppenmassen in das ungewöhnlich schwere Gewitter, welches mit noch ganz anderem Donner, als der menschliche von Sedan gewesen, die Abführung des gefangenen Franzosenkaisers begleitete. Ob es da wohl mit Hiob 37, 5 hieß: Gott donnert mit seinem Donner greulich und thut große Dinge und wird doch nicht erkannt? Oder ob nicht der Gefangene und Gestürzte sich dennoch die naheliegenden Gedanken gemacht und der Musik des Elementenkampfes den richtigen Text unterlegt hat? Wir thaten es gewiß mannigfach, wie wir bei einer Brücke vor dem tosenden Platzregen zusammengedrängt eine geraume Weile nicht mehr weiter konnten.

Aber die Sonne war bereits wieder durchgebrochen, als ich spät nachmittags im alten Quartier anlangte und gerade noch die letzte Abteilung der Brigade glücklich traf. Denn gegen das Verlieren und Verirren hatte ich einige Bedenken bekommen. Nachdem ich mich dann erstmals an diesem Tag ernstlich gestärkt und die Kranken noch einmal besucht hatte, welche einstweilen gutversorgt zurückbleiben mußten, gings den Vorausgezogenen nach, die es auf Paris zu recht eilig zu haben schienen.

IV.

Hin gegen Paris; Beginn der herbstlichen Ansässigmachung vor demselben.

Es war, wie wenn Paris als Herz und unleugbar köstliche Perle von Frankreich, wenn auch nicht gerade von der ganzen Welt, seinen Schönheitsglanz schon in weite Ferne ausstrahlen würde. So lieblich und herzerfreuend, ja geradezu üppig und prächtig wurde bald die Gegend, durch welche uns der genau südwestlich gewordene Marsch nunmehr führte, vorbei oder hindurch durch Rethel, Rheims, Chateau Thierry an der stattlichen Marne und Meaux, der berühmten Bischofsstadt Bossuets.

Ohne Zweifel sind diese Wochen mit ihrem meist schönen Herbstwetter für uns alle in verschiedener Hinsicht die angenehmste Marscherinnerung des ganzen Feldzugs. Nicht selten freiwillig, im andern Fall durch Schlauheit, welche angesichts der überall ersichtlichen großen Wohlhabenheit dem Soldaten das Feldgewissen nicht allzu stark beschweren mochte, war auch Quartier und Verpflegung mit Speis und Trank auf ungewohnt erfreulicher Höhe, was gerade nach den außerordentlichen schweren Tagen von Sedan und zuvor jedermann nur zu gönnen war.

Und dazu hin belebte statt der Schlachterwartung, welche sonst wohl auf den Märschen und in den Biwaken die Nerven und Muskeln spannte, nunmehr uns alle die viel freudigere Hoffnung eines baldigen Abschlusses und Friedens. In wohligem Hochgefühl las man daher beim Durchmarsch durch die verschiedenen Städtchen wie z. B. in Rethel jene einfach stolzen Kreideaufschriften an den Thüren: „Quartier S. M. des Königs“, oder „Bundeskanzleramt“, lauter Kräfte und Aemter, bei denen man auch die vermeintlich schon bevorstehende Ernte der Kämpfe und Siege gut gesichert wußte. Im bisherigen Verlauf war wenigstens unserer Division diese hohe Nachbarschaft noch selten oder gar nicht vergönnt gewesen, während sie jetzt teils einen Tag voraus, teils noch bei unserem Durchmarsch

anwesend war. So stand einmal am 4. September bei Novy der gute Moltke in seiner bekannten Einfachheit und Anspruchslosigkeit vor dem Quartier, achtungsvollst von uns Vorbeiziehenden begrüßt, während freilich ein noch etwas burschikoser gräflicher Dragonerleutnant nicht genau genug hingesehen hatte und daher spottend ob unserer raschen zivilen Reverenz meinte: „Das wird wohl auch nur so einer von des Königs Göckelesrupfern (oder Küchenbediensteten) gewesen sein.“ Er wurde aber mäuschenstill und strich beschämt den blonden Vollbart, wie er sich bald überzeugte, daß es wirklich der Mann gewesen, welcher für seinen König sogar den gallischen Göckelhahn so meisterhaft gerupft.

Jener allgemeinen Friedenshoffnung, welche uns in dieser Zeit erfüllte, gab ich meinerseits etwas vorschnellen Ausdruck, worüber man später bitter oder schmerzlich lächeln mochte. Ich benutzte nämlich den ersten Rasttag, der uns schon am 6. September zu Voult sur Suippe zu teil wurde, um in der schönen romanischen Kirche des Orts einen Abendgottesdienst zu halten, bei welchem zum Schluß die Namen unserer bisher Gefallenen als der vermeintlich letzten Opfer verlesen wurden und Beethovens markiger Trauermarsch die Feier eindrucksvoll beschloß.

Und wirklich sah es ganz so aus, als ob dies nicht bloß eine naive Täuschung gewesen wäre. Zwar ging es am folgenden Tag wieder weiter, für die größere Hälfte der Division nach Rheims, für einen Teil meiner Brigade nach Gueux, einem stattlichen Dorf zwei Stunden davon. Hier aber trat offenbar im Zusammenhang mit den berühmten Friedensverhandlungen zu Ferrières die längste Marschunterbrechung unseres Hinwegs ein, welche vom 7. bis 13. September dauerte.

Dieselbe kam uns allen und namentlich mir persönlich sehr zu gut. Denn allmählich hatte sich als Wirkung der Sedaner Gewaltmärsche mit ihren herbstlichkalten Biwaks die Brechruhr zwar gutartig, aber doch recht störend und kraftverzehrend in der Division verbreitet. Da dankte ich es der Liebenswürdigkeit meines Kaplans und durch ihn vermittelt seines gleichfalls sehr ordentlichen französischen Amtsgenossen, daß ich aus einem für meine dermaligen Umstände mäßigen Quartier in ein ganz vortreffliches bei einem reichen Kultivateur oder

besseren Landmann übersiedeln durfte. Hier war ich nun in kranken Tagen, wo ich wenigstens teilweise das Bett hüten mußte, wirklich wie zu Haus und bewahre deshalb der wackeren Familie eine bleibend dankbare Erinnerung, wegen längerer Dauer des Aufenthalts noch mehr, als dem sonst ganz verwandten Seitenstück zu Sermaize. Die alte Frau des Hauses pflegte mich wahrhaft mütterlich und wurde nicht müde, mir ganz von selbst als einzige Nahrung, die ich brauchen konnte, Eier und Milch herbeizuschaffen. Und wie ich bald wieder aufstehen konnte, war ich dem stattlichen Familienkreis den ganzen Tag ein werter Gast, der natürlich nicht versäumte, mit seinem besten Französisch und lebhaftheiterer Unterhaltung den Leuten ausdrücklich und mittelbar den wohlverdienten Dank abzustatten. Sie wurden zuletzt so rührend zutraulich, daß mir meine Pflegerin in ihrem schöngehaltenen Garten den Ort zeigte, wo sie in einem Waschzuber ihre beste Habe — vor uns vergraben und versteckt hatten! Ich riet ihr allerdings dafür, dieselbe doch ja wieder auszugraben und ruhig im Hause bei sich zu behalten. Denn da sei sie Dank unserer Mannszucht sicher, während bei Vergrabenem niemand dafür stehen könne, in wessen Hände es heimlich und zufällig gerate.

Wer von uns konnte, benützte die längere Ruhe auch zu einem oder einigen Ausflügen in das benachbarte Rheims, in welchem selbst zu liegen unsere anderen Kameraden den Vorzug hatten. Meine Jäger z. B. waren stolz darauf, den Ehrendienst beim dortigen großen Hauptquartier zu haben, und ihr trefflicher Kapellmeister zeigte mir mit Hochgenuß die Zigarren, welche er für eine besonders schöne Abendmusik einmal von Bismarck erhalten hatte. Mit gelindem Neid sahen und hörten wir Mannschaften von Gueux derartiges, wenn auch uns ein Besuch in diese erstmals größere Stadt unseres bisherigen Marschgebietes führte. Da war es ein merkwürdiger geschichtlicher Gegensatz, zuerst die weltberühmte Krönungskathedrale der französischen Könige zu besuchen und hier an des Dichters Hand in die siegreichen Tage der Jungfrau von Orleans sich versetzt zu sehen, während dann in jähem Ruck zur Gegenwart an den Straßen große Anschläge des Maires zu lesen standen, wo es kaum weniger dichterischschwunghaft mit Bezug auf den Zu-

sammenbruch des Kaiserreichs bei Sedan und unseren Einmarsch hieß: „La mort dans le coeur nous vous supplions d'être tranquille, den Tod im Herzen flehen wir euch Bürger an, ruhig zu sein."

Aber auch zur Besorgung von sehr prosaischen Geschäften war einem die Stadt höchlichst willkommen, wie wenn ich z. B. hier das schon lange zerbrochene Uhrenglas und die ebenso beschädigte Brille endlich wieder in stand setzen lassen konnte — lauter Schäden von den absonderlichen Nachtlagern im Biwak oder sonst, und zugleich Schwierigkeiten, welche man in geordneten Friedensverhältnissen mit ihrer raschen Gelegenheit zur Abhilfe gar nicht weiter als solche empfindet!

Daß wir die längere Ruhezeit von Gueux, beziehungsweise Rheims auch dienstlich nicht unverwendet ließen, verstand sich um so mehr von selbst, als in dieselbe der 11. September als Geburtstag unserer Königin fiel. Ihn festlich und dankbar zu begehen hatten wir im Felde doppelten Grund, da sich uns Fernen die hohe Frau während des ganzen Feldzugs in rühmlichster Weise als Landesmutter erwies. Und namentlich wir Geistliche durften ihr danken für das andauernde, hervorragend lebhafte und thätlich bewiesene Interesse, das sie unserem Dienste, wie dem Dienste der Diakone und der Sanität stets gezeigt hat.

In diesem Sinne feierten wir den 11. September, welcher zugleich hübsch auf einen Sonntag zu liegen kam, mit heimatlich herzlicher Freude in feierlichem Gottesdienst zu Gueux und den Tag darauf zu Sacy bei einer anderen Abteilung. Leicht wurde es mir diesmal aus dem Bett heraus allerdings nicht; aber wenn auch das Fleisch schwach war, so war dafür der Geist zu diesem gemütlich wohlthuenden Anlaß um so williger.

Im Anschluß hieran habe ich eine ebenfalls noch mehr oder weniger berufliche Thätigkeit zu erwähnen, für welche das längere Festliegen in Gueux-Rheims auch bei minderer Gesundheit und drinnen im Quartierzimmer mehr als früher Gelegenheit bot. Es war der schwunghaftere Briefwechsel oder die Berichterstattung von amtlicher, halbamtlicher und privater Art. Zwar hatte natürlich besonders der Geistliche schon bisher immer mancherlei zu schreiben gehabt, wenn es z. B. galt, den Angehörigen eines

Soldaten zu Haus und daneben namentlich auch dessen heimischem Pfarramt von Krankheit, Verwundung oder Tod des Mannes Nachricht und einige tröstende nähere Auskunft zu geben. Ab und zu konnte oder mußte man auch besorgten Eltern, welche vom Sohne zufällig länger keine Nachricht erhalten und sich nun an uns wandten, nach einem Besuch bei dem Betreffenden und unter Vermahnung zum Selbstschreiben die voreilige Angst brieflich abnehmen.

Aber jetzt, nach den Stürmen von Sedan wurden wir alle förmlich von zu Haus um längere Nachrichten bestürmt, um nicht zu sagen drangsaliert und mußten dran glauben, mochten wir wollen oder teilweise auch gar nicht gerne wollen. Ich sehe dabei zunächst von den rein amtlichen Berichten noch ganz ab, wie wir sie teils unmittelbar, teils durch unseren ersten Kollegen als eine Art von Felddekan selbstverständlich von Zeit zu Zeit an die heimische Feldprobstei zu erstatten hatten. Von andern Anforderungen in diesem Punkt verdienten namentlich diejenigen der zwei christlichweltlichen Blätter unseres Landes Berücksichtigung zum Dank für die wirklich große und äußerst rühmliche Opferwilligkeit, mit welcher sie uns eine reichliche regelmäßige Sendung ihrer Wochenschrift zur Verteilung an unsere Truppen zur Verfügung stellten.

Aber auch bei den ganz weltlichen Zeitungen konnte man sich versucht fühlen, durch eingesandte Berichte mit ihnen in Verbindung zu treten und sie dadurch gleichfalls zu etlicher freiwilliger Abgabe von Exemplaren für unsere Mannschaft zu gewinnen. Denn außerordentlich willkommen waren sie ja allen. Was gab es doch schon auf den Märschen und bei den oft langen Halten Angenehmeres als so ein Blatt, welches flüchtig dem Tag gehörte, gleichwie unser eigenes dermaliges Leben ein von Ort zu Ort wanderndes und unstetes war. Der Gebildete ersah meistens erst aus der Zeitung, bei der die Telegraphenfäden und Nachrichten zusammenliefen, was im weiteren Umkreis bei uns selbst im Feld geschehen und geleistet worden war. Denn dem Einzelnen als solchen fehlte ja der Ueberblick.

Wo man freilich selbst dabei gewesen, da mochte wohl auch der eine oder andre Zeitungsbericht aus dem Heerlager zu zweifelnden Fragezeichen veranlassen. So nannten wir bei-

spielsweise einen mir bis heute unbekannten soldatischen Hauptberichterstatter unserer württembergischen Lieblingszeitung, welcher einen Kugelhaufen zum Korrespondenzzeichen hatte, wegen seiner etwas gar zu blühenden Fantasie mit derbem Soldatendeutsch kurzweg den Kugellügner, einen ähnlichen, ebenfalls oft vorkommenden nach seinem Zeichen den Kreuzlügner. Doch das ging ja drein und störte jedenfalls dann nicht, wenn man nicht in eigener Person dabei gewesen war und also keine so peinliche Ueberwachung üben konnte.

Dem einfachen Mann dagegen war der engerschwäbische oder örtliche Teil unserer Zeitungen von hervorragendem Wert. Denn da sah er auch einmal wieder den lieben Namen seines Städtchens oder Dorfs und erfuhr, daß dort der oder jener gestorben sei oder auch noch lebe und sich guten Wohlseins vielleicht verbunden mit neuem Kindersegen erfreue.

Zumal in meiner Brigade, die wenig selbst damit versehene Einjährige hatte, war ich daher bemüht, namentlich den Chronikteil z. B. unseres schwäbischen Merkurs bei Bekannten, die ihn hielten, vor anderweitiger Verwendung zu retten und ihn oder noch besser das Ganze außer meinem eigenen Exemplar an die stets sehr erfreuten Soldaten weiter zu geben. Gar gerne hätte ich auch noch ein paar Freiexemplare zur Verfügung gehabt, also daß ich gerade von Gueux aus sogar den argen Kalauer wagte und mich als „gueux“ mit dem entsprechenden „Bittgesuch“ an die Redaktion wandte. Aber es war trotzdem und bei aller sonstigen Freundschaft erfolglos. Doch sah ich später, daß wenigstens die Spitäler in anerkennenswerter Weise sich solcher Freiexemplare zu erfreuen hatten.

Außer den geistlichen und weltlichen Zeitungen, an welche man so mit oder ohne Glück Bericht erstattete, um für dienstlich Erhaltenes sich erkenntlich zu erweisen oder weiteres zu bekommen, waren es ganz besonders auch die zahlreichen größeren oder kleineren Vereine, sowie Bekannten- und Freundeskreise, denen der Feldgeistliche keineswegs bloß für seine Person, sondern vor allem als sehr häufiger Mittelsmann für die Truppen wegen dieser und jener Zusendung sich verpflichtet fühlte. Auch hier sah man es durchweg ausnehmend gerne und war für das nächste Mal um so willfähriger, wenn außer der bloß förm-

7*

lichen Empfangsbescheinigung und Danksagung als Entgelt eine kürzere oder womöglich längere Schilderung aus dem Felde kam, in welchem ja die Gedanken und Interessen aller weilten. Aus diesem Grund mußte unter anderem ab und zu auch das gemeinsame Blatt unserer heimischen Geistlichkeit dankend oder mit Winken aus der Felderfahrung bedacht werden, da jene zu Haus in äußerst wertvoller Weise mit uns zusammen zu arbeiten redlich bemüht war.

Nehme ich endlich die Pflicht der rein privaten Nachrichtgebung an die eigenen Angehörigen hinzu, welche allerdings unter solchen Umständen fast notwendig über dem Dienst an die letzte Stelle zu stehen kam, mehr vielleicht als bei irgend einem ähnlich Gestellten oder Gebildeten im Heer, so sieht jeder, daß die Feder gerade des Feldgeistlichen vor dem Rosten gänzlich bewahrt war und ihm weniger als einem anderen die Tinte eintrocknen konnte.

Und das schadete uns zunächst auch gar nichts; denn in großer Zeit waren große Anforderungen an die Arbeitskraft und Leistungsfähigkeit aller völlig am Platz. Auch bildete richtig betrieben jene schriftliche Thätigkeit ohne Zweifel einen unentbehrlichen Bestandteil unseres feldgeistlichen Gesamtthuns. Mochten dann immerhin nicht selten, wenn es sich z. B. nach Gefechten und Schlachten oder sonst in besonders unruhigen Zeiten so traf, auch nur die späten Abendstunden tief in die Nacht hinein dazu verfügbar sein, nachdem der Tag mit Märschen oder dem sehr angemessenen Teilen der Alarmstellungen oder gar auf dem Verbandplatz und im Spital in Anspruch genommen gewesen: zum Vergnügen war ja keiner ausgezogen, und jedenfalls hatte die Sache das Gute, daß wir Geistliche sogar in den langen Wintermonaten von dem sonst vielfach umgehenden Uebel der Langeweile gründlich bewahrt blieben.

Aber ebensowenig soll bei dieser Gelegenheit die Kehrseite der Medaille verdeckt oder die Erfahrung verschwiegen bleiben, wie zweischneidig und gefährlich unter Umständen das damalige Berichten und Schreiben gerade der Feldgeistlichen sich gestaltete, wenn es *mitten aus den Tagen und Lagen des Feldzugs heraus* nicht weisen Maßes und großer Vorsicht sich befleißigte. Immerhin mag ja die ganz besondere Gestaltung

der Sache nur unseren württembergischen Verhältnissen entstammen; aber wenigstens Verwandtes und Aehnliches wird gewiß auch anderwärts vorgekommen sein, so daß die Erwähnung sich für weitere Kreise gerne verlohnt. Man wollte nämlich zu Haus um jeden Preis auch von uns etwas wissen und hören, je mehr und je früher, desto lieber. Und es hatte ja unserer kirchlichen Behörde nach 1866 und bei der jähen Vorbereitung zum Krieg von 1870 saure Mühe gekostet, zuständigerseits eine bisher noch ungewohnte auskömmliche Versorgung der Division mit Feldgeistlichen sozusagen Schritt für Schritt herauszuschlagen. Wie nahe lag da die Versuchung, durch sofortige möglichst eingehende und ausgiebige Schilderungen aus unserer Thätigkeit den überzeugenden Beweis für unsere Daseinsberechtigung geradezu amtlich vor dem Lande zu führen. Daher nicht bloß das Dringen auf solche Berichte, sondern namentlich auch deren periodische Zusammenstellung und wörtliche Veröffentlichung im Beiblatt unseres württembergischen Staatsanzeigers, August und September 1870. Man soll sie zu Haus mit Begierde und Begeisterung gelesen haben, das glaube ich herzlich gerne. Aber nun denke man sich auch einmal unbefangen den Eindruck, welchen dieselbe Sache zu dieser Zeit bei denen im Felde, insbesondere bei den Offizieren gemacht hat, welche die betreffende Zeitung allemal alsbald natürlich auch zu Gesicht bekamen und vorkommendenfalls von Hand zu Hand gaben. Vor mir konnten sie sich fast ganz unbeengt aussprechen und ihren Gefühlen freien Lauf lassen. Denn meine einverlangten Beiträge zeichneten sich stets durch unverhältnismäßige Kürze und eine große Zurückhaltung aus, da mir namentlich das feiner und feinst Geistliche denn doch für einen Bericht oder gar für eine Zeitung sich allezeit herzlich wenig zu eignen schien, während ich bei manchem Anderen, mehr zugleich persönlichen jedenfalls die Stunde zur Veröffentlichung jetzt noch nicht gekommen erachtete. Ich erfuhr deshalb schon damals und später, daß das liebe Publikum zu Haus meine Angehörigen erstaunt fragte, ob denn ich draußen nicht auch etwas thue und so vieles leiste, wie die andern, sondern vielleicht schlafe, daß ich so wenig zu berichten wisse. Der eine und andere besorgte Brief gab mir davon Kunde und

mahnte mich, zwar nicht etwa mehr zu thun, wofür die Meinigen mich kannten, wohl aber in Gottesnamen eben auch mehr vom Geleisteten — zu singen und zu sagen, wie es in den alten Heldengedichten heißt und wie ich es in stachelfreiem Humor nach zwanzig Jahren harmlos benennen will.

Damals freilich war es mir keineswegs nur zum Lachen. Aber dennoch that ich so ziemlich das Gegenteil des wohlgemeinten Rats. Sah ich doch zu klar, wie die ganz unschuldig begonnene und zunächst wohlbegreifliche, wenn nicht gar triftig begründete Sache anfing, uns jedenfalls bei dem hochwichtigen Stand der Offiziere völlig unverkennbar den Boden wieder abzugraben, den wir uns seither glücklich durch Arbeit errungen. Denn in der That waren auch die Umstände vollends für uns Württemberger zu einem solchen Geltendmachen der geistlichen Feldleistungen wenig geeignet. Der größere oder größte Teil der Division hatte bis jetzt ohne jegliche Schuld noch wenig oder gar keine Gelegenheit gehabt, sich fachmilitärisch in bedeutenderen Kämpfen und Schlachten hervorzuthun und dadurch ein großes von sich erzählen zu machen. Wer wollte es ihm da im geringsten verargen, wenn er in höhnisch bitterer Eifersucht die gar eingehenden geistlichen Schilderungen von der ecclesia militans oder von den Feld-Pfarrern las und daran dachte, daß namentlich auch die Leute zu Haus ein ganz absonderliches Bild von diesem Feldzug erhalten müssen? Ich merkte den nicht persönlichen, wohl aber amtlichen Stich wohl, wenn wiederholt einer meiner Obersten, ein Katholik, mir das verhängnisvolle Blatt übersandte; denn katholischerseits war man vorsichtiger und vielleicht durch das Beichtgeheimnis auf mehr Zurückhaltung eingeschult. In einer anderen Brigade aber fiel geradezu das bitterböse Witzwort: „Nun, das nächstemal, wenn es wieder einen Krieg gibt, läßt man einen Halbzug Pfarrer ausmarschieren und gibt denen eine Division bei!"

An so was konnte denn doch eigentlich jeder Unbefangene merken, was die Uhr geschlagen und daß das ernstliche Interesse der Sache erfordere, einer durch unzeitige Worte oder Berichte drohenden Verderbung des Thuns und Leistens ein Ende zu machen. Zu Haus konnte man sich ja beim besten

Willen und überdies sehr verzeihlich getäuscht durch den großen Beifall, den dort solche öffentliche Mitteilungen fanden, unmöglich so recht in die Feldlage und den völlig anderen Eindruck hineinversetzen, welchen dieselben hier am offenbar maßgebenden Orte machten. Nun hatte ich auch sonst schon das leidige Geschäft besorgt, im Notfall das Kind beim rechten Namen zu nennen, und war bereits zu Haus nicht gerade wegen vorsichtigen und wohlweislichen Schweigens zu vorhandenen sachlichen Uebelständen in meinem Gesichts- und Berufskreis bekannt. Also kam es mir nicht mehr viel darauf an, im vorliegenden, mehrseitig mißlichen Fall abermals offen und ehrlich für die Sache einzutreten, wenn auch ohne jede Täuschung über das ohne Zweifel persönlich mißliebige des Wagnisses. Daher bat ich bei der zuständigen Behörde in aller Bescheidenheit um die Einstellung oder doch thunlichste Beschränkung jener amtlichen Veröffentlichung von unseren geistlichen Berichten. Und jedenfalls in der Sache hatte ich den gewünschten Erfolg, wenn mir auch von meinen protestantischen Kollegen nur Einer Recht gab und beistand. Denn allerdings drehte es sich in erster Linie um die Richtigkeit oder Falschheit des gewählten Zeitpunkts, beziehungsweise der etwas auffallenden und anspruchsvoll herauskommenden Form, und weit weniger um die Mitteilungen als solche, deren spätere Zulässigkeit, natürlich stets unter Beobachtung des nötigen Takts sich von selbst versteht.

Nur kurz will ich auch noch die halbamtlichen oder ganz privaten Berichte und Schilderungen berühren, zu denen wir Feldgeistliche eben durch unsere Stellung als Mittelspersonen für viele in stärkerem Maße veranlaßt oder selbst genötigt waren. Sie erforderten nicht minder große Vorsicht, welche wir freilich alle erst im Laufe der Zeit und durch manche teilweise peinliche Erfahrung von unvorhersehbarer Art zu lernen hatten. Denn jetzt konnten umgekehrt wie vorhin wir uns zuerst nicht so recht hineindenken in die Stimmung zu Haus und bedachten nicht genug, welche Bedeutung dort einer flüchtig und in Eile geschriebenen Karte oder gar vollends einem längeren Brief aus dem Felde beigelegt wurde. Liefen diese doch in rührender Teilnahme von Hand zu Hand oder wurden weitergeschickt auch an Adressen, für welche der ahnungslose

Schreiber in der Aufregung und dem Drang des Augenblicks sie wahrlich nicht bestimmt oder an die er vielmehr nicht entfernt gedacht hatte, als er seine Zeilen vielleicht gerade vor einem Abmarsch oder nach einem Gefecht hinwarf. Da schlugen ja alle Pulse lebhafter und hitziger und konnten gar leicht die vorübergehende Erregung des Augenblicks weit über das Ziel hinaus auch in das geschriebene Wort hineintragen. Mögen die etwa Verletzten mir und anderen diese offene Darlegung noch als nachträgliche Sühne vorgekommener Verstöße gelten lassen.

Und wenn nun gar vollends die Begeisterung oder das gleichgerichtete brennende Verlangen aller nach Nachrichten vom Kriegsschauplatz die letzten Schranken der Diskretion niederriß und man mit dem nächsten besten Wisch, den einer erhalten, zum Zeitungsverlag oder zur Druckerpresse lief, um das Kind des Augenblicks zu verewigen und zum Gemeingut zu machen! Ich erinnere mich vieler solcher Fälle, wie sie bei Briefen von Offizieren, Aerzten und Einjährigen meist zu deren großem Leidwesen vorkamen. Mich selbst aber befiel einmal ein förmlicher Schrecken, als mir ein übereifriger, aber minder bedachter Freund mit einem derartigen Liebesdienst eine Weihnachtsfreude machen wollte. Nach dem 30. November hatte ich mich in einem längeren Brief an denselben zu einer eingehenden Schilderung der Erlebnisse an diesem Tage verleiten lassen, welcher gerade auch für meine Tübinger Bundesbrüder im Feld und zu Haus von einschneidender Bedeutung war. Der Empfänger aber eilt in seiner Herzensfreude zur Druckerei und läßt die ganze Epistel zunächst für jenen studentischen, aber damit auch für einen weiteren Kreis wörtlich abdrucken, einen Brief, dessen Worte und Urteile weder in der Form, noch im Inhalt auf die Goldwage gelegt worden waren. Zum Glück erfuhr ich nur von einem einzigen Exemplar der Unglücksgabe, welches sich außer zu mir auch sonst noch ins Feld verirrte, und erbat mir von dem Besitzer als großen Freundschaftsdienst, dasselbe vor seinen Augen zerreißen zu dürfen. Aber von da an war ich für immer gründlich gewitzigt und sorgte jedenfalls selbst dafür, ob, wann und wie etwas von mir geschriebenes gedruckt werden durfte. — Diese Erlebnisse mit

den Berichten aus dem Feld greifen allerdings, wie man sieht, bereits zugleich weit voraus und in den Winter hinein, wie sie andererseits vereinzelt schon bald nach dem Feldzugsbeginn vorgekommen waren. Aber ihren ersten nennenswerten Hauptort hatten sie doch in der längeren Ruhezeit und Muße um die Mitte September, bei welcher unsere Erzählung eigentlich steht.

Kehren wir zu ihr zurück; denn es ist nun zu Gueux-Rheims genug gerastet, und in Sachen des Friedensschlusses scheint zwischen Jules Favre und Bismarck zunächst auch nicht viel herauszukommen; daher es angemessen war, dem stolzen Paris wieder ein paar Schritte näher auf den Leib zu rücken.

Der Marsch führte uns also vom 13. September an unter anderem durch Chateau Thierry und La Ferté sous Jouarre zunächst nach der schönen Stadt Meaux, die wir am 17. September glücklich erreichten. Denn es half die Franzosen nichts, daß sie jetzt gründlich nachzuholen versucht hatten, was sie früher nach Wörth glücklicherweise in der Sprengung von Weg und Steg versäumt. Ihr zerstörter Tunnel bei Nanteuil ließ sich für den Bahngebrauch durch eine kühne deutsche Feldspurbahn umgehen, zwischen ihren zwei gesprengten Brücken aber bei Trilport vor Meaux führte bereits unsere Bockbrücke stolz mitten durch.

Hocherfreulich war mir persönlich, daß namentlich durch kräftige Bewegung zu Pferd meine Gesundheit sich rasch wieder ganz hergestellt hatte und für die Arbeit im vollen Stande war, zu welcher uns in Meaux bei Kranken, Verwundeten und Toten unerwartete Gelegenheit wurde. Bis es nämlich hier mit dem Quartier in Ordnung war, was oft in unvermeidlicher oder auch vermeidbarer Weise etwas lange anstand, trieb ich mich gleich nach der Ankunft in den Straßen herum und entdeckte dabei zu meiner großen Freude ein abgelegenes preußisches Spital. Es enthielt die ersten Verwundeten von Scharmützeln vor Paris, meist Reiter, auch einige Anfänge von Cholera und dergleichen. Die Leute waren über meinen Besuch sehr erfreut, weil sie schon lange keinen Geistlichen mehr gesehen, und nahmen es dankbar an, daß ich ihnen u. a. manches

zum Lesen geben konnte, auch Briefe an die Ihrigen in der Lausitz und Oberschlesien besorgte und endlich das schon lange entbehrte Labsal von einigen Zigarren verschaffte. Wer konnte, kam zu diesem Genuß in den Hof heraus, da das Rauchen drinnen nicht erlaubt war; und noch am späten Abend entsandte ich angesichts dieser Erfahrung etliche launige, aber bald erfreulich wirksame Karten an Freunde und Bekannte zu Haus, um neuen Nachschub des edlen Rauchkrauts als weltliche Zugabe der Pastoration mir zu erbitten. Da die meisten Kranken katholisch waren, hatte ich auch meinen Kaplan geholt und durfte mit ihm die Anerkennung etlicher Artillerie-Offiziere, welche zufällig vorbeikamen, für unsere rasche Anwesenheit am Ort der Arbeit mit Befriedigung hinnehmen.

Freilich galt es uns beiden ziemlich gleich, ob namentlich Kranke und Verwundete diesem oder jenem Bekenntnis angehörten. Dies zweimal in der Bischofsstadt Bossuets, dessen bald gemeinsam besuchtes Grab in der Kathedrale die Erinnerung an jene merkwürdigen Kirchenvereinigungsversuche zwischen ihm und dem deutschen Philosophen Leibniz so lebendig wach rief. Und merkwürdigerweise hatte ich gerade hier in Meaux mehrfach Erlebnisse und Beziehungen, welche ebensowohl die Saite der Bekenntnistrennung als der Einheit anschlugen. Denn gleich am nächsten Tag, der ein Sonn- und Rasttag zugleich war, wurde mir seit längerer Zeit zum erstenmal wieder die Gelegenheit, in einer willigst geöffneten protestantischen Kirche den Gottesdienst zu halten. Zuvor hatte ich natürlich den reformierten Geistlichen derselben besucht, an dem ich einen ebenso liebenswürdigen, als gebildeten und unbefangen denkenden Südfranzosen aus Nîmes kennen lernte. Wie friedlich und heimatlich wehte es mich doch an, wie er mich u. a. in ordentlichem Deutsch fragte, ob es in Tübingen viele „Becker", d. h. Beckianer oder Anhänger des bekannten Theologen J. T. Beck gebe. Auch erbot er sich gerne, wenn wir fortseien, unsere protestantischen Verwundeten zu besuchen, zu welchem Zweck ich ihm etliche deutsche Testamente und ähnliches hinterließ.

Besonders aber kam mir die Bekanntschaft, um nicht zu sagen die rasch geschlossene Freundschaft mit dem mir ungefähr

gleichaltrigen wackeren Manne bei einem sonderbaren Vorkommnis gegen Abend zu gut. Nach dem Gottesdienst, welcher schwierigen Bestellens halber erst spät nachmittags möglich war, zeigte er mir nämlich den durch den Maire vermittelten Befehl eines unserer katholischen Kommandeure an ihn, den Franzosen, die Leiche eines protestantischen Selbstmörders aus der Brigade eben noch an diesem Abend zum Kirchhof zu begleiten. Das kam mir nun eigentlich doch so vor, als sollte der Tote damit kirchlicherseits halb ehrlich, halb unehrlich bestattet werden. Denn daß der deutsche zuständige Feldgeistliche am Orte war, mußte man betreffenderseits fast notwendig wissen, sofern nach meiner Erinnerung mehr als nur unsere ganze Brigade schon seit einem vollen Tag in der Stadt lag. Und bereits war mir auch vor Ohren gekommen, daß jener Soldat wohl als Opfer der übergroßen Anstrengungen beim Gefangenentransport von Sedan nach Pont-à-Mousson und zurück anzusehen sei. So wenig ich daher früher aus meiner Verwerfung mutwilligen Selbstmords ein Hehl gemacht, schien es mir doch in diesem Fall sehr angemessen, daß die Kirche und natürlich die heimisch-deutsche des Mannes selber den Schild der Humanität über ein derartiges Grab decke. Mein französischer Kollege, dem ich das nötige kurz erklärte, war ganz damit einverstanden, meinte aber, dem ihm gewordenen Befehl eben doch in gewisser Weise folgen zu müssen, also mich begleiten zu wollen, wenn ich nichts dawider habe. Und so kam jener arme deutsche Selbstmörder sogar zu einem kirchlicherseits zwiefach ehrlichen Begräbnis, zumal auf dem protestantischen Kirchhofteil ihm ohne weiteres ein Plätzchen in der Reihe gegönnt wurde, wie ich in meinem höchst peinlichen und schmerzlichen Schreiben an die Eltern des Toten nachher hervorheben durfte. Weltlicherseits freilich war es ein gar ärmlicher und traurig kleiner Zug, wie ein paar französische Blaublusen den rohen Sarg durch die Dämmerung hinaustrugen, begleitet außer uns von fünf Jägern. Ich hatte bei der seltsamen und mir nicht ganz durchsichtigen Anordnung von behördlicher Seite mich auf einen gehörigen Verweis ob meiner Einmischung gefaßt gemacht. Aber am andern Morgen wurde mir ruhig der Beerdigungsschein zur Unterschrift überschickt, „da ich den Mann ja doch

begraben habe". Auch gut, dachte ich; wie es scheint, hat man mich verstanden.

Aber wie zumal im Feld die Lagen und Stimmungen schnell wechseln! Bei der stillen Rückkehr von dem trüben Gang kamen wir zwei Geistliche an der Mairie oder einem ähnlichen besseren Gebäude vorbei. Da faßt mich mein Franzose plötzlich krampfhaft am Arm und ruft mit gedämpfter Stimme: „O mon Dieu, c'est lui, o mein Gott, das ist er!" Wie ich hinsah, erblicke ich dort, verschwimmend im Abenddunkel, unter etlichen Offizieren die hohe Reckengestalt Bismarcks, den auch ich vorher noch nie mit Augen gesehen. Aber das entsetzte „c'est lui" meines sonst so helldenkenden Genossen, welches klang, als hätte er den leibhaftigen Gottseibeiuns gesehen, reizt mich zum Gegendruck, daß ich mit sachgemäßer Anleihe bei dem bekannten Witzwort des ersten Napoleon ihm erwiedere: „Oui, monsieur, c'est lui, c'est non seulement le plus long, mais aussi le plus grand de tous nous autres Allemands; ja, mein Herr, das ist er. Das ist nicht bloß der längste, sondern auch der größte unter uns Deutschen allen!"

Am folgenden Tag war zunächst gleichfalls noch Rast, bis nachmittags der Weitermarsch erfolgte. Aber auf unsere Bitte war uns Geistlichen gestattet worden, noch ein wenig zurückzubleiben, weil es am Ort verschiedenes für uns zu thun gab. Denn schon am Morgen begann in den Räumen der Kavalleriekaserne eine Reihe Typhuserkrankter von demselben Regiment eingeliefert zu werden, dem der obige Selbstmörder angehört hatte; und es war dies der erste schlimme Anfang einer Krankheit, welche den ganzen Winter hindurch hauptsächlich von dieser Abteilung nicht mehr wich. Nachmittags galt es, außer einigen preußischen Toten noch einen zweiten engeren Landsmann zu Grab zu geleiten, welcher sich gleichfalls vermutlich absichtlich durch eine zu große Gabe Opium von des Lebens Nöten befreit hatte. Es verstand sich aber doppelt von selbst, daß wir im Zweifelsfall ihn ruhig und ehrlich neben dem Kameraden vom Tag zuvor zu Grabe brachten, obwohl es bei ihm in der Eile nicht einmal zu einem Sarge reichte.

Dagegen war es mir eine gemütliche Erleichterung, gegen Abend noch eine Anzahl kranker und verwundeter Sachsen auf-

zufinden, für welche in einem sonstigen, üppig ausgestatteten Ballsaal Unterkunft bereitet worden war. Und der absonderliche Gegensatz der Umgebung störte wirklich nicht, als ich ihnen eines unserer schönen Abendlieder vorlesen und zu ihrer Freude eine kurze Andacht halten durfte.

Andern Morgens ging es vollends ins Hotel-Dieu oder städtische Spital, wo, wie wir spät genug erfuhren, gleichfalls noch verschiedene Deutsche lagen. Unter den barmherzigen Schwestern war hier eine, welche ordentlich deutsch sprach und auch sonst einen sehr guten Eindruck machte. Ich empfahl ihr beim Abschied herzlich unsere Kranken, auch die Protestanten, und konnte ihr auf ihre schüchterne Frage gerne versichern, daß sie nicht minder bei diesen für das Vaterunser Sinn und Verständnis finden werde, wenn sie es mit ihnen beten wolle. Diese nähere, ob auch kurze Bekanntschaft war mir übrigens im Winter noch einmal sehr erwünscht, als ich bei einem gelegentlichen Besuch desselben Spitals ganz unerwartet einen nahen Verwandten schwerverwundet von Champigny daselbst traf und nun keine Mühe hatte, ihn jener wackeren Schwester zu freundlicher Pflege und Wartung zu empfehlen.

So war es denn fast prophetisch, daß wir noch in Meaux umfangreicher und mannigfaltiger als vorher in den Spitaldienst eingeführt wurden, welcher fortan vor Paris einen großen und wichtigen Bestandteil unserer Thätigkeit bilden sollte.

Zunächst hatten wir jedoch der vorausgezogenen Brigade nachzueilen, welche bereits bei dem verhandlungsberühmten Ferrières lag. Und diese diplomatische Luft sowohl, als die beginnende Nähe von Paris, um das der einschließende Ring sich eng und enger zog, machte sich bereits auch uns einsamen Nachzüglern interessant bemerkbar. Ich zu Pferd, mein Genosse im Einspännergefährtchen, kamen wir das eine Mal durch halb verlassene Dörfer, wo fast nur noch die stehenden Gestalten jener alten Männlein und hexenartig aussehenden Weiber gebückt an Stäben herumschlichen; das andere Mal trafen wir auch noch belebtere Orte und mußten durch den Haufen der Blaublusen hindurch, welche in lebhaftestem Gespräch, um nicht zu sagen Geschrei und mit aufgeregtem Gebärdenspiel eben auch ihren Beitrag zu den in nächster Nähe stattfindenden Verhand-

lungen Jules Favre's mit Bismarck zu geben versuchten. Uns zwei ließen sie jedoch ganz in Ruhe und zogen sogar vor dem internationalen Priestertum meines Kollegen höflichst die Zipfel- und sonstige Mütze.

Ihm verdankte ich es nicht minder, daß ich am Abend beim Curé von Ferrières freiwillig noch ein ordentliches Quartier bekam, für welches unsere amtliche Unterkunftsstelle nicht weiter zu sorgen für nötig hielt. Denn ihr etwas gar zu kurzer und beschränkter Blick sah überhaupt namentlich in allem Zurückbleiben oder Auswärts- und Seitwärtsreiten eine unsoldatische Ordnungslosigkeit und rein private Willkür, welche man für sich oder den Bedienten und das Pferd zu fühlen bekommen mußte; warum blieb man nicht streng und stramm beim Sanitätszug und half zur Erhöhung des Eindrucks dessen „Stab" markieren oder mitvorstellen! Für jeden Denkenden ist es dagegen selbstverständlich, daß gerade der Geistliche der ganzen Brigade auf eine solche pedantisch-peinliche Ortsbeschränkung schlechterdings nicht eingehen konnte, weshalb ich auch abgesehen von eigentlichen Dienstwegen schon auf den Märschen absichtlich im Anschließen mit den einzelnen Abteilungen wechselte, um überall bekannt zu werden.

Bei obigem französischen Pfarrer nun hatte ich es wie gesagt ganz gut. Denn als ein recht ordentlicher Mann setzte er uns nicht bloß, wenn ich mich recht entsinne, den üblichen Stallhasen wohlzubereitet vor, sondern bewirtete uns auch zum Nachtisch mit einem Abhub aus dem Schloß von Ferrières, nämlich mit dem Zugeständnis, daß man ja französischerseits immerhin in Gottesnamen eingehen könne auf eine Neutralisierung des Elsasses und — des linken Rheinufers, um dadurch zu dem auch für uns so nötigen und wünschenswerten Frieden zu gelangen. Wenn man Bismarck im gleichen Dorf, d. h. im dortigen Schlosse Rothschilds wußte, konnte man schließlich mit großer Seelenruhe und Heiterkeit auch solche politische Weisheit schlucken. Doch schmeckte der Wein und Likör des in allewege höflichen Quartierwirts immerhin besser.

Und nun ging es vollends mit kurzen Märschen und endlos langen Halten wegen der schließlichen Zusammenschiebung und Ordnung der alldeutschen Belagerungstruppen dem

Ziele zu, vorbei an Orten und Plätzen, von denen keiner unter uns schon ahnte, wie genau wir noch in Monaten mit ihnen vertraut und fast heimisch bekannt werden sollten. Endlich, es war ein Samstag Vormittag den 24. September, stehen wir im stattlichen Dorfe Chennevières hoch über dem Marnebogen: da liegt im prächtigen Herbstsonnenglanz das schöne stolze Paris unter und vor uns, und mit begreiflichem Hochgefühl schweift das Auge von unserem trefflichen Standort im Osten aus über die ganze weitgedehnte Weltstadt bis zum fernen Triumphbogen und dem drohend abschließenden Mont Valérien im dunstig verschwimmenden Westen. Aehnlich mag es wohl einst Xenophons berühmten Zehntausenden zu Mute gewesen sein, als nach langen, beschwerlichen und gefährlichen Märschen durchs feindliche Land von den vordersten Abteilungen her der Jubelruf „Meer! Meer!" erschallte und sie sich damit am lange ersehnten, Rettung und glückliche Heimkehr verheißenden Ziele angekommen wußten!

Zwar waren wir ja gewiß nicht mit dem voreiligen Siegesgeschrei ausgezogen, mit welchem die Franzosen des Feindes Hauptstadt als ganz selbstverständlichen und sofort erreichbaren Abschluß ihres militärischen Spaziergangs über den Rhein den Lüften verkündet hatten. Aber nach harter Arbeit und blutigsten Kämpfen des deutschen Gesamtheers war es gewiß ein berechtigter Stolz, der uns erfüllte bei dem Gedanken, nun unsererseits vor dem „Herzen der Welt" zu stehen und hoffen zu dürfen, daß dasselbe jetzt endlich in sich gehen und des frevel begonnenen Spiels in rückhaltsloser Einräumung des Verlorenhabens werde genug sein lassen.

Beinahe drei Wochen, vom 24. September bis 14. Oktober war es uns vergönnt, eben zu Chennevières im weitaus behaglichsten Quartier des ganzen Feldzugs so gut wie ruhig und unangefochten zu liegen, was wohl auch die anderen Abteilungen des Belagerungsheers in ähnlicher Lage aus dieser Zeit vielfach werden zu rühmen wissen. Bei uns wenigstens kam beinahe nichts vor, was die Erinnerung an jenes „Kapua", im guten Sinn des Worts, ernstlich trüben würde. Und das that uns allen gewiß gut als überwiegend heiteres Vorspiel

der ungeahnt langen und tiefernsten Winter-Tage oder vielmehr Wochen und Monate vor Paris.

Mein Quartier lag am höchsten Ostende des Dorfs gegen Ormesson zu. Zufällig befand sich auf dem Dach des Hauses auch noch ein kleines Erkertürmchen, das für uns und manche Gäste einen ausgezeichneten Aussichts- und für Fachleute sogar einen trefflichen Beobachtungspunkt bildete. Namentlich war es höchst anziehend, von hier aus bei Nacht nach der Riesenstadt auszulugen, wie sie damals noch im Glanze ihrer Gaslaternen weither schimmerte und flimmerte, bis später die Kohlenvorräte ausgingen. Und in den ersten Tagen machten sogar die Eingeschlossenen vielleicht sich selbst und jedenfalls uns das wiederholte Vergnügen, mit reichlich geworfenen Leuchtkugeln und namentlich mit elektrischem Licht vom Observatorium austastend nach des Feindes umklammernden Stellungen die Umgegend abzusuchen. Wenn uns der elektrische Lichtstreifen in seiner Drehung traf, konnte man auf unserem Türmchen lesen, zog es aber dann namentlich späterhin vor, nicht gerade in der vollen Fensteröffnung sich zu zeigen; trieb sich doch der Feind nur über der Marne drüben herum und lauerte auf, wohin er knallen konnte.

Mit dem Quartierraum brauchte man diesmal nicht zu sparen, zumal unserem engeren Sanitätskreis sogar zwei Häuser zur Verfügung standen. Aeußerst hübsch und freundlich, wie so häufig in der villenreichen Umgebung von Paris, lagen dieselben frei im Grünen, mit einem wohlgepflegten Blumengarten vorne und einem nicht minder wertvollen Nutzgarten nach rückwärts, anlehnend an ebensolche erfreuliche Nachbargärten. Denn ohne jeglichen Gewissens- oder Dienst- und Gesetzesskrupel ergriffen wir natürlich alsbald freudig Besitz von „unserem“ schönen Rebengang unten, der voll herrlicher schwarzer Klevnertrauben hing. War doch unser Haus, wie so ziemlich das ganze Dorf völlig von den Besitzern und Bewohnern verlassen, die größtenteils nach Paris hineingeflohen waren.

Aber nun war die schwierigere Frage, wie man sich in dem gänzlich verlassenen Quartier selbst auf eine offenbar längere Dauer einigermaßen häuslich einrichten solle. Etliche Uebung hatte man schon in den letzten Tagen bekommen, wo es bereits

galt, mit dieser völlig neuen Unterkunftsform zurechtzukommen, die weder Biwak noch Quartier im bewohnten Hause war. Was einigermaßen leichter beweglich und beförderbar heißen konnte, hatten die Fliehenden mit sich genommen oder wenigstens in allerlei abgelegenen Räumen und Gelassen vor uns versteckt, da sie jedenfalls auf keine so lange Anwesenheit des Feindes rechneten. Denn sonst hätten sie es ruhig offen liegen lassen können, weil man das Versteckte ja doch mit der Zeit aufspürte. Not macht erfinderisch und finderisch, das haben wir reichlich erfahren.

Bei den Offizieren und uns mit ihnen Gleichgestellten waren es namentlich die Bedienten, deren Scharfblick und unbeengterer Aneignungskraft man für die erste menschlichere Herrichtung und Ausstattung seiner zunächst rundweg leeren vier Wände vieles zu danken hatte. Bei solchen Gelegenheiten, die von jetzt an noch öfters wiederkehrten, erschien es mir deshalb stets als eine gelinde Ungerechtigkeit, diese Leute mit ihren so wertvollen, wenn schon nicht streitbaren Diensten in einem Feldzug nur so geringschätzig als sogenannte „Bläser" zu bezeichnen und entsprechend zu schätzen. Waren sie auch im Durchschnitt durchtriebene Bursche, die im Zusammenhang mit ihrer leichten und gefahrloseren Stellung unter Umständen gar sehr ihre eigenen unbeaufsichtbaren Wege zu gehen wußten, so hingen sie doch auf der anderen Seite auch wieder mit rührender und aufopfernder Treue an Herren, von denen sie anständig behandelt wurden.

Die Unsrigen nun, unter welchen der katholische des Kaplan entschieden der hellere und sogar bedenklich schlaue war, hatten also zu Chennevières in wenigen Stunden das nötigste zusammengefunden, was der Mensch nun eben einmal auch ohne große Ansprüche bei Tag und Nacht braucht. Mein „Bett" z. B. bestand ohne Lade aus einer Matratze und einem grünseidenen Plümeau ohne Ueberzug; als Decke aber diente während aller nächstfolgenden Wochen und Wintermonate der graue Reitermantel samt dem Teppich des Pferds, falls dieses entsprechend untergebracht war. Ob der Bediente die ersteren Stücke in unserem Haus aus der Verborgenheit gezogen, oder sie sonst in einem ebenso verlassenen anderen aufgetrieben, darüber

habe ich mir offen gestanden weder Gedanken noch Skrupel gemacht.

Ganz ähnlich haben sich auch die Uebrigen zu versorgen gewußt, die einen etwas besser, die anderen schlechter, als mein ungefähres Durchschnittsbeispiel zeigt. Zu schnöder Verweichlichung reichte es jedenfalls bei keinem zu; das hieße unser „Kapua“ entschieden mißverstehen. Nur auf den einen Bildungsgenuß habe ich stets in den verlassenen Quartieren gehalten, so lange Frankreichs glückliches Klima wenigstens an geschützten Plätzen bis tief in den November hinein es erlaubte: ich pflegte mir sofort nach Ankunft in den lieblichüppigen Hausgärten einen schönen Strauß von duftendem Heliotrop und Reseda, von leuchtenden englischen oder gemeinen Geranien und zarten Theerosen zu holen und als Augenweide auf die Kaminkonsole vor den fast nie fehlenden großen französischen Spiegel zum Doppelanblick zu stellen. Das war mir in zigeunernder Kriegszeit immer ein wohlthuendes Sinnbild friedlicher Gesittung und wirkte durch die stumme Sprache der Blumen als ästhetisch versöhnende Schwichtigung mancher sonstigen Mißtöne der Zeit oder Umgebung.

Wie die Quartiere, so waren binnen kurzem auch die Repli's und Feldwachen der Soldaten und Offiziere ausgestattet, nur noch etwas abenteuerlicher und durch den Gegensatz humoristischer. Da fanden sich hinter bilderbeklebten spanischen Wänden, welche den gemütlichen Schein der Kugeldeckung erweckten, richtige Fauteuils beigeschleppt; sogar etliche von den geschichtlich gewordenen Pendülen waren aus den verlassenen Wohnungen zur häuslichen Behaglichkeit an den Bäumen aufgehängt; denn „ohne uns wären sie ja doch nie auf einen grünen Zweig gekommen“, meinte einer der Soldaten in trockenem Witz.

Im Anfang machten wir alle gerne Besuch an diesen komischen Stätten eines gesunden und harmlosen Soldatenhumors, bis es später verboten wurde. Denn allerdings war die Sache wenigstens scheinbar und schon ehe es nachher anders Ernst wurde, für Unbeteiligte nicht angemessen, weil unnötig gefährlich. Nur über dem Fluß drüben, welcher hier hart an den Hügel tritt, lagen ja die Franzosen und knallten immer

ab und zu in unser Dorf herein, namentlich wenn ungeschulte Mobilgarden statt vernünftigerer Linie Vorposten hatten. Jene mußten sich doch auch das ungewohnte Vergnügen des richtigen Schießens statt bloßen Schimpfens auf die Prussiens machen. Aber die Geschichte war wirklich recht harmlos, so daß man sich rasch wenig mehr darum kümmerte. Denn sie schossen nur auch gar zu schlecht, wenn sie bloß so geschwind hinter einer Hausecke hervorhuschten und das Gewehr unter dem Arm abdrückten, ohne zum richtigen Zielen die Zeit oder auch den Mut des längeren Ruhigstehens zu erschwingen.

Meines Wissens ist in diesen drei Wochen des Vorspiels, welche ich hier natürlich allein im Auge habe, auf unserer Seite zu Chennevières lediglich ein Trommelfell im Schloßhof des Stabs und ein Packwagen ernstlicher von französischen Gewehrkugeln getroffen worden, während unser einziger damaliger Tote schmerzlich und tragisch genug weiter rückwärts durch ein beiderseits unverschuldetes Mißverständnis von einer deutschen Patrouille niedergeschossen worden ist.

Im ganzen freilich muß man sich fast wundern, daß schon jetzt nicht doch mehr Schaden angerichtet wurde. Denn namentlich unter unseren Offizieren fanden sich einige, teilweise ehemalige Studenten und als solche auch mit mir rasch befreundet, welche man nur die „Wasservögel“ nannte. Ihr Hauptvergnügen war, in freien Stunden an der Marne herumzustreichen und über deren dortige Insel mit allerlei Fahrgelegenheiten ans jenseitige Ufer nach der Vorstadt La Varenne überzusetzen, um den Franzosen dort den einen oder andern Schabernak zu spielen. Berühmt wurde die buchstäblich wahre Geschichte, daß sie einmal eine einsam und allein dahängende französische Fahne sich herüberholten, über Tag auf das weiße Mittelfeld einen richtigen Stallhasen malten und die stolze Trikolore des Feinds mit dieser heraldischen Verschönerung in der Dämmerung wieder an ihren Platz brachten. Beinahe freilich wäre dem Hauptübelthäter ein ähnlicher Ausflug herzlich schlecht bekommen, weshalb auch das Hauptquartier derlei Sachen nur ungern oder bittersüß mit ansah, ja am Ende wegen unnötiger Gefährdung und Ruhestörung verbot. Von letzterem abgesehen aber konnte man Offizieren vom Fach und mutigen jungen Männern auch

8*

einen solchen waghalsigen Mutwillen kaum verargen, in welchem der alte Studentenulk nachklang. Gehörte er doch mit in die humoristische Pause von Chennevières, welche eine kurze Erholung vom bitteren Kriegsernst bot.

In dasselbe Register sind der Hauptsache nach auch die „Findungen“ zu schreiben, für welche diese Zeit gleichfalls den Blüte- und Höhepunkt bildete. Wer dabei war, wird ohne krankhafte Empfindsamkeit sein Gewissen durch jene Erinnerungen so wenig ernstlich beschwert fühlen, als uns einst der gefundene Wein schwer im Kopf oder Magen lag. Mit Sack und Pack geflüchtet konnten nämlich die offenbar großenteils wohlhabenden Einwohner nicht auf dem Requisitionsweg zur kriegsüblichen Naturalverpflegung des Heers beigezogen werden, das hier in so großer Zahl an einem Punkt zusammenlag. So wurde eben ohne weiteres mit Beschlag belegt, was sich an den verlassenen Stätten Eß- und namentlich Trinkbares noch vorfand. Und es waren das allerdings nicht selten edlere Weine, als sie dem Feinde auf Verlangen geliefert worden wären. Aber gar seltsamen, oft komischen Gräbern entstiegen sie in Kellern, Gärten und Hofräumen, durch keine bedeckende, übertünchende und maskierende List der abgezogenen Besitzer vor dem deutschen Tief- und Scharfsinn gesichert, welchem außer dem allgemeinen gesunden Menschenverstand teilweise sogar geologisch-botanische Kenntnisse in unserem buntgemischten Heere bei der Entlarvung halfen. Namentlich war man bald darauf gekommen, daß die Schlauheit der Franzosen durch den abschreckenden Gegensatz hatte wirken wollen und deshalb die schönsten rothalsigen Flaschen gerne in Dunggruben oder Komposthaufen versteckt hatte. Wir fanden aber nicht, daß der treffliche Bordeaux dadurch ein falsches Bouquet bekommen habe. Vielmehr that er den Kriegsnerven als Nachkur der früheren Brechruhr ganz gut, und man verschmähte es auch nicht, wenn ab und zu noch etwas stärkeres wie Rum oder Kognak mit ans Tageslicht kam. Gegen ein Uebermaß sorgte schon die große Zahl der Anteilnehmenden. Denn wenn sich allemal die Kunde rasch verbreitete, diese oder jene Abteilung habe einen gelungenen Fund gethan, so durfte sie um glückwünschende Besuche und freundliche Abnehmer des Ueberflusses nicht verlegen sein. Auch den verschiedenen Stäben

pflegte wenigstens ein hervorragenderer Diensteifer vom Gefundenen den Tribut abzustatten, so daß es in der Hauptsache dennoch meist hieß: Wie gewonnen, so zerronnen!

Mit Eßbarem war es abgesehen vom herrlichsten Obste weniger weit her und gab es dabei zuweilen tragikomische Verwechselungen. Auf einer Feldwache aß ich selbst einmal von einer Reissuppe mit, welche man wegen ihres etwas absonderlichen Aussehens der Vorprobe des tierischen Instinkts bei einer der vielen herumstreichenden Katzen unterstellt hatte. Denn diese Tiere waren nach bekannter Art weniger als ihre Herrschaften, die Franzosen, zum Flüchten geneigt und umgaben uns als eine ganze Kolonie von gemeiner und Angorarasse. Besagte Suppe nun erwies sich immerhin für Tier und Mensch als ganz wohl eßbar, aber dennoch stellte sich nachträglich heraus, daß wir den — Pudervorrat der abwesenden Dame eines Hauses uns hatten schmecken lassen. Ein anderes Mal erscholl in meinem Sanitätszug sogar die Schauerkunde, daß zehn Mann vergiftet seien, weil wahrscheinlich Arsenik im Salz gewesen. Und allerdings wanden sich die betreffenden kläglich; jedoch ergab sofortige ärztliche Untersuchung den völligen Ungrund des Verdachts, da die starke Magenverstimmung der bald wieder Genesenen lediglich von verdorbenem Schmalz herrührte, das sie irgendwo erwischt hatten. Meines Wissens haben die Franzosen überhaupt nie mit Gift operiert, was ich zur Ehre ihrer heißblütigen, aber im allgemeinen durchaus nicht heimtückischen Natur hervorheben möchte.

In unbeschäftigten Tagen entwickelte sich natürlich diese einmal rege gemachte Jagdlust bei vielen zu einer Art von wetteiferndem Sport. Und unser Sanitätszugskommandant, von welchem ich bisher zuweilen minder anerkennend zu reden hatte, verdient dabei der Gerechtigkeit halber eine besonders rühmende Erwähnung. Ihm war nämlich zunächst sogar sein Säbel zum suchenden Stechen und Stupfen in Frankreichs heiliger Erde nicht lang genug, sodaß er sich einen harpunenartigen Spieß machen ließ und damit lustig als besonders schwunghafter und fast indianisch scharfsinniger Weinsucher auf Entdeckungen auszog. Dabei stieß er jedoch einmal, übrigens bereits ein paar Wochen später in dem weiter rückliegenden

Dorfe La Queue, zu seinem enttäuschten Leidwesen unter einer Dunglage auf eine zierliche Schatulle; und wie wir sie zusammen öffneten, lagen gegen 28,000 Fr. drin, 4000 sogar im schönsten blanken Gold. Der sonderbare Besitzer hätte es leichtlich in der Hosentasche mitnehmen können, worin sie ja doch immer die Hände stecken hatten. Aber statt einen Sou zu berühren, wurde von uns sogleich der im Dorf anwesende Adjunkt des Maire's und noch ein französischer Zeuge herbeigerufen, das Geld vor ihnen auf den Tisch gezählt, eine Doppelurkunde darüber mit unser aller Namensunterschrift aufgenommen, das eine Exemplar den Franzosen übergeben und das andere mitsamt dem Geld ans württembergische Hauptquartier zum Behuf ordnungsmäßiger Rückerstattung an den Besitzer nach dem Friedensschluß abgeliefert: „car nous ne sommes pas des voleurs; c'est seulement votre pauvre vin enterré que l'on cherche, car on doit vivre; denn wir sind keine Diebe, wir suchen nur eurem armen vergrabenen Wein ans Tageslicht zu verhelfen, da man eben leben muß", mit dieser getrosten Bemerkung entließen wir die zwei erstaunten Franzosen, welche alles eher erwartet hatten.

Aehnliches, was sich gerade bei uns von selbst verstand, ist übrigens in einer andern Brigade mit gefundenem Geld auch bei einem gewöhnlichen Soldaten vorgekommen. Indessen kann die nüchterne Ehrlichkeit durchaus nicht dafür einstehen, ob es immer und in allen Fällen so glücklich und tadellos ablief. Denn die einzelnen Menschenkinder waren eben auch bei dem deutschen Heer verschieden.

Gewiß noch innerhalb der Grenze des zulässigen lag es dagegen, wenn es hier in den völlig verlassenen Häusern dem Soldaten auch dienstlich nicht verwehrt wurde, mit etwa zurückgebliebener Wäsche und Kleidungsstücken seine allmählich in die Brüche gegangene eigene Ausstattung zu ersetzen.

Rechnet man also in diesem Punkte der Findungen hin und her alles zusammen, so kann man zwar immerhin den französischen Curé von Chennevières, übrigens einen finster und wild aussehenden Gallier, billig begreifen, muß aber andererseits doch schließlich meinem Kaplan Recht geben. In einem klassischlateinischen Gespräch mit letzterem meinte nämlich der

Franzose: „Dic mihi, milites tuos absolvere potes, quia sunt rapaces; sage mir, kannst du denn deine Soldaten absolvieren, da sie doch räuberisch sind?“ Aber der Deutsche erwiderte kraft seines Amts und des im wesentlichen gewahrten Kriegsrechts ruhig: „Ego absolvere possum, vale; ich kann sie absolvieren; lebe wohl!“

Damit wollen auch wir die Findungen zunächst ruhen lassen und uns noch kurz einem völlig harmlosen Bilde aus jener Herstzeit vor Paris zuwenden. Es waren die von Haus gewohnten frohen Geschäfte der Jahreszeit, denen die mäßig in Anspruch genommene Mannschaft eifrigst oblag, um das angenehme mit dem nützlichen zu verbinden und in der Ferne sich wunderbar wie daheim zu fühlen.

Wie reich und prächtig war doch vor allem der Traubenertrag der verlassenen Hänge in unserer Stellung, ganz anders, als meist bei uns zu Haus in viel weniger günstiger Lage! Da hatte jeder nicht bloß zum Essen genug, sondern es reichte auch noch sattsam zur kunstlosen, aber praktisch erfinderischen Bereitung eines vortrefflichen „Neuen“. Die Sache war halbamtlich, halb stillschweigend förmlich organisiert; jeder Abteilung im weinbergversehenen Bezirk war ihr Teil zugewiesen und die Schildwachen paßten neben der Acht auf die Franzosen jenseits des Flusses kaum weniger pünktlich und eifrig auf ihren „Regimentsweinberg“ auf. Und wenn die Traubenlesenden von den darob ergrimmten Franzosen auf den fernen Forts die eine und andere unschädliche Granate herübergeschickt bekamen, so wußte ja jeder, daß zu einem richtigen Herbst auch Feuerwerk gehört. Ebenso wurde das überreich vorhandene Obst der Gegend richtig zu Apfelwein verarbeitet, — wie? das wissen die Götter und begehrte niemand unnötig zu schauen; aber jedenfalls war er trinkbar und besser, als der deutsche Wein, den uns eine Zeitlang bis zur ärztlichen Einsprache unser Mannheimer Divisionslieferant vorsetzte.

Desgleichen wurden auch die Kartoffeln geflissentlich eingeheimst, um freilich in den Winter hinein bald zu erfrieren und damit nur eine elende Hungerstillung abzugeben. Garben wurden gedroschen und in einer glücklich entdeckten Dampfmühle bei Ormesson gemahlen, welche ein weiser soldatischer Mühlen-

doktor wieder in stand gesetzt hatte, bis ihr später die neidischen Granaten von Charenton in den ersten Dezembertagen den Garaus machten. Ja sogar an die Fabrikation von Lichtern wagte man sich, wozu unser edles Faktotum, der Hammel, den Talg lieferte. Sie waren zwar etwas absonderlich in der Form, mehr wohlgemeint dick, als gut, wie ich mich bei einem derartigen Geschenk eines Soldaten überzeugte; aber immerhin gaben sie Licht und waren jedenfalls selbstgemacht; das war die Hauptsache.

Bei jenen ländlichen Herbstgeschäften ließ man auch die wenigen noch dagebliebenen Franzosen ruhig miternten, obwohl gerade die betreffenden sicherlich so wenig formelles Eigentumsrecht dabei hatten, als wir, denen es doch kriegsrechtlich gehörte. Hieß und heißt es doch eben vom Krieg überhaupt: „Du bist ein harter Mann, erntest, wo du nicht gesät, und schneidest, wo du nicht gepflanzt hast."

Dagegen fiel es unsern Soldaten wirklich schwer, wo militärische Zwecke wie die Anlegung von Schützengräben oder die Herstellung einer freien Schußbahn das Ausrotten eines Weinbergs oder das Umhauen von Obstbäumen verlangten. Ich fühlte das einmal so recht, als ich an einem regnerischen Sonntag Nachmittag von Chennevières nach dem später so kampfberühmt gewordenen Coeuilly hinüberging, um mich nach der etwaigen Möglichkeit eines Gottesdienstes zu erkundigen. Da traf ich nun meine Jäger, meist Weingärtner aus der Gegend von Heilbronn und dem Hohenlohischen gerade mit diesem Notwerk einer Weinbergzerstörung neben der Parkallee beschäftigt, und einer meinte, wie er einen kerngesunden Rebstock abtreten mußte: „Nicht wahr, Herr Pfarrer, das ist eine böse Sonntagsarbeit!" Man wird mir zutrauen, daß ich den Mann zunächst darauf hinwies, wie ja derartiges vom Kommando nur dankenswert und in ihrem eigensten Interesse für die bevorstehenden Tage des Kampfes angeordnet sei; wer ernstlich wolle, könne seinen Sonntag auch zu anderer, dienstlich gelegener Zeit nachholen. Aber daneben freute mich die gemütlich innere Beziehung zu dem edlen Gewächs der Erde, welche doch zugleich aus jenem bedauernden Worte des Soldaten sprach.

In solcher Weise waren unsere ersten Wochen vor Paris

wirklich in mannigfacher Hinsicht die Zeit der förmlichen Ansässigmachung und Einbürgerung vor des Feindes Hauptstadt. Dies gilt endlich nicht minder auch von unserem geistlichen Dienste, für welchen das beginnende Ruhigliegen gleichfalls eine entsprechende Ordnung und festere Regelung von einigermaßen friedlich bürgerlicher Art möglich machte.

Für den leichtest thunlichen Gottesdienst am Hauptort, um nicht zu sagen Muttersitz zu Chennevières und an ähnlichen späteren Plätzen hielten wir beiden Konfessionen es für angemessen, ihn jede getrennt zu halten. Für die Kirchenbenützung hier und anderwärts mußte jedoch mein Kollege bei seinen Bekenntnisgenossen die erforderliche Vermittlung übernehmen, während bei mehr weltlichen und allgemeiner menschlichen Verhandlungen meistens mir der Vortritt zufiel. Jenem nun gelang es natürlich überall, den Zugang für sich und damit auch für uns Protestanten zu erlangen, obwohl ihn später einmal ein Curé wahrscheinlich unsrethalber besorgt fragte: Est-ce qu'ils sont baptisés tous, sind sie doch auch alle getauft? Dabei dachte er wohl im Augenblick an seine Turko's und ähnliches Volk; denn Juden hatten wir ja nicht viele unter uns, wiewohl ich dieselben allezeit und ohne weiteres mit völlig unparteiischer Anteilnahme auf meinen protestantischen Part nahm.

Mit gebührender Rücksicht auf den katholischen Charakter der benützten Kirche ließ ich dabei meinem Kaplan ruhig den Vorrang in der Zeit trotz meiner weit größeren Militärgemeinde, so daß er meist um 10, ich dann um ½ 11 Uhr Dienst hatte. Dies hatte für mich nebenbei auch das angenehme, daß meine Leute volle Zeit bekamen, sich pünktlich zu sammeln.

Einmal hatten wir es früher unter besonderen Umständen sogar gewagt, unseren beiderseitigen Gottesdienst förmlich zu verbinden, so daß ich die Predigt, mein Kaplan ein Hochamt hielt. Allein dies erwies sich dennoch alsbald als zu weit in der Kirchenvereinigung gehend und als liturgisch verfehlt; daher wir es später nur noch bei gemischten Beerdigungen in völlig unanfechtbarer Weise ähnlich hielten.

Nun handelte es sich aber auch um die „Filialgemeinden“, d. h. um die größeren oder kleineren Truppenteile der Brigade, welche zu dieser Zeit der Belagerung wie auch später an 4

bis 5 und mehr auseinanderliegenden Orten mit oder ohne Kirchenräume ihr Quartier hatten.

Was war da zu machen, wenn man namentlich vor allem den Sonntag und etwa die Mitte der Woche verwenden und nicht an die Willigkeit der militärischen Behörden zu große Anforderungen stellen wollte? Mit der Aushilfe der Kollegen vom eigenen Bekenntnis war es immer so eine Sache, da wegen der gegenseitigen Entfernung alle Vereinbarungen und Bestellungen sich als sehr schwierig und mißlich erwiesen, zumal sie ja im Feldleben ohnedem von allem möglichen abhängig waren und gar zu leicht in letzter Stunde noch vergeckten. Dies zeigte sich wiederholt besonders bei Abendmahlsfeiern, wo selbstverständlich nur der protestantische Amtsgenosse zum Beistand thunlich war.

So hielten wenigstens wir in unserer Brigade es bei gewöhnlichen Gottesdiensten nicht bloß für das einfachste, sondern auch für das sachlich ersprießlichste, uns einfach abwechselnd auf die verschiedenen Abteilungen vorläufig zu Coeuilly, La Queue, Ormesson, Noiseau und an andren Orten ohne weitere Bekenntnisrücksicht zu verteilen. Waren doch die eigenen Truppen der Brigade von mannigfachsten Berührungen her bald uns beide gewöhnt und hörten uns ob Protestanten oder Katholiken am Ende lieber, als einen ihnen persönlich unbekannten Gastprediger der eigenen Kirche.

In der That durften wir gar vielfach die Erfahrung machen, daß Soldaten und Offiziere mit dieser harmlosen Duldsamkeit und friedlichen Ortsverteilung fast in der Weise von Abraham und Loth ganz zufrieden, ja sogar aufrichtig darüber erfreut waren. „Was braucht man das Zeug im Feld?“ meinte einmal derbbezeichnend ein katholischer Unteroffizier, als man ihn bei einem Anliegen an seinen zuständigen Geistlichen verwies, der gerade nicht anwesend war. Nichts bringt ja die Menschen einander näher, als eine gemeinsam durchlebte große Zeit mit Leid und Freud. Vor ihrem Sturm und Drang sanken gar manche Scheidewände und man lernte hin und her den Menschen nach seinem allgemeinen, noch ungeschieden sittlichreligiösen Wert schätzen. Im Felde fielen auch gar viele Formen und Formeln weg, welche dem Katholiken zu Haus

und besonders unter dem Einfluß der Frauen als sehr wesentlich erschienen waren, und sein Gottesdienst vereinfachte sich großenteils zu starker Annäherung an unsere Form. Umgekehrt hat das protestantische Militär in dem starken Disziplin- und Ordnungsbewußtsein, das seine Soldatenreligion färbt, einen gewissermaßen katholisierenden Zug an sich, der namentlich bei den Offizieren nicht zu verkennen war. Und so kamen sich beide Teile in der Mitte näher, zumal sie schon als Soldaten überhaupt zu strenger Bekenntnismäßigkeit weniger geneigt und mehr im allgemeinen religiös gestimmt waren.

Aber nicht bloß für die Gottesdienste übten wir eine derartige harmlose Duldung, sondern nahmen z. B. auch, wenn es sich gerade traf, in den Spitälern ruhig für einander die Briefbesorgungen auf, um welche uns die Soldaten baten, um sie nachher zu Haus nach Bekenntnissen auszutauschen. Ebenso war einer dem andern namentlich auswärts in der Verteilung der religiösen Schriften, z. B. des bekenntnismäßig natürlich verschiedenen Soldatengebet- und Gesangbüchleins behülflich. Und wenn dabei auch einmal ein Versehen vorkam, so schadete es andern so wenig, als jenem katholischen Soldaten, den wir nach den Winterschlachten bei einem gemeinsamen Besuch im Schlößchen zu Ormesson trafen. Demselben war im Gefecht das Gebetbüchlein wirklich hart auf dem Herzen glatt durchschossen, aber ebendamit die tödliche Gewalt der Kugel gebrochen worden. Er zeigte es uns triumphierend, bemerkte indes in einiger kleinen Verlegenheit gegen seinen zuständigen Geistlichen, daß es freilich „eben“ ein evangelisches Exemplar sei; aber er habe damals kein anderes kriegen können, und dasselbe „habe es diesmal doch auch gethan“. Ob der Mann durch diesen glücklichen Schuß auch für die Zukunft von konfessioneller Engherzigkeit bewahrt blieb, weiß ich nicht. Denn allerdings gestehe ich, daß ich früher von den gemeinsamen Feldzugserfahrungen auch in dieser Hinsicht eine längere und stärkere Nachwirkung gehofft habe. Doch das ist eine andre Sache und gehört nicht mehr hieher in die Tage des Feldkampfs.

Das war die Form, in welcher sich von Chennevières an unser kirchlicher Herbst- und Winterdienst im wesentlichen gestaltet hat und von dem ich deshalb fortan nur noch bedeut-

samere Gelegenheiten erwähnen werde. So hatte ich für die erste Predigt vor Paris das Bedürfnis, zum religiösen Gegengewicht gegen unser aller so natürliches stolzes Hochgefühl nach unerhörten Erfolgen den mahnenden Text aus dem Propheten Jeremias 9,23. 24 zu wählen: „Ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit, ein Starker rühme sich nicht seiner Stärke, ein Reicher rühme sich nicht seines Reichtums; sondern wer sich rühmen will, der rühme sich des, daß er mich wisse und kenne, daß ich der Herr bin, der Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übet auf Erden; denn solches gefällt mir, spricht der Herr.“ Ein zweites Mal schien zum Beginn der doch vielleicht noch ernst und lang werdenden Wacht vor Paris das Wort des Apostels 1 Kor. 16,13 passend: „Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark!“

Minder glücklich war ich einige Zeit später in der Wahl eines Textes, der allerdings auf den ersten Blick verführerisch nahe lag. Wir waren bereits ein paar Tage vorher aus Chennevières hinausbombardiert und von dem Kommando nach dem weiter rückwärts liegenden La Queue verlegt worden, wovon ich gleich nachher reden werde. Da war es nun teils das weltliche Heimweh nach dem früheren Prachtblick auf Paris hinab, teils die schmerzliche Erkenntnis, daß von einem Insichgehen und Weichgeben der Pariser offenbar noch gar keine Spur sich zeige, was mich zu einer Feldrede über das bekannte schöne Evangelium Luc. 19,41—48 verleitete: „Und als Jesus nahe hinzu kam, sah er die Stadt an und weinte über sie und sprach: wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet“ u. s. w. Ich sprach über diesen Text am Sonntag den 16. Oktober in der Allee von Coeuilly genau da, wo am 30. November unsere Kanonen im heißesten Kampf standen, sprach also an diesem Ort wieder angesichts der trotzigen Weltstadt. Und meinen Zuhörern in dieser Lage gefiel die Ausführung größtenteils, während sie mir selber mit ihrer gewagten Vergleichung bald nachher nicht so ganz unbedenklich vorkam und ich heute ihren zu voll und national selbstbewußt gegriffenen Ton nicht mehr unterschreiben möchte. Aber ich habe mich anheischig gemacht, im Richtigen wie im Verfehlten unverfälscht zu zeichnen, und so möge also

eine Mitteilung aus selbiger (auch gedruckter) Rede hier ihre Stelle finden. Denn ein sehr charakteristisches Feldstimmungsbild ist sie in allewege, wenn ich im wesentlichen folgendes sprach:

„Bei aller Verschiedenheit ergreifend ähnlich ist die in unserem Text geschilderte Lage des Herrn vor Jerusalem mit der unsrigen. Da stehen wir nun seit nächstdem drei Wochen vor des Feindes umgarnter Hauptstadt, noch ruhig, soweit ruhig, gleichwie die Natur in dumpfer Schwüle liegt, ehe der Gewittersturm mit Blitz und Donner losbricht. Nur ab und zu grollt es in der Ferne aus schwarzem Gewölk; auch bei uns hat der Feind abermals die heimischen Klänge des Chorals mit dem Baß seiner Kanonen dort drüben begleitet. Man heißt uns die Blätter und Bücher der Geschichte, der Vergangenheit aufschlagen, wollen wir die Gegenwart recht verstehen. Nun, Jerusalems Geschichte ist eine Weltgeschichte für alle Zeiten und Räume. So lasset uns denn auch in dieser Morgenstunde einen Blick hineinwerfen und am Auge des Herrn lernen, wie er schaut auf eine verstockte Stadt des Verderbens. Möge sein Blick unseren Blick regeln, seine Empfindung unserer Stimmung den rechten Ton geben, gleichweit entfernt von rachsüchtiger Härte, wie von allzugroßer Weichheit, die in falschem Mitleid des ewigen Ernsts der göttlichen Gerechtigkeit vergißt.“ —

„*Als Jesus nahe hinzukam*, sahe er die Stadt an. Rast- und ruhelos war er landauf landab gezogen. Mühsale und Beschwerden hatte er in diesem heiligen Dienste willig ertragen, so daß er einem lauen Jünger zurufen konnte: Die Füchse haben Gruben, die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege. . . . Aber nicht bloß dies: In seinen Wundern, die er gethan vor den Städten und Flecken umher, war durch die unscheinbare Hülle des Menschensohns ein Strahl von der Herrlichkeit des Gottessohns durchgebrochen, der sich allezeit des göttlichen Beistands sicher wußte, weil er that, was Gott wohlgefiel. So stand er nunmehr zur letzten Entscheidung nahe vor Jerusalem.“ . . .

„*Auch wir sind nahe herzugekommen zu einer anderen Stadt.* In mühsamen und beschwerlichen Märschen,

unter allerlei Strapazen und Entbehrungen sind wir durchgedrungen bis zum Herzen des Feindes. Und unser Mut ist nicht ermattet, unser Herz ist frisch und stark trotz aller ausgestandenen Beschwerden: wahrlich auch eine ernste Mahnung an alle Zuschauer, vornehmlich an die Feinde selbst. Denn so marschiert, so duldet und trägt eine Truppe nicht, die bloß als stumpfsinnig Werkzeug einer tyrannisch zwingenden Obrigkeit oder auch nur eitler Ehre begierig auszieht. Nein, so ist und lebt nur ein Heer, das ahnend erfaßt oder klaren Blicks erkennt: Wir kämpfen, leiden und sterben für eine hohe heilige Sache, wir sind Soldaten in einem Gotteskrieg und Vollstrecker eines Himmelsgerichts. Ja, auch Wunder haben wir gethan, Wunder vor den Augen der staunend entsetzten Welt. Doch nicht uns, nicht uns die Ehre! Vom Herrn ist das geschehen und es ist ein Wunder vor unseren, vor aller Augen." . . . .

„Und als Jesus so nahe herzugekommen war, sahe er die Stadt an, eine Stadt, kein kleines unansehnliches Dorf, die Stätte lieber Erinnerungen für Israel, den Mittelpunkt des heimischen Königtums, den Ort des Tempels und des vaterländischen Gottesdienstes, wahrlich eine Stadt, bei deren Anblick jedem Israeliten das Herz sonst jauchzte, nach der sein Dichten und Trachten ging. Da konnte der Herr, der große Menschenfreund, der innige Freund auch seines Volks nach dem Fleische, da konnte er im jetzigen Augenblick nicht bloß einen kurzen Blick drauf werfen; er muß sie anschauen lang und bang, das Auge von Thränen wehmütigen Schmerzes umschleiert."

„Kann es uns viel anders zu Mute sein, wenn wir nach seinem Beispiel für einen Augenblick die rauhere Empfindung des Kriegs, das Wallen des natürlichen Menschen niederkämpfen und vergessen? Da liegt sie vor uns, die schöne Sünderin, prächtig im Glanz ihrer Vorstädte und Landhäuser, im Schmuck ihrer Gärten und Parke, im stolzen Trotz ihrer Vorwerke und Schanzen: ein herzbewegend Bild, ob nun die klare Morgensonne wie eben jetzt sie mit goldenem Licht umglänzt, oder der rote Schein der Abendsonne an ihren hohen Kuppeln und Türmen sich spiegelt. Ob auch keine „heilige" Stadt, wie frevler Unsinn sie genannt, so ist es doch eine Stadt, prangend

in aller Herrlichkeit menschlicher Schöne. Da winkt sie zu uns herüber, die hehre Notredame und mag uns wohl erinnern an die schönere Zeit dieses Volks, wie es in warmer Begeisterung nach seiner feurigen Natur einst zuerst das Kreuzeszeichen sich aufheftete, um mit dem Schlachtruf: Gott will es! das heilige Grab den Ungläubigen zu entreißen. Da wölbt sich deutlich vor unseren Augen die hohe Kuppel des Pantheon in den blauen Morgenhimmel hinein, Zeugnis ablegend, daß aus den reichen Gaben dieses Volks schon mancher glänzende, weltbewegend große Geist erstanden, Zeugnis namentlich auch dafür ablegend, wie dieses Volk in achtungswerter Dankbarkeit es zugleich versteht, seine großen Söhne zu ehren und in warmem Gedächtnis zu behalten — eine beschämende Mahnung vor allem an uns bisherige Deutsche! Da glänzen und leuchten sie alle herüber die Denkmale wahrer oder erheuchelter Größe, die Wonne, der Stolz eines einst wenigstens großen Volks."

„Und so möchte man wohl gleich dem Herrn in tiefer Wehmut auf all diese Pracht blicken, welcher Tag um Tag näher und enger umschnürend das Verderben zubereitet wird. Weinen könnte man, würden nicht die Worte, mit denen Jesus gegen Jerusalem fortfährt, auch unser Herz härten zum kalten Ernst der Gerechtigkeit: Wenn du wüßtest, was zu deinem Frieden dient, wenn du erkennen würdest die Zeit deiner Heimsuchung!"

„Zweimal besonders war die Zeit der Heimsuchung für Israels Volk und Stadt gewesen. Zuerst im bitteren Schmerz der babylonischen Zerstörung und Gefangenschaft und nun wieder in Jesu mildem, treuem Locken, ob nicht am Ende noch Gottes Güte und Langmut sie zur Buße leiten möchte."

„Ein halbes Jahrhundert ist es, daß die Stadt unseres Feindes gleichfalls den Ernst erfahren und dem Sieger ihre stolzen Thore öffnen mußte, nachdem sie Jahrzehnte den Nationen übermütig den Fuß auf den Nacken gesetzt. „Bis hieher und nicht weiter, hier sollen sich legen deine stolzen Wellen," rief damals Gott unserem Nachbarvolke zu. Sie haben's nicht gehört!"

„In seiner Güte und Langmut hat Gott aber auch in

freundlicher Weise dies Land bedacht und heimgesucht: Herrliche Gaben und Kräfte der Natur, reicher, als wir es haben; herrliche, treffliche Anlagen auch des Geists — eine fortwährende Aufforderung, dieser Ausstattung sich würdig zu erzeigen, in Arbeiten und Kämpfen des Friedens mit andern Nationen auf der Rennbahn wetteifernd zu laufen. Aber sie haben nicht gewollt!“

„So ist es verborgen vor ihren Augen, dieses furchtbare „es“, das des Herrn prophetisch Auge entziffert als Umgarnung und Vernichtung durch die Adler, die sich sammeln, wo ein Aas ist, das aber auch eines gewöhnlichen Menschen Auge lesen kann, so es geschärft ist durch den Glauben, daß ein ewiger Gott lebt. Denn in zwei Buchstaben zusammengedrängt enthält dies „es“ das Wort: Gott läßet sein und seiner unwandelbaren Gebote nicht spotten; er stürzt den frevlen Hochmut von seiner schwindelnden Höhe und erhöht den demütigen Ernst.“

„Gott, der der Vater des Lichtes ist, gebe zu dieser letzten Stunde noch, daß unserem verblendeten Feinde die Augen aufgehen, ehe sie furchtbar aufgerissen werden müssen. Er gebe ihm Einsicht in das, was zu seinem Frieden dient, gleichwie im heimischen Evangelium des heutigen Sonntags unser Heiland dem Blindgeborenen zu seinem zeitlichen und ewigen Heil die Augen öffnet.“

„Uns aber — wir können unter den Gefahren und Wirren des Kriegs diese Bitte nicht oft genug wiederholen — uns verleihe der Herr, daß wir wert sein und bleiben mögen dieser großen Zeit, nachdem er uns für würdig erachtet hat, sein eherner Griffel zu sein, mit dem er für alle Zeiten von unserem Erbfeind ins Buch der Geschichte geschrieben: Mene mene tekel upharsin d. i. gewogen, gewogen, und zu leicht erfunden. Er gebe uns Kraft und ernsten deutschen Sinn, er stärke uns Herz und Arm auch zum letzten entscheidenden Kampf und Strauß!“ — —

V.

Zeit der Belagerung von Paris bis zu den württembergischen Winterschlachten am 30. November und 2. Dezember.

Im Voranstehenden habe ich bereits um ein paar Tage vorausgegriffen und muß kurz nachtragen, wie die harmlose Ruhezeit in Chennevières für uns alle ein schnelles Ende nahm. Der letzte noch so ziemlich ungestörte Tag war der 12. Oktober, an den ich nach dem im Vorwort dieser Schrift bemerkten wohl ohne Unbescheidenheit auch eine unvergeßliche persönliche Erinnerung knüpfen darf.

Der genannte Tag war mein Geburtstag, an dem mich auf zufällige Erkundung hin einige Freunde und Bekannte, unter letzteren auch die zwei sehr anhänglichen Pfarrbedienten durch ihre Glückwünsche und herzlich gemeinten richtigen Feldgaben erfreuten. Von ganz anderer Bedeutung aber und viel größerer Tragweite für mich war ein eben an diesem Morgen mir zukommender Brief meines Bruders in Jena (jetzt in Berlin). Derselbe meldete mir, da mein dermaliger Aufenthaltsort natürlich auswärts unbekannt war, eine bei ihm meine Adresse erkundende ehrenvolle und vorteilhafte Anfrage von seiten der Universität Dorpat wegen Uebernahme des dort erledigten Lehrstuhls der Philosophie. Und diese Zustellung, meinte mein Bruder in sinniger Weise, werde wohl nicht in Rauch aufgehen, wie das Kistchen Pariser Einzugszigarren, das er mir ein paar Wochen früher gesandt hatte als Erwiderung auf meinen vom Sedaner Schlachtfeld aus geschriebenen Glückwunsch zu seinem Geburtstag am 1. September.

Wer wenigstens das Mißliche und vielfach mehr vom Glück als Verdienst Abhängende bei akademischen Berufungen kennt, wird die hohe Freude würdigen, mit welcher mich eine derartige Fügung meines Schicksals in jungen Jahren und die unerwartet rasche Erfüllung meines lebhaften persönlichen Wunsches nach einer solchen Lebens- und Berufsstellung erfüllte. Ein lieberes Geburtstagsgeschenk hätte mir in der That nicht zu Teil werden können.

Aber freilich, was sollte ich sagen, was antworten? Stand ich nicht an einem Posten, dessen an und für sich ja gewiß bescheidene Bedeutung durch die Größe der Zeit und Lage in der Verantwortlichkeit mitgehoben war? Die Person des Arztes z. B. konnte bei gleicher Geschicklichkeit im Fach ruhig wechseln; es schadete der Sache wenig oder gar nichts, wer das Geschäft besorgte; und ebenso war es schließlich bei den meisten Berufsstellungen im Heer, nur gerade nicht beim Geistlichen, zumal nicht bei dem protestantischen. Hier hing vielmehr fast alles eben an dem gemütlichen Vertrauen, welches sich nur durch längeres persönliches Zusammensein und gemeinsames Durchleben von Leid und Freud besonders auch beim gemeinen Mann erwerben und erarbeiten läßt.

Konnte und durfte ich all dies wertvolle, in dessen Vollbesitz ich mich allmählich fühlte, für den Posten, den ich bisher vertreten hatte, um persönlichen ob auch lockendsten Vorteils willen verloren gehen lassen; sollte ich vor dem Schluß, mochte er nun früher oder später kommen, fast wie ein Mietling mich verziehen, während die Kameraden ausharrten, vielleicht der eine und andere mit entsprechenden Opfern in eigener Sache? „Pro publica salute quilibet civis miles est; im öffentlichen Dienste ist jeder Bürger Soldat," kein Wort bei Leibniz hat mir stets so gefallen wie dieses; und so fühlte ich vollends im Felde und als ehrlicher Soldatenpfarrer, was es heißt: auf dem Posten stehen und ihn, den freiwillig übernommenen, um nichts in der Welt freiwillig verlassen, ehe die Stunde der berechtigten Ablösung geschlagen hat. Ich hätte mich sonst vor meinen eigenen Predigten und Reden schämen müssen.

Im Heerlager besaß ich nur sehr wenige, mit welchen ich über die für mich so schwerwiegende Frage genauer sprechen konnte; mit der brieflichen Erbittung von Ratschlägen zu Haus war es auch so eine Sache, da ich von allem andern abgesehen niemanden in ganz anderer Lage zumuten konnte, sich wirklich genau in meine Lage mehr hineinzufühlen, als bloß hineinzudenken. Zu allem, was Zeit und Umgebung ohnehin schon brachte, und bei der immer größer werdenden Ungewißheit über die mutmaßliche Dauer des begonnenen zweiten Kriegsabschnitts haben mich daher derlei Gedanken und Erwägungen in den

folgenden Wochen gar lebhaft und ernstlich umgetrieben. Als ich endlich zu dem Entschluß kam, den Ruf zwar mit aufrichtigem Dank anzunehmen, aber erst für die Zeit, da der Feldzug zu Ende sei, konnte ich mir natürlich selbst sagen, daß dies so gut wie ein Verzicht auf das dargebotene sei. Es war ein unblutiges und doch nicht leichtes Kriegsopfer im kleinen, von dessen Darbringung ich hier erzählt. Und so wird es auch der unbefangene Leser verzeihen, wenn ich dieses persönlichste Stück aus meinen Kriegserlebnissen nicht unterdrücken konnte.

Zunächst freilich war es nur Freude und ein stolzes Hochgefühl — warum soll ich es anders ausdrücken? — was mich in der That bei diesem hübschen Zusammenklang von persönlichem, wenn schon andersartigem Erfolg mit den glänzenden öffentlichen Erfolgen und Siegen der ganzen Nation erfüllte. So predigte ich diesmal recht eigentlich auch für mich und aus mir selber, wie ich absichtlich an diesem Nachmittag des 12. Oktober den am Sonntag zuvor wegen Schanzarbeiten ausgefallenen Gottesdienst nachholte. Und die heimische Perikope desselben machte es mir leicht; denn sie handelte davon, daß „noch eine Ruhe vorhanden ist dem Volke Gottes". Etwas schwerer dagegen machten es uns die Franzosen, welche durch unsere Musik aufmerksam geworden mitten während meiner Rede eine Granate über die Versammlung weg ins hinten liegende Ackerfeld jagten. Und zur weiteren Ironie des Schicksals ergoß sich auch noch ein tüchtiger Regen auf den Feldgottesdienst, wozu freilich der stellvertretende Brigadekommandant, ein grundbiederer Reitergeneral, auf mein nachheriges Bedauern lachend bemerkte: „Ach was, das schadet nichts; das Zeug sind wir von den Vogesen her gewöhnt."

Dies war aber nur so ein Vorspiel für unsere Hinausbombardierung aus Chennevières, mit welcher gleich der nächste Morgen begann. Wir lagen noch zu Bett, da saust die erste Granate, welche unser Dorf von Paris erhielt, heulend und schmetternd herüber und schlägt gleich in das Haus des Stallhasenmalers, von welchem ich früher erzählt und dem wir dies nachher öfters im Scherz als berechtigte Rache der gekränkten französischen Nationalehre vorhielten. So ging es nun aus

zwei Sechsunddreißigpfündern vom Barackenlager bei Vincennes her den Tag über fort, vormittags noch mit reichlich bemessenen Vesperpausen, welche die Franzosen sich und uns gönnten, nachmittags aber in ungeschwächter Kraft und Ausdauer. Da hatte sogar unser Sanitätszugskommandant ein Einsehen und spendierte einen Kaffee nach dem Essen, was er sonst meist für verwerflichen Luxus im Feld und spartanischer Kriegsmänner nicht für würdig erachtete.

Weil es gar nichts dienstlich zu thun gab, versuchte ich es unter das Zischen und Heulen der Geschosse hinein mit dem Studium der nächsten Predigt, muß aber gestehen, daß mir die Gedanken doch zu oft abrissen, wenn wieder unsere Kanone krachte; denn von ihrer, hörbar etwas abstehenden Genossin hatten wir bald los, daß sie einen anderen Teil des Dorfs besorgte. Besser ging es mir mit Briefschreiben. Endlich gegen Abend schlug eine der letzten Granaten zwanzig Schritte vom Haus in unseren Garten, da man feindlicherseits die an uns vorbei abziehende Artillerie bemerkt hatte. Von diesem Andenken, bei dessen Zerspringen unser Quartier in den Grundfesten erzitterte, grub ich mir gleich nachher die Zündschraube aus, um in Zukunft friedliche Briefe damit zu beschweren.

Alles in allem war der deutsche Schaden von dieser eintägigen Beschießung merkwürdigerweise so gut wie Null, da nur ein Pferd etwas verletzt wurde, während allerdings die französischen Häuser und Gärten des sehr weitläufig gebauten Dorfs ganz gehörige Löcher aufzuweisen hatten.

Aber angenehm war die Sache dennoch keineswegs für die vollkommen Stillliegenden und Unbeschäftigten, was wir diesmal alle waren. Das gestand ich auch einem unserer Offiziere ganz offen, als er am andern Morgen bei unserem Abzug mich lachend fragte: „Nun, Herr Pfarrer, wie hat Ihnen die Geschichte gestern behagt?" „Ich kann mir entschieden angenehmere Lagen denken", war meine Antwort, worauf derselbe, zugleich einer unserer allertüchtigsten Offiziere, zu meiner großen Befriedigung bemerkte, ich habe ganz recht; so gehe es auch jedem Offizier, bis man sich daran gewöhne. Wer anders rede, sei eben ein Schwindler und Maulheld.

Die schlimmste Folge der Sache war leider die, daß das

schöne Chennevières bei jetziger Stimmung der Franzosen sich damit als sehr ausgesetzter Vorpostenort erwiesen hatte, aus welchem alle entbehrliche Mannschaft nach weiter rückwärts liegenden Orten, und so auch wir nach dem etwa $^1/_2$ Stunde entfernten La Queue kommandiert wurden. Bloß ein Bataillon der Achter blieb, weil es ja doch Vorpostendienst hatte und sogar ein granatengefährdetes Quartier dem angebotenen gesicherteren Biwakieren weit vorzog.

Und so marschierten wir denn am 14. Oktober morgens ab; trüb war das Wetter und trüb die Stimmung; denn der erste, ob auch vernünftigerweise kommandierte Rückzug in diesem Feldzug schmeckte uns eben doch recht bitter; wie mag es da vollends in ernsteren Fällen geschlagenen Truppen zu Mute sein!

In genanntem La Queue lagen wir mit einem unserer Infanterieregimenter vom 14. Oktober bis 8. oder mit einer kurzen Unterbrechung bis 17. November. Bald war unser Quartier in schon gewohnter Art hergerichtet; denn das nötigste hatte man in Voraussicht wesentlich leerer Räume mitgenommen, da es ja doch herrenlos war, anderes ließ sich allmählich auch noch am neuen Platz auftreiben oder wurde einem von abgehenden Bekannten vermacht — eine merkwürdige Güterwirtschaft! Sogar mit etlichen Haustieren konnte sich die altgermanische Tierfreundschaft den Schein der Häuslichkeit vermehren; mancher hatte einen herrenlosen Hund an sich genommen; mich selbst betrachteten ein paar Wochen lang zwei heitere Katzen, eine alte und eine niedliche junge als ihren rechtmäßigen Herrn. Freilich konnte alles den Vergleich mit Chennevières nicht aushalten, sondern Einrichtung und Lebensweise nahm mehr und mehr die trübere Färbung auch des Himmels in der zweiten Oktoberhälfte und im November an.

Unser Quartier im besonderen lag im oberen Vordorf, welches eigentlich La Pompe hieß und an welchem die prächtige Hauptstraße von Lagny nach Versailles vorbeiführte. Neben uns war als große Ausnahme noch die Wirtschaft im Gang, bei welcher in besseren Zeiten der Omnibus nach Paris seine Einstellung hatte. Meister Guillaume, der ihr schwunghaft und mit großem Gewinn trotz babylonischer deutscher Münzen-

vermengung verstand, wußte seine Weinvorräte allezeit auf der Höhe der Lage zu erhalten, wiewohl seine Ausfahrten zum „Weinkauf" meist nächtlicherweile geschahen und deutlich verrieten, wie rasch er vom Feinde das „Rekurrieren" bei den eigenen geflohenen Landsleuten gelernt hatte. Und wer konnte ihn eigentlich darum tadeln? Jedenfalls hatte es das Gute, daß wir dort immer einen ordentlichen Wein erstehen konnten, während die eigenen deutschen „Findungen" in der durchsuchten Gegend immer seltener und der gelieferte Trank immer zweifelhafter wurde, das Essen aber wenigstens in unserem engeren Kreis nachgerade völlig auf den — Hammel als alltägliche und ausschließliche Nahrung gekommen war. Die Wirtschaft selbst zu besuchen ging unsererseits nicht wohl, weil ihre etwas ärmlichen Räume von den Soldaten der eigenen oder fremden Abteilungen stets dicht besetzt waren. Offiziere von letzteren, welche im Vorbeimarsch öfters darnach fragten, riefen wir ebendeshalb vielfach zu uns herauf und bewirteten sie so gut es ging, was uns manche kameradschaftlich herzliche Beziehung zu anderen deutschen Truppen verschaffte. Auch sonst war es nicht uninteressant, gerade an dieser Hauptheerstraße zu liegen, auf welcher namentlich die Proviant- und Munitionskolonnen endlos vorbeizogen. Manchmal wurden da die Bayern, unser linker Flügel der Seine zu, mit ein paar zum voraus begütigenden Zigarren durch die scherzhafte Frage an ihre Granatenfuhrwerke aufgezogen, ob sie da wieder einen „Knödelwagen" bringen und noch nicht genug haben.

Im übrigen trat man bereits einigermaßen in die Zeit ein, von der für immer das klassisch-kurze Wort des großen Hauptquartiers fortlebt: „Nichts neues vor Paris". Um so dringender machte sich daher von jetzt an das Bedürfnis geltend, außer der leiblichen Versorgung auch geistige Nahrung zu beschaffen, d. h. auf Unterhaltungs- und Lesestoff für die Truppen bedacht zu sein. Diese Aufgabe fiel vor allem uns Geistlichen zu und hat denn auch während der ganzen Belagerungs- und Okkupationszeit gewiß mit allem Recht neben der eigentlich religiösen Thätigkeit einen sittlich wertvollen, mehr allgemeinmenschlichen Hauptteil unserer Wochenarbeit gebildet.

Sonst ist das ja nur ein bekanntes Erfordernis für die

Spitäler mit ihren Kranken und Verwundeten, um ihnen die langen öden Stunden rascher verlaufen zu machen. Bei den eigentümlichen Verhältnissen dieses Kriegs aber machte sich die Notwendigkeit nicht minder bei den Gesunden geltend. Lesen können ja unsere Leute zum Glück alle; und wenn sie es zu Haus oft nicht gerade stark wollen, so war es damit im Feindesland anders. Denn mündliche Unterhaltung mit Fremden gab's hier nicht, diejenige mit den Kameraden aber geriet natürlich auch bald aufs trockene, wenn man so Tag für Tag nur umeinander war. Wie erwünscht kam da ein ordentliches Buch, eine Zeitschrift oder Zeitung, an der sich lange herumstudieren ließ. Das waren gute Freunde in der Wachtstube, falls das Kartenspiel nicht für alle reichte und auf die Dauer auch langweilte; das waren willkommene Unterhalter an den langen Abenden im Quartier vor Paris, wenn abwechselnd der Dienst Ruhe ließ, ja sie dienten schließlich als Tröster sogar im Arrest, ob für letzteren ganz ordonnanzmäßig oder nicht, weiß ich allerdings nicht. Jedenfalls erschien mir in der einen oder anderen Lage ein vernünftiges Lesen als vortreffliches Mittel gegen Langeweile und öden Müßiggang, welcher nur im Heimweh und anderen Gedanken niederzudrücken oder im bloßen Trunk zu verwildern drohte.

In Sachen dieses geistigen Nahrungsstoffs ließ sich aber natürlich weder mit Requirieren noch mit Finden etwas machen, da die vorhandenen französischen Bücher und Schriften für den gemeinen Mann gar nichts, jedoch auch für den Offizier auf die Länge nicht viel heißen wollten. Sittengeschichtlich war es indessen immerhin merkwürdig, dieselben ein wenig zu mustern, wenn man welche fand. In den vielen Schlössern und Schlößchen gehörten z. B. sehr oft Prachtschränke aus solidem Eichenholz zur standes- oder besitzgemäßen Zimmerausstattung; und darin standen herrlich gebundene, vielfach mit Bildern versehene Exemplare der französischen und englischen, jedoch fast nie der deutschen Litteratur; ob zur Benützung oder nur als gebildete Schaugerichte, war uns freilich oft zweifelhaft. In den gewöhnlichen Häusern dagegen fiel mir wiederholt der bezeichnende schroffe Gegensatz von Geist und Fleisch auf, wornach sich zwar sehr viele religiöse Erbauungsschriften vom schwersten Schlag

vorfanden, aber dicht daneben auch bedenklichste Romanlitteratur in Wort und Bild, u. a. vielfach der Dekamerone; aber äußerst selten war ein gediegener Mittelstand von Büchern.

So war man für gesunde geistige Nahrung ganz auf Sendungen von zu Haus angewiesen, die denn auch von Einzelnen wie von Vereinen in der dankenswertesten Weise erfolgten, sobald wir das steigende Bedürfnis kund thaten. Die Lücken, welche hiedurch in manchen häuslichen Bücherschrank gerissen wurden, haben dafür draußen im Felde manche öde und leere Stunde ausfüllen helfen.

Allerdings verbanden sich mit der Zusendung zuweilen Wünsche, welche sich in die Feldverhältnisse nicht recht hineindenken konnten, wenn z. B. um Rücksendung der Bücher nach dem Gebrauch oder um ganz besondere Ueberweisung an die jeweiligen Gemeindeangehörigen oder auch Verwandten des Absenders unter den Truppen ersucht wurde. Ebenso war man namentlich im Anfang mit dem Inhalt und Gegenstand der Lesesachen nicht immer ganz glücklich. Vom Beginn des Feldzugs an und in wiederholter Nachsendung wußte nämlich der rühmliche Eifer der heimischen Feldprobstei unsere Soldaten in religiöser Hinsicht genügend durch uns zu versehen, indem jeder, der nur wollte, ein neues Testament, sowie das noch beliebtere, weil handlichere und heimisch verständlichere Gebetbüchlein mit seiner trefflichen Auswahl unserer besten Kirchenlieder bekommen konnte.

Und wirklich war das Verlangen darnach ein sehr lebhaftes und sogar vielfach ein wiederholtes, wenn der marschierende oder biwakierende Soldat sein erstes Exemplar verloren hatte. Dazu kamen die früher erwähnten und gleichfalls sehr dankenswerten Wochenschriften von halb geistlicher, halb weltlicher Haltung, welche uns reichlich zur Verteilung verfügbar waren.

Hiemit dürfte jedoch im wesentlichen das Bedürfnis nach religiösem Lesestoff ausreichend befriedigt gewesen sein, während daneben auch noch unhandliche Gebet- und Predigtbücher oder manche allzusüßliche Traktatlitteratur zum mindesten für den gesunden Soldaten im Feld mir als wenig passend erschienen. Der Mensch lebt eben doch auch nicht vom geist-

lichen Wort allein, was gar manche Sendungen aus pietistischen Kreisen zu wenig beachtet haben dürften. Denn das muß man denselben hierin wie im Punkte reeller Gaben unbedingt lassen, daß ihre opferwillige Werkthätigkeit überhaupt wie im Frieden, so auch in der Zeit des Kriegs weit vornean stand.

Bei der weltlichen Lektüre nun freute es mich immer sehr, wenn ich durch Bekannte und Freunde zu Haus in den Stand gesetzt war, auch dem höheren Anspruch des gebildeten Offiziers mit einer dankbar aufgenommenen Gefälligkeit entgegenzukommen. Und eine gewiß verzeihliche persönliche Befriedigung gewährte es mir dabei, wenn ich mehreren höheren Offizieren auch mein eigenes Buch über den Patrioten und Staatsmann Leibniz geben durfte, auf das sie durch eine Zeitungsanzeige aufmerksam geworden waren. Denn ohne Zweifel war ja als weltlicher Lesestoff bei dem Mann mitten im Dienst für Vaterland und Staat besonders eine geschichtlich-politische Schrift am zeitgemäßen Platz.

Ganz dasselbe, nur natürlich in volkstümlicher Form, schien mir aber auch für niedrigere Rangstufen bis herunter zum gewöhnlichen Soldaten zu gelten. Sehr willkommen waren daher bei ihnen unsere bekannten deutschen Wochenschriften mit Bildern in ihrer namentlich damals fast ganz politisch-patriotischen Haltung, ebenso beliebt die schönen, vaterländisch-warmen und sittlich-religiös gesunden Schriften von Caspari, Pichler, Horn und anderen volkstümlich glücklichen Verfassern. Darin liegt ein wertvoller Wink auch für den Frieden und seinen Schulbetrieb, wie für die Einrichtung der so wichtigen Volksbibliotheken. Was helfen uns doch die maßlos gründlichen geschichtlichen und länderbeschreibenden Fahrten in's graue Altertum oder in entlegenste Fernen, über denen das Nahe und Eigene jammervoll zu kurz kommen muß? Dem großen persönlichen Opfer, das mit der allgemeinen Wehrpflicht dem Volke auferlegt wird, entspricht als ernste Pflicht des Staats eine frühzeitige und fortgehende geschichtlichstaatliche Volksbildung als wesentlicher Teil der Schulung überhaupt. Denn im Unterschied vom geworbenen Söldner, der gleichgültig gegen die Sache heute für dies, morgen für jenes ficht, hat ein aus

dem Volk genommenes und wieder in dasselbe zurücktretendes Heer wie namentlich unser deutsches das Naturrecht, trotz allen blind unbedingten Gehorsams im Augenblick der Entscheidung vorher einen mehr oder weniger klaren geschichtlichen Ein- und Umblick zu erhalten. Es soll menschenwürdig wissen, um was es sich eigentlich wenigstens im großen Ganzen eines Kriegs handelt, was sein Volk von anderen Völkern schon erlebt und erlitten hat und darum wieder erleiden könnte, wenn nicht die Jugendblüte des Volks mannhaft für des Ganzen Wohlsein und Ehre einsteht.

So wollte es mich in der That zuweilen verbarmen, bestätigt zu finden, was ich freilich schon vorher so ziemlich wußte, mit wie armseligem nationalem Verständnis gar manche unserer Leute in den Kampf und Tod gingen. Ohne Zweifel hat auch hierin der große Krieg von 1870 selbst am besten Wandel für die Zukunft geschafft, und die gemeinsam erkämpfte, erinnerungsreiche Gründung des Einen Reichs für alle Glieder des Volks läßt wohl nie mehr jene trübe und matte Geschichtslosigkeit aufkommen, welche sogar im Feldzug noch mannigfach zu spüren war. Denn unverkennbar waren darin die Preußen uns Süd- und wohl auch sonstigen Deutschen voraus, eben weil sie die den Geschichtssinn ausbildenden Güter in ihrem engeren Bezirk schon viel länger besaßen. Bei uns anderen glaubte ich vielfach eine etwas einseitig privatrechtliche oder spießbürgerliche Kirchturmsauffassung des Feldzugs durchzufühlen und herauszuhören. „Wenn *die* Kerle zu *uns* gekommen wären!“ war der gewöhnliche Ein- und Ausdruck bei einem Schlachten- und Gefangenenbild mit schwarzen Turkos und anderem Volk, oder der Trost bei einer Requisitionsszene, bei einem erregenden Zerstörungsanblick. Nun ist ja jener Gedanke und seine rasche Wendung aufs eigene ganz berechtigt, aber schließlich doch nicht das Ganze. Als Gegensatz hiezu war mir einmal der Ausspruch eines Preußen höchst bezeichnend. Es galt nämlich, schon im tiefen Winter eine zertrümmerte Zimmerthüre für uns herrichten zu lassen, bei welcher der Bediente des Kaplans, obwohl seines Zeichens ein Zimmermann, die Unmöglichkeit der Heilung erklärte. Aber zum Glück waren pommerische Pioniere unten im Haus, von denen ich

einen zu Hilfe holte. Als richtiger Preuße, der sogar in Berlin als Zimmermann arbeitete, meinte er natürlich sogleich: „Nun, es wird ja gehen". Und richtig brachte er es auch ganz befriedigend zu stand, nur daß im Verlauf des Geschäfts an der Thüreinfassung ein ziemlicher Schaden mit dem Beil angestellt werden mußte. Aber auf meine einigermaßen bedauernde Bemerkung, wie viel doch überall die zurückkehrenden französischen Zimmerleute zu thun finden werden, antwortet mein Pommer ganz ruhig: „Ja, und ihr Nationalhochmut wird auch gedemütigt". Sprach's und verzog sich freudestrahlend, mit einer Handvoll Zigarren und einem tüchtigen Stück Fleisch für seine That wie für sein markiges Wort beschenkt. Eine solche Antwort, die unter allen Umständen eine geistig freiere und höhere Auffassung des Kriegs verriet, hätte ich damals von einem unserer gemeinen Soldaten nie erhalten. — In dieser festbegründeten Ueberzeugung von dem hohen Werte einigen geschichtlichen Wissens und Fühlens namentlich auch im Feld war ich für meinen Kreis immer angelegentlich darauf bedacht, die geschichtliche Saite kräftig und mannigfach anzuschlagen. Bald geschah es in gelegentlichen Privatgesprächen mit den Soldaten, z. B. bei einem Schloß und Park des Marschall Oudinot zu Lisle en Rigault, oder namentlich mit Hineingreifen in die Tage Ludwigs XIV.; bald erlaubten meine Feldreden ein derartiges Streiflicht auf vergangene Tage, und endlich diente demselben Zweck ganz besonders die eben geschilderte Sorge für vielen und anregenden Lesestoff aus dem geschichtlich-politischen Gebiet.

Bei der Verteilung der verschiedenen Sachen erschien es mir stets als das Richtigste, sie wenn irgend thunlich selbst vorzunehmen. Denn die Abgabe durch den Bedienten war mir offen gestanden gemütlich zu kalt und vornehm, zu geschäftsmäßig und wenig herzlich. Nur wo in entlegenen Orten die Zeit und Gelegenheit zur persönlichen Besorgung nicht reichen wollte, waren nähere Bekannte unter den Soldaten selbst zur Vermittlung willkommen. Ganz besonders gedenke ich in dieser Hinsicht freundlich und dankbar mehrerer sehr wackerer Volksschullehrer in meiner Brigade, deren ich mich bei ihrer etwas zweifelhaften Stellung innerhalb der Truppe stets besonders

annahm und dafür durch das freundlichste und persönlich wohlthuendste Entgegenkommen bei verschiedenen Anliegen belohnt wurde. Denn wie die zwei Kirchen, so übten auch Kirche und Schule im Krieg den so heilsamen Frieden und die ersprießlich zusammenarbeitende Eintracht unter einander.

In anderen Fällen zog ich wie gesagt die Selbstverteilung des gerade Verfügbaren vor. Für das Geistliche war namentlich die Zeit nach dem Gottesdienst geeignet, außerdem nahm ich dasselbe und anderes immer in den Satteltaschen mit, welche ich mir weniger schön als praktisch aus starkem Zwilch hatte fertigen lassen und mit deren stattlichem Inhalt ich dann bei auswärtigen und abgelegenen Abteilungen manche Freude machen konnte, wenn ich dieselben aus Anlaß eines Gottesdienstes oder auch nur so besuchte. Mehr in der Nähe dagegen hing ich mir ein mehr oder weniger gefülltes Reisetäschchen um und suchte die Mannschaft auf, sei es am Wachtfeuer des Biwaks, wo ich manche Stunde mit ihnen verweilte, sei es auf der Stationswache, auf dem Repli oder in den Quartieren selbst. So hatte ich es schon von Anfang an und während der Märsche gehalten, jetzt aber war vollends die eigentliche Zeit gekommen, um diese Seite unseres Dienstes mit allem Eifer zu entwickeln. Denn es lag mir eben stets daran, auch in dieser fortwährend möglichen halb amtlichen, halb kameradschaftlichen Weise den Leuten nahe zu treten und ihr volles persönliches Vertrauen zu gewinnen.

Sehr vornehm und hochkirchlich mag es sich freilich nicht gerade ausgenommen haben, wie ich in diesem Geschäft oft ausritt oder namentlich zu Fuß mich umtrieb; und wenigstens im Anfang mußte ich nicht nur bei der Mannschaft auf eine kühl verwunderte Aufnahme, sondern auch bei manchen Offizieren, welche zusahen, auf ein etwas spöttisches Lächeln und Witzeln gefaßt sein. Aber was schadet das dem, der seines vernünftigen Zwecks mit innerem Stolze sicher war? Mochte man mich also immerhin zuweilen für einen Kolporteur ansehen und schätzen, wie es einmal ein preußischer Unteroffizier in La Queue wirklich und buchstäblich that. Es war an einem stürmisch-regentrüben Sonntag der letzten Oktoberwoche, daß ich in tiefer Unbefriedigung über das Vereiteltwerden aller mühsamen Gottes-

dienst- und Abendmahlsbestellungen einigen Ersatz suchte und daher noch spät abends iu der oben geschilderten Weise mit vielen Schriften für meine Leute im Ort auszog. Da kommt jener Unteroffizier zufällig dazu, wie ich allerdings harmlos und gemütlich mit den Truppen verkehre, und hält mich wegen meiner langen Stiefel, des einfachen grauen Mantels und sonstigen minder salbungsvollen Aussehens im unvermeidlichen Regen und Schmutz richtig für einen gewöhnlichen Kolporteur, von dem er daher ohne weiteres in ziemlich barscher Weise und recht von oben herunter auch für sich etwas fordert. Hierauf mußte ich ihm nun zwar schon meiner Leute wegen, die umherstanden, zunächst den Standpunkt klar machen, was ich auf Verlangen auch ganz gut verstand, im übrigen jedoch und zugleich in rascher Erinnerung an die große Freundlichkeit, welche mir gerade preußische Unteroffiziere bei Sedan erwiesen, nahm ich die Sache doch nicht zu krumm, sondern lud den Mann nach geschehener Aufklärung zu mir aufs Zimmer ein, daß er sich und sein strammes Herz erwärmen konnte, gab ihm Wein und Zigarren auch für seine Kameraden und verabfolgte ihm schließlich mehr als nur die gewünschte Schrift, also daß zuletzt der mehr an Förmlichkeiten gewöhnte preußische Unteroffizier und der volkstümlich freier denkende schwäbische Soldatenpfarrer als die besten Freunde von einander schieden.

Ganz zufällig fügte es sich, daß ich am selbigen Abend noch eine zweite erfreuliche Erfahrung in diesem Dienstzweig machen durfte. Traf ich doch auf unserer verkehrsreichen Hauptstraße unter anderen den württembergischen Fourier einer Munitionskolonne, welche auf dem Weg nach Villeneuve St. Georges war. Aber mit seinen Leuten naß, durchfroren, hungrig und ohne gehörige Unterkunft bei uns angekommen, fluchte und wetterte der Mann nicht übel in den regengrauen Sonntagabend hinein. Da hielt ich es in Anbetracht der ganzen Lage für völlig angemessen, nur mit dem weltlichen Ohr mitfühlend zu hören, daß es ihm eben herzlich schlecht zu Mute sei, und nahm ihn statt einer unzeitigen Strafpredigt zu mir hinauf, wie vorher seinen preußischen Kollegen, um ihn ordentlich versorgt, gestärkt und getröstet zu entlassen. Auch ihm hatte ich außer Stofflicherem etliche Schriften mitgegeben und freute mich herz-

lich der kleinen, später öfters wiederholten Leistung auch für diese Nomadenabteilungen, als er mir nach einiger Zeit von seinem Quartier an der Seine dankend schrieb und mit der Bitte um weiteres hinzufügte: „Seit Sie mir die Bücher gegeben haben, bleiben meine Leute auch daheim und sitzen nicht den ganzen Tag nur im Wirtshaus."

Dem eigentlich kirchlichen Dienst wurden in diesen Wochen durch die Witterung wie durch die Franzosen manche Hindernisse bereitet, sofern die ungewöhnlich starken Herbststürme, welche um die Zeit der Ergebung von Metz wüteten, den Gebrauch des Freien vielfach unmöglich oder doch sehr zweifelhaft machten, die besten Kirchenräume aber durch die begonnene Auffassung der Pariser und ihre rege gewordene Schießlust in Wegfall kamen. Ganz ungestört waren wir nur in der Kirche zu La Queue, die jedoch für die übrigen Abteilungen der Brigade minder geschickt lag. Dagegen war namentlich die schöne gothische Kirche in Chennevières unbrauchbar geworden, weil sie, hart hinter dem weiten Replihof gelegen, der reinste Kugelfang für Granaten und Gewehre gewesen wäre. Noch lagen vom 13. Oktober her mächtige Quader- und andere Steine vor ihr, welche aus der gegenüberlaufenden Mauer und den Häusern oder dem Pflaster herausgeschlagen worden waren. Deshalb mußte, wenn es dienstlich ging, die Mannschaft dieses Orts nach dem nächsten rückwärts liegenden Dörfchen Ormesson zum Feldgottesdienst hermarschieren, was sie mit ihrer Musik wiederholt that.

Eher machte es sich noch mit Coeuilly, obwohl auch hier die schöne Allee seit dem Abfallen des deckenden Laubs nicht mehr zur Benutzung gestattet war, sodaß wir uns auf das ärmliche Marktplätzchen des traurigen Gehöfts zurückzuziehen hatten und auch die prächtige Jägermusik zu ziemlichem Piano angewiesen wurde. Uebertrieben war diese Vorsicht jedenfalls für eine größere und dichtgedrängte Versammlung keineswegs, das sah ich außer der kleinen Vorprobe am 12. Oktober, wo die Granate genau über uns weggegangen war, bei meinem öfteren, namentlich sonntäglichen Hinreiten. Die Reiterschildwache, welche hinter einem Baum nicht gar weit vom später blutig bekannt gewordenen Jägerhaus aufgestellt war, meinte da einmal ganz

freundlich und gemütlich mitten in meine stillen Gedanken für die Predigt hinein: „Reiten Sie auch ein bischen schneller, Herr Pfarrer, wenn Sie weiter vorkommen; es gibt wirklich alleweil gleich Granaten, und Ihr Schimmel scheint so weit". Jene Warnung galt nun ganz besonders von den Sonntagen, wenn die Franzosen drüben auf der Feldschanze St. Maur oder den Redouten Gravelle und Faisanderie Damenbesuch hatten, dem zu Ehren sie dann auf uns knallten. Gefährlich war die Geschichte jedoch für den einzelnen Mann durchaus nicht; denn auf solche Entfernung war das Getroffenwerden von einer Festungsgranate noch erheblich unwahrscheinlicher, als das Erschlagenwerden bei einem Gewitter. Wenn es also drüben aufblitzte, sobald namentlich ein Reiter in Sicht kam, mußte man höchstens das Pferd schärfer in den Zügel nehmen, da wenigstens bei meinem mutwilligen Tier die Hauptgefahr im Durchgehen bei einer etwas näheren Entladung bestanden hätte. Im übrigen ging es in die Art, wie nun eben einmal die Franzosen und ihre Freundinnen den Sonntag feierten.

Trotz alledem gelang es meines Hauptquartierkollegen und meinen vereinten Bemühungen, nach mehreren vergeblichen Anläufen noch in diesem letzten ruhigen Monat für so ziemlich alle Abteilungen der Brigade an verschiedenen Orten teils in der Kirche, teils im Freien Gottesdienst mit Abendmahlsfeier zu halten, wobei wir beide uns abwechselnd in Predigt und Ansprache teilten und allmählich auch die fürs Feldleben erforderliche liturgische Gestaltung der Handlung besser verstanden.

Bei der ziemlichen Zerstreuung der Brigadetruppen, welche in der jetzigen Aufstellung sich noch stärker geltend machte, als schon in Chennevières, konnten die täglichen, Leib und Seele erfrischenden Ritte fast ausnahmslos zugleich dienstlichen Zwecken gewidmet werden, was mir immer weit befriedigender war, als bloßes Spazierenreiten, sei es des Pferds, sei es der eigenen Person wegen. Vorerst waren auch die Straßen noch meist vortrefflich, wie selten bei uns zu Haus, wenn nur mein Schimmel nicht die böse Unart gehabt hätte, vor jedem Strohwisch oder Heubündel wie vor gar nichts anderem auf dem Weg zu scheuen; und gerade diese harmlosen Andenken hatten die vielen Kolonnen immer in großer Zahl zurückgelassen. Frei-

lich gegen den Winter hinein waren wie so vieles auch diese Musterstraßen durch endlose Benützung mit schwerstem Fuhrwerk schlimm zugerichtet oder durch Schnee und Glatteis mißlich, so daß man einmal eine Zeit lang die Reiter vielfach zu Fuß und das Rößlein „am Zaume nachführend“ sehen konnte.

Wenn ich nun so im Brigadebezirk hinausritt, nachdem ich mir die Verlegungstafel der Mannschaft auf der Feldpost zur vorläufigen Belehrung angesehen, gab dies zur Schriftenverteilung und der steten Berührung auch mit entfernteren Abteilungen Gelegenheit. Auch diente es mir dazu, die einzelnen Quartierorte zum Behuf etwaiger Gottesdienste selbst einzusehen, ob eine Kirche oder sonst ein brauchbarer geschlossener Raum zur Stelle sei und wo sich nötigenfalls ein Platz im Freien eigne. Denn darnach auszuschauen konnte man natürlich dem anderweitig vielbeschäftigten Militär nicht zumuten. Ebenso lernte ich die genauen Entfernungen von meinem Orte dabei kennen, weil ja für einen verstatteten und anberaumten Gottesdienst (oder eine Beerdigung) in dieser Feldlage mehr als sonst auf strengste Pünktlichkeit zu halten war, um nicht begründeten Verdruß und Unlust für ein andermal zu erwecken. In der Art war ich hier und später verhältnismäßig rasch mit meinem Dienstgebiet im reinen und wußte durch persönlichen Augenschein mehrfach früher als durch amtsgenössische Benachrichtigung aus dem Hauptquartier, wo eine meiner Abteilungen vielleicht etwas abgelegen und verborgen steckte.

Waren aber diese nützlichen Vorkenntnisse einmal gesammelt, so unterlag es keinem Anstand, am Samstag Mittag oder sonst vor einem Gottesdienst den Bedienten zur Bestellung mit einem Briefchen an den gleichfalls erkundeten Ortskommandierenden zu schicken, während ich selbst in einiger Ruhe die Predigt studieren konnte.

Schon aus allen diesen triftigen Gründen verließ ich sehr selten und dann meist nur mit halber Befriedigung den eigenen Brigadebezirk, in welchem es schließlich so oder anders immer etwas zu thun gab. Einige Besuche in den weiter entfernten Sammelspitälern zu Noisiel und Lagny werde ich später erwähnen. Aber sonst kam ich sogar zu meinen lieben früheren Schülern und vielfach zugleich Tübinger Bundesbrüdern in der

1ten Brigade bloß ein einziges Mal während dieser Zeit nach Villiers, wo sie alle lagen und wohin sie mich brieflich dringend eingeladen hatten. Das war nun freilich ein herzerfreuendes kurzes Zusammensein: kameradschaftlich und studentisch, um es ehrlich zu sagen, wie in früheren Tagen und zu anderen Zeiten. Und als schon vier Wochen nachher verschiedene davon die französische Erde deckte, war es mir fortan ein wohlthuender Gedanke, sie doch noch einmal gesehen und mit den nächst Bekannten vor ihrem frühen Tod ein ernstfröhliches Schmollis getrunken zu haben.

Sonst machte ich beim Ueberschreiten des eigenen Brigadekreises, wo die persönliche Bekanntschaft aufhörte, gar vielfach die Bemerkung, daß Mann und Pferd unter den eigenen Landsleuten ziemlich stark in der Fremde seien und mit ihrer Aufnahme oder Unterkunft mehr oder weniger Mühe hatten. Vor dem bloßen Amte als solchen hatten nun einmal unsere Schwaben wenigstens damals nur mäßigen Respekt und sahen lediglich auf den Mann, wie sie ihn kannten — eine Gesinnung, die mir an und für sich eigentlich nicht so ganz unsympathisch war, auch wenn ich sie einmal minder angenehm zu empfinden hatte. Anders die Preußen und auch die Bayern, bei welch' letzteren jeder schwarze Rock kurzweg der „Feldpater" hieß und mit höflicher Freundlichkeit behandelt wurde.

Zu dieser Erschwerung auswärtiger Besuche oder auch dienstlicher Unternehmungen trug ein Umstand bei, welcher vielleicht dem einen und andern Leser schon in meinen früheren naturgetreuen Schilderungen aufgefallen ist. Warum besorgte denn ich dann und wann das Pferd selbst und holte ihm Heu aus einer Scheune, wie bei Sedan, oder band es wie z. B. in Wörth bei einer preußischen Schildwache an mit der Bitte, es gelegentlich vor Requisitionsversuchen mitzuhüten, bis ich wieder von den Kranken komme; oder was es sonst in dieser Beziehung zu sorgen und zu besorgen gab? Warum versah das alles nicht der Bediente? Einfach deswegen nicht, weil wir drei jüngere Feldgeistliche bei den Brigaden in höchst unpraktischer Weise (übrigens ganz ohne Schuld unserer kirchlichen Behörde) keinen berittenen Bedienten hatten, also in gar vielen Fällen lediglich auf uns selbst und die eigene Hilfe an-

gewiesen waren, sobald wir uns zu Pferd einen Schritt von der marschierenden oder im Quartier liegenden Abteilung entfernten und der zu Fuß gehende Bediente nicht nachkommen konnte.

In baldiger Erkenntnis dieses schweren Uebelstandes hätte ich zwar noch im Elsaßlothringischen um ein paar, der Form halber zu zahlende Franks mir ein zweites Pferd aus der Wörther Beute eben für den Bedienten erstehen können und besaß schon den ausweisenden Schein dafür. Aber ich hatte bereits sattsam erfahren, wie manchen ärgerlichen Quengeleien ich bei der Unterbringung und richtigen Ernährung meines amtlich mir zustehenden Rößleins begegne, natürlich immer nach dem alten Liede: „wie die Herren, so die Knechte". Daher zog ich es vor, jenen Kauf zu unterlassen, welcher in den genannten Beziehungen, wie sich denken läßt, das Uebel nur ärger gemacht hätte.

Doch genug mit dieser Bemerkung über ganz besondere örtliche und gewiß auch bloß für damals zutreffende Verhältnisse! Ich erwähnte sie eigentlich nur, weil es für manches Frühere und Spätere zum vollen Verständnis meiner und unserer Lage notwendig war. Denn allerdings sehr erschwert, auch erheblich gefährdet ist unser Dienst dadurch worden, wenn man in so vielen Fällen seine Ritte durch eine fremde Gegend völlig allein zu machen hatte und sich dabei ab und zu auch ganz ordentlich verirrte oder wenn das gelangweilte Pferd z. B. beim plötzlichen Anruf einer nächtlichen Schildwache auf Dummheiten verfiel, welche es neben einem Kameraden unterlassen hätte. —

In die etwas öden und trüben Spätherbstwochen, bei deren Schilderung ich stehe, leuchtete wenigstens für uns weiter Zurückliegende in La Queue der eigentliche Krieg mehr nur gelegentlich und von außen herein. So ging z. B. als ziemlich heiteres Zeichen, wie enge es allmählich denen in Paris auf ihrem heiligen Erdboden wurde, wiederholt ein Ballon über uns weg, in welchem wenigstens mit den Fernrohren der Artillerie deutlich Menschen bemerkbar waren. Ob sich wohl am Ende gar Gambetta bei seiner kühnen Luftfahrt drinnen befand? Daß die nachgesandten Schüsse nicht hinaufreichten, zu-

mal die Bedrohten alsbald Ballast auswarfen, war gewiß nur erfreulich. Denn zu was schließlich die paar Leute elendiglich zu Fall bringen?

Aber von einer zweiten ebenso hart wie Paris belagerten Feste, von Metz her kam dafür in diesen Tagen die schon länger erwartete stolze Kunde, daß die bisher Unbesiegte sich endlich doch ergeben. Und bald erschienen hinter und zwischen uns Fransecky's dort freigewordene stattliche Pommern, um fast immer eilmarschierend fortan überall einzutreten, wo es in der Einschließungslinie eine schwache Stelle gab. Der 2. Dezember weiß in rühmlichster Weise von diesen „Lückenbüßern“ zu erzählen, wie wir sie öfters in dankbarem Scherze nannten, wenn sie plötzlich bald da, bald dort auftraten.

Indessen kam während dieser Zeit doch auch wenigstens ein Teil meiner Brigade bereits zum ernstlicheren Handeln. Eine größere Requisitionstruppe von uns war bei Grandpuits überfallen worden, wovon wir eines Tages die Gefangenen und Verwundeten zu sehen bekamen. Deshalb und auf die sichere Kunde, daß sich im Rücken größere Massen von Franktireurs und Mobilgarden gesammelt haben, wurde plötzlich in der Nacht unser 3. Infanterieregiment (oder das 2. Bataillon desselben?) mit einer Batterie gegen sie entsandt, um bei dem von 1815 her gerade uns Württembergern dem Namen nach wohlbekannten Montereau und Nogent sur Seine gegen eine ziemlich große und gut verbarrikadierte Uebermacht ein nicht unblutiges Gefecht zu bestehen. Dasselbe soll namentlich als Straßenkampf in Nogent durch die allgemeine Beteiligung der Bürgerschaft männlichen und weiblichen Geschlechts peinlich gewesen sein. Ich selbst erfuhr das alles nur von Dritten, weil man zu meinem Bedauern versäumt hatte, mir die leicht erteilbare Benachrichtigung von der Seitenunternehmung des Regiments zu geben. Sonst wäre ich gerne mitgezogen, da es an Ort und Stelle gerade wenig zu thun gab.

Umsomehr war es mir Bedürfnis, alsbald die nach einigen Tagen glücklich zurückgekehrten Truppen zu begrüßen, welche freilich ihre Toten und schwerer Verwundeten außer den Offizieren nicht bis zu uns hatten mitbringen können. Dafür durfte ich ihnen allen zu Ehren am gleich darauffolgenden

Sonntag den 30. Oktober zu Pontault als dem Sitz des meistbeteiligten Bataillons und seines schlimmverwundeten liebenswürdigen Oberstleutnants eine sehr dankbar aufgenommene kleine Toten- und Siegesfeier halten. Der stellvertretende Kommandierende war so erfreut, daß er diesmal sogar die Glocken läuten ließ, welche sonst immer schwiegen, weil die französische Geistlichkeit mit aller Zähigkeit sich gegen ihren Gebrauch wehrte.

Zum Text hatte ich gewählt die Stelle Jes. 40, 6. 7 verbunden mit ihrer bekannteren Ausführung in 1 Petr. 1, 24. 25: „Es spricht eine Stimme: Predige! Und er sprach: Was soll ich predigen? .... Alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit der Menschen, wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorret und die Blume abgefallen, aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit."

An der Hand dieser markigschönen Bibelworte Alten und Neuen Testaments war es bei solchem Anlaß natürlich leicht, von der Freitreppe des Schlosses zu Pontault und mit dem Blick hinein in den herbstlichen Park zu einer Mannschaft zu reden, welche eben aus dem Kampfe zurückgekehrt und deshalb doppelt empfänglich war. Nicht bloß der eherne Mund der schon lange nicht mehr gehörten Kirchenglocken, sondern auch der Nachklang der letzten Erlebnisse rief ja an diesem wieder friedlichen Sonntag Morgen: Predige! Und die absterbende Natur umher in ihrem Spätherbstgewande vereinigte ihre stumme Sinnbildsprache mit der Erinnerung an unsere zurückgelassenen Toten und Verwundeten, sowie an die bisherigen Opfer des Kriegs aus der Jugendblüte des deutschen Volks überhaupt, um an der Hand des obigen Textes auch die Frage zu beantworten: Was soll ich predigen?

Nach der im Freien gehaltenen Rede wurde sodann in die nahe Kirche gezogen und dort unter sehr großer Teilnahme des Regiments die Abendmahlsfeier begangen, welche ich andern Tags auch in den zwei Pontaulter Abteilungsspitälern bei den zahlreichen schweren Typhuskranken desselben Regiments jedesmal mit einer kurzen hiefür passenden Ansprache wiederholte.

In den nachfolgenden noch ruhigen Tagen, deren abscheuliches Regenwetter jede andere Arbeit unmöglich machte, schrieb

ich meine freundlich aufgenommene Toten- und Siegespredigt ab und sandte sie einem Bekannten nach Haus, um sie vereint mit der früheren Rede vor Paris drucken zu lassen. Ich wollte in dieser unverfänglichen Weise dem immer noch gar dringlichen Verlangen nach geistlichen Lebenszeichen aus dem Feld und besonders den heimischen Angehörigen der Gefallenen mit einem Andenken entgegenkommen, weshalb ich denselben nach vollendetem Druck durch ihre Pfarrämter je ein Exemplar zustellen ließ. Letztere hatte ich schon vorher vom Tode ihrer Gemeindeangehörigen benachrichtigt mit der Bitte, derselben in der Kirche zu gedenken, durfte aber auch für die nachherige Predigtsendung herzlichen Dank erfahren. Denn an einer recht lebendigen und gemütlich teilnehmenden Verbindung zwischen denen zu Haus und im Feld lag ja auch mir ein Großes.

Schließlich möchte ich noch ein merkwürdiges Beispiel aus der Einzelseelsorge berichten, welches gleichfalls in diese Zeit fällt und mit den soeben erwähnten Kämpfen meines 3ten Regiments in innerlichem Zusammenhang steht. Da kommt nämlich eines Tags ein Feldwebel jenes Regiments mit einem am ganzen Leib zitternden bärtigen Landwehrmann angerückt, richtet mir eine Empfehlung des Obersten aus und ich solle den Mann „herrichten“. Gut, sage ich, und entlasse den Feldwebel, um mit dem offenbaren Delinquenten allein zu sein. Da bringe ich nun aus dem jämmerlich Heulenden allmählich heraus, daß er sich habe ertränken wollen und schon im Schloßteich gelegen, aber von den nacheilenden Kameraden wieder herausgezogen worden sei. Und warum das? Sein Feldwebel sei wegen einer Kleinigkeit so grob gewesen, da habe er gegen ihn das Gewehr geladen, aber gewiß gleich wieder in die Ecke geworfen und sei dem Wasser zugesprungen. Aber er wisse eigentlich gar nicht mehr recht, wie alles zugegangen, und er wolle es wahrhaftig nicht mehr thun. Er habe aber seit dem Ueberfall von Grandpuits, wo er als Nachgesandter zum ersten Mal dabei gewesen, immer so arg Angst, seine Leute zu Haus haben nichts zu essen und seine Schwester sei so krank. Nach diesen Mitteilungen merkte ich bald, daß ich einen in der Hauptsache ganz ehrlichen und ordentlichen, aber ziemlich beschränkten Menschen vor mir habe, den eben wie so manchen

andern sogar höher Veranlagten die allzuvielen und starken Erschütterungen der Kriegszeit aus der Fassung gebracht und durch ihr gehäuftes Zusammentreffen geistig umgeworfen hatten. Nachdem ich ihn zuerst gehörig darüber heruntergemacht, daß ein so baumstarker Mensch mit viel längerem Bart, als ich besaß, immer Angst haben möge, ließ ich ihm fürs andre keinen Zweifel, daß nach klarem Kriegsrecht und einem viel schwächeren Beispiel, das in einer andern Brigade noch zu Knielingen vorgekommen, auf seinem Vergehen gegen den Unteroffizier der Tod stände, wenn sein Oberst nicht in dankenswerter Rücksicht Schonung geübt und ihn bloß mir zum „Herrichten" zugeschickt hätte. Hierauf konnte ich dann aber auch daran gehen, ihn wegen seiner häuslichen Bekümmernisse zu trösten und ihm zu versprechen, daß ich deshalb sogleich eindringlich an sein heimisches Pfarramt schreiben werde. „Aber nicht wahr, Herr Pfarrer, ja nicht, daß ich mich habe ersäufen wollen", meinte er bereits halb beruhigt mit wiedererwachendem Ehrgefühl. Schließlich gab ich ihm aus der uns zur Verfügung stehenden Kasse noch 20 Fr. zur unmittelbaren Sendung an seinen alten bedrängten Vater, und so zog er wieder ganz gefaßt und das Beste versprechend ab, um mir am folgenden Tag freiwillig den Postschein der Heimsendung vorzuweisen, „daß Sie nicht meinen, ich habe das Geld versoffen". Denn verlangt hatte ich diesen Ausweis absichtlich nicht, um die eben gesunden wollende Seele nicht durch Mißtrauen zu drücken.

Bei seinem Oberst aber, dem ich sofort Bericht abstattete, sprach ich den lebhaften Dank aus für die gnädige Behandlung, welche er einem offenbar vorübergehend Unzurechnungsfähigen habe zu Teil werden lassen, statt nach dem starren Buchstaben des Gesetzes zu verfahren. Auch versprach ich, den Mann fortan fest im Auge behalten und so gewissermaßen für ihn bürgen zu wollen. Daher sah ich besonders um die Weihnachtszeit öfters nach ihm, weil hier eine Wiederkehr des Heimwehs und Sorgendrucks am ehesten zu befürchten stand, durfte jedoch zu meiner großen Freude von dem Manne wiederholt hören, daß er jetzt wieder ganz gerne lebe und auch keine Angst mehr habe. Im stillen Herzen aber dachte ich damals und später bei der Erinnerung an diesen eigentümlichen Fall, wie

an die früheren Selbstmorde im gleichen Regiment, daß meine bei letzteren bewiesene Haltung mit ihrem sachgemäßen Wechsel von Ernst und demonstrativer Milde nun doch auch noch nachträglich ihr Gutes gehabt. Denn neben anderen Gründen dürfte wohl eben sie die rettende Zuweisung jenes verzweifelnden Menschen an mich als in der Sache Erprobten anstatt der Stellung desselben vor ein Kriegsgericht veranlaßt haben. Und damit war dem Krieg wenigstens Ein vermeidliches Opfer entrissen worden.

Wenn so in den letzten Wochen der eigentliche Kampf mehr nur aus der Ferne sich für uns spürbar gemacht hatte, hieß es jetzt allmählich gleich dem Anruf der Schildwachen: Näher heran! Das zeigte sich zunächst in den ganz unerhörten Verschiebungen von Quartier zu Quartier, welche nunmehr begannen, sowie in der stärksten Häufung der Alarmierungen.

Ging es doch für uns und entsprechend für die andern Abteilungen am 8. November von La Queue nach Grandval, am 9. nach Boissy St. Leger, am 10. wieder zurück nach Grandval, am 12. nach La Queue, am 17. endlich definitiv wieder und für etwas längere Zeit nach Boissy, lauter Orte im Südosten von Paris zwischen dem Marnebogen und der Seine. Die sehr triftige Ursache aber für dies ermüdende und höchst unerquickliche Hin und Her lag in dem Abzug der Mecklenburger auf unserem linken Flügel, welche gegen Orleans den Bayern zur Hilfe entsandt worden waren. In ihre Lücke mußten wir unter Dünnerziehung des Belagerungsrings einstweilen eintreten, bis Fransecky's Pommern ganz zur Stelle waren und wieder etwas mehr Seßhaftigkeit Platz greifen konnte.

Ein niedliches Zigeunerleben mit gleichzeitigem Beginn des Vorwinters! Man kann sich denken oder wer nicht mit dabei war, auch nicht denken, wie es da für den Mann und den Dienst, weltlich und geistlich zuging und wie alles weit stärker als auf den früheren Märschen aus der Ordnung und annähernden Regelmäßigkeit kam.

Thunlichst mit Sack und Pack noch weit mehr als früher pilgerte man hin und her, in der sicheren und meist völlig gegründeten Voraussicht, daß die Vorgänger es genau ebenso

gemacht und uns für das naßkalte und bereits schneedrohende Novemberwetter nur leere Räume hinterlassen haben. Als wären wir die Kinder Israels in der Wüste, sah man da auf die Wagen oder auch Pferde die nötigsten Bettstücke und dergleichen aufgepackt, daß es zum Lachen oder auch Erbarmen war.

Auf diesen geradezu oft abenteuerlichen Wanderschaften kam meine eigene Abteilung auch einmal in ein Schloß zu liegen, das mir aber als Greuel der Verwüstung und Musterbeispiel für das vielbesprochene Zerstören des Kriegs in unvergeßlicher Erinnerung geblieben ist. Als der Brigadeadjutant uns mit verdächtigem Lachen die bisher noch nie vorgekommene Kunde zurief, daß wir ein „Château“ zum Quartier kriegen, dachte ich gleich an des alten Virgil klassische Warnung vor den Danaergeschenken. Und wirklich, wie sah es in diesem Schloß Grandval (nahe bei Sucy-Boissy) aus, das im vorigen Jahrhundert dem bekannten deutsch-französischen Baron Holbach, Verfasser des materialistischen „Système de la nature“ gehört, und wo er mit seinen Gesinnungsgenossen wohl manches Esprit- und Witzfeuerwerk hatte sprühen lassen. O Freund Holbach, könntest du heute in dein Schloß hereinsehen, das materialistische Schwärmen für die rohe geistlose Masse würde dir vielleicht beim Anblick vergehen!

Da war gleich am Eingang die eine Thonstatue verschwunden, die andere halb zerschlagen und der Rest höhnisch mit Kleiderfetzen herausstaffiert. Drinnen im Schloß selbst fehlten meist die Scheiben, teilweise durch Granaten von Charenton eingedrückt, welche schon längere Zeit im Schloßpark einzuschlagen beliebten. Aber auch die Spiegel völlig zertrümmert, Kommode und Kästen aufgebrochen und durchwühlt, Seidenstoffe, Kleider, Weißzeug, Vorhänge, Glas, Porzellan, Bücher und Schriften fußhoch auf dem Boden verstreut, daß man drin waten mußte.

Aber gerade bei diesem greulichsten Zerstörungswerk habe ich die hohe Genugthuung, mit strengster Wahrheit sagen zu dürfen, daß wir Deutsche es nicht gethan hatten. Denn wir erfuhren auf baldige Erkundigung bei ganz zuverlässigen Franzosen selbst, daß wir die erste fremde Abteilung in dem Schlößchen waren und daß vielmehr nach der Flüchtung der vornehmen

und reichen Besitzer das umwohnende französische Gesindel wie eine Räuberbande hereingebrochen sei, um solche Arbeit zu machen. Wie sich dasselbe aufs Zerstören verstehe, weß Geistes Kind es in Paris und Umgebung überhaupt sei, das hat es ja allerdings sehr bald in den Leistungen der Kommune bewiesen! Es ist nicht zu zweifeln, daß sich die Sache auch noch in manchen anderen Fällen ziemlich ebenso verhielt, wie hier in Grandval.

Damit soll natürlich keinen Augenblick geleugnet werden, daß im allgemeinen und großen Durchschnitt dennoch die Zerstörung, Ruinierung und Ausräumung namentlich in den Vorstädten und Dörfern bei Paris, von welchen natürlich die meisten hierauf gehenden Klagen und Schmähungen stammen, überwiegend von uns deutschen Belagerungstruppen herrührten.

Und so wären wir also wirklich die teutonischen Barbaren gewesen, welche gleich einer wilden Horde in dem schönen Frankreich hausten und wenigstens in diesen Stücken aller Bildung oder Gesittung Hohn sprachen? Die Mannszucht von seiten des Kommandos, die sittlich-religiöse Arbeit und Bemühung auch von uns Geistlichen wäre für nichts gewesen oder hätte in leeren wirkungslosen Worten bestanden? In der That, für alle Beteiligten und schließlich für die deutsche Nation als solche ein schmutziger Flecken, den auch die glänzendsten Siege nicht zudecken würden — falls er nämlich irgend in dieser Form vor der Wahrheit stand hielte!

Halten wir uns nach beiden Seiten nüchtern und unbestechlich an die letztere, so ist ohne weiteres zuzugeben, daß von den deutschen Truppen auch mutwillig und vermeidbar zerstört worden ist. An den prächtigen Kaminspiegeln z. B., welche als üblicher Hauptschmuck der Zimmer den französischen Volkscharakter bezeichnen, glaubte ich dann und wann die Spur eines absichtlich zerstoßenden Bajonetts oder des zerschlagenden Gewehrkolbens bemerken zu müssen. An ihnen hatte sich wohl zuweilen der Grimm, welcher bekanntlich sogar „Wände hinausschlagen" möchte, schmetternd wie es der Zorn bedarf ausgelassen. An ihnen hatte sich die Erbitterung des Soldaten gerächt, der sich in endlos langem, überbeschwerlichen Winter-

feldzug vom eigenen bescheidenen, aber heimischen Herde ferngehalten und einem Feinde gegenübergestellt sah, welcher selbst vielfach weit reicher und glänzender als wir eingerichtet, doch noch stets auf neue Eroberung hatte ausgehen wollen. Am Ende war auch mancher klirrend zerschlagene Spiegel, manches zertrümmerte Fenster oder Schmuckstück als ein Totenopfer anzusehen, welches die natürwüchsig unmittelbare Gefühlsaufwallung einem eben gefallenen lieben Kameraden an des Feindes stolzer Habe darbringen zu müssen geglaubt hatte. Denn was gilt jedenfalls dem auflodernden Zorn zumal des minder Gebildeten jene völkerrechtliche Unterscheidung von feindlichem Heer und Bürgertum!

In engem Zusammenhang damit kam es jedenfalls während der Pariser Belagerung wie an ähnlichen Plätzen ohne allen Zweifel öfters vor, daß in den von den Bewohnern verlassenen Quartieren etwas eingesteckt wurde, was in keiner Weise mehr unter den Begriff der zulässigen und berechtigten Requisition gehörte, sondern dessen Mitnahme nur als Diebstahl zu bezeichnen war. Sogar in dem vielbeschrieenen Punkte der Pendülen sah ich es einmal selbst mit an, wie ein fremder und mir daher völlig unzugänglicher Militärangehöriger ein Uhrwerk ausbrach, um wenigstens das zierliche Gehäuse in der Satteltasche verschwinden zu lassen. Und ähnlich erging es namentlich auch manchen vorgefundenen Bildern. Denn alles konnte auch das Kommando nicht verhindern, obwohl es sogar in dieser Zeit rühmlich bei uns darauf bedacht war, Zucht und Ordnung zu wahren, z. B. den Soldaten und Offizieren die Sendungen nach Haus einigermaßen zu überwachen. Daher erschien eines Tags ein mir bekannter Soldat und bat mich, von mir aus an seine Braut den Seidenstoff laufen zu lassen, welchen er für sie gekauft habe. Letzteres war nun natürlich höchst unwahrscheinlich; denn wo sollte der Mann Gelegenheit dazu gehabt haben? Vielmehr hatte er die Seide eben sicherlich „gefunden“, weshalb ich auch das Ansinnen ablehnte, seine Heimsendung durch die unverdächtige geistliche Flagge zu decken.

Mit alledem ist jedoch erst der kleinste Teil des „Zerstörens“ und „Ausraubens“ oder Ausleerens erklärt, wie es sich am Schlusse der Pariser Belagerungszeit als trauriges Ge-

samtergebnis herausstellte und allerdings einen schneidenden Gegensatz zwischen dem Vorher und Nachher darbot.

Schon mehrmals im Verlauf habe ich auf die hohe Schönheit der Pariser Umgebung hingewiesen. Wie viele alte und neue Schlößchen meist im zierlichen Renaissancestil liegen im Kreise umher, wie viele Landhäuser zum Sommeraufenthalt über die heiße Zeit, im steten Anblick der geliebten Hauptstadt und jederzeit so leicht mit ihr zu vertauschen! Wie freundlich nehmen sich die Häuser aus, welche vielfach ein wenig von der Straße hineingerückt in einem hübschen geschlossenen Hof oder Vorgarten stehen, nur zugänglich auf schmalen geschlängelten Fußwegen! Auch viele förmliche Gärtnereien sind damit verbunden, reichen Gewinn bringend durch die Nähe des vielverzehrenden Paris, schwunghaft eingerichtet mit Gewächshäusern, Frühbeeten und einer Masse von Glasglocken zum Schutz der zärteren Pflanzen.

Ich glaube es herzlich gerne: wenn die geflohenen Bewohner nach einem Halbjahr zu ihrem früheren Besitz zurückgekehrt sind, den sie in französischer Sauberkeit und Zierlichkeit verlassen, so muß ihnen das Herz geblutet haben und sie mochten mit begreiflich bitterem Groll auf die Trümmer und Ueberbleibsel starren, welche im schreienden Widerspruch zum früheren Stand nun plötzlich vor ihren entsetzten Blicken lagen, auch wo keine Beschießung durch eigene oder fremde Kanonen und daran sich knüpfende Brände ein Trümmerfeld geschaffen.

Ging es doch zuweilen uns selbst nicht viel anders, wenn wir vor Paris nach Monaten wieder einmal in einen Ort der schönen Herbstquartiere kamen. Im traurigen Wintergewand, in dem allmählich fast unausrottbar angesammelten Schmutz und faulen Stroh, in der jetzigen Leere und Nacktheit erkannten wir die alte liebgewesene Stätte wie z. B. unser prächtiges Chennevières kaum mehr. Und doch waren die Quartiernachfolger durchschnittlich völlig dieselben Leute, wie ihre Vorgänger, und sowenig zuchtlose Barbaren, als diese.

Denn in der That, von dem unverhältnismäßig größten Teil dieser Geschichten läßt sich wirklich nur mit dem sonstigen Lieblings- und Schlußtrost der Franzosen selber sagen: C'est la guerre, so ist's mit dem Krieg. Wer seine thatsächlichen

Verhältnisse aus eigenem Erleben kennt und seine vielfach eben naturnotwendigen Vorgänge mit durchgemacht hat, der wird vieles, wo nicht das meiste von den angeblichen deutschen Unthaten zurechtzulegen wissen.

Man versetze sich doch einen Augenblick recht lebendig in die Umstände hinein; man bedenke jene ungewöhnlich schöne Umgebung von Paris! War sie nicht im Interesse der immerhin sonst wünschenswerten Schonung des feindlichen Besitzes so ziemlich das Ungeeignetste, was sich denken ließ, um dem großen zur Einschließung erforderlichen Heere während eines langen schweren Winters Quartier und Unterkunft für Menschen und Pferde, diese treugepflegten Begleiter, zu geben? Hier wäre im befreundetsten Land und auf eigenem Boden gleichfalls mehr als genug zu Schanden gegangen. Die französischen Einwohner aber waren mit oder ohne Grund zum größten Teil fort, hineingeflohen in das schützende Paris. Und doch hätte ihre Anwesenheit ganz natur- und gesetzesgemäß jedem, auch dem Ungebildetsten viel Zurückhaltung und Schonung auferlegt; sie hätten für dieses und jenes Bedürfnis die richtige Bezugsquelle angeben oder schaffen können und hätten bei etwaigem Quartierwechsel oder zeitweisem Leerstehen für die nötige Säuberung sorgen mögen, ohne welche schließlich alles rettungslos verkommt.

In solcher Lage war neben etwaigem mutwilligem Zerstören und verwerflichem Stehlen zur weit überwiegenden Hauptsache, nämlich zu einem sehr entschuldbaren Wegnehmen und namentlich zum völlig unvermeidbaren Zugrunderichten mehr als genug Anlaß, wo nicht zwingende Nötigung vorhanden.

Von den Speise- und Trankfindungen rede ich gar nicht mehr; sie gehören ohnehin in ein ganz anderes Kapitel. Auch den amtlich mit Recht erlaubten Ersatz der abgenützten eigenen Ausstattung aus den gefundenen Ueberbleibseln in den verlassenen Orten habe ich ebendaselbst schon erwähnt. Aber wo lief denn nun da die scharfe Grenzlinie? Was war wirklich nötig, was in allerlei noch bevorstehenden schwierigen Lagen jedenfalls wünschenswert? Sollte schon halb Zerstörtes und bei berechtigtem Suchen z. B. nach Speise und Trank Mitaufgestöbertes liegen bleiben, bis es der Nächste vollends ganz zer-

störte oder seinerseits mitnahm? denn dem rechten Besitzer blieb es doch nicht aufbewahrt. Was war endlich harmloses Andenken ohne irgend welchen Geldwert, in Engländerweise mitgenommen zur Erinnerung an eine besonders denkwürdige Stätte oder ein durch langes Wohnen liebgewordenes Quartier? Wo fing dagegen die verwerfliche und gemeine Bereicherung an? Diese Frage konnte sich offenbar nur noch eine tiefere Bildung und gewissenhaft peinliche Vorsicht beantworten, nachdem offen gestanden schon durch das amtliche und kriegsrechtlich erlaubte Requisitionswesen der Eigentumsbegriff im Allgemeinbewußtsein schwankend geworden war.

Endlich ist ja auch noch das schon mehrfach erwähnte, völlig berechtigte und unvermeidliche Verschleppen von Haus zu Haus oder sogar von Ort zu Ort in Anschlag zu bringen, wodurch jedenfalls die ursprünglichen Eigentümer gleichfalls um das Ihre kamen. Daher wir schon damals und vor den Tagen der Kommune einen Bürgerkrieg der Franzosen im kleinen besonders unter den Hausfrauen voraussahen, wenn aus dem allmählich entstandenen babylonischen Gewirr jedem das Seine wieder ausgeschieden werden sollte.

Und was im Punkte des Zerstörens von allem einzelnen abgesehen rundweg die unschuldige Hauptschuld an dem traurigen Endzustand unserer Pariser Belagerungsquartiere trug, das war schließlich etwas sehr einfaches und doch tief einschneidendes, nämlich ganz kurz gesagt die Heizungsfrage und der dadurch gegebene starke Holzverbrauch, welcher nicht bloß den oft so feinen und geschmackvoll kostbaren französischen Möbeln, sondern auch den sonstigen Geräten, Nebenhäusern, Schuppen und Parken allerdings zum Teil bös mitgespielt hat.

Denn während diesseits der Vogesen der allmählich wieder beginnende kleine Ofen bereits eine deutsche Spur ist, herrscht im eigentlichen Frankreich der Kamin, sehr hübsch mit seiner Konsole und dem Spiegel darüber als Zimmerschmuck und Platz für leichte Plauderei, aber wenig praktisch und durchschlagend für einen kalten Wintertag, wie es deren 1870/71 bekanntlich mehr als einen gab, wenig geeignet in den zwar gefällig, aber oft ziemlich ungediegen gebauten französischen Häusern mit ihren hohen Fenstern und Thüren. Auch waren

die Kamine wenigstens bei mangelnder Fürsorge für ihre Reinigung und unter unsern ungeübten Händen von bedenklicher Feuergefährlichkeit und haben namentlich manchen schönen Parketboden in ihrer Umgebung übel zugerichtet. Man nahm daher diese Brände allmählich als etwas kaum Vermeidliches ziemlich leicht, zumal auch die Franzosen auf ihrem Gebiet in der gleichen Hinsicht kurzen Prozeß machten. So brannten sie z. B. auf der Halbinsel La Varenne gegenüber von Chennevières uns ab und zu ein Haus vor der Nase ab, wenn es ihnen militärisch ungeschickt oder sonst im geringsten lästig war; vielleicht sollten es auch nur Späße der Mobilgarden sein, gleichwie ihr kindisches Feuern auf uns.

Bei diesen Kaminen nun fiel es natürlich zunächst niemand ein, falls ein gehörig ausgestatteter Holzstall da war, sich anderswohin zu wenden. Wenn aber nicht, wenn alle darnach Ausgesandten leer zurückkamen? Hausbewohner waren keine da, um etwa bei ihnen nachzufragen; selbst aber war man müde, hungrig, durstig und durchfroren angekommen, beispielsweise nach stundenlanger Alarmstellung auf hartgefrorenem Ackerfeld. Da helfe, was helfen mag! So ging es unter anderem ganz genau uns, als wir am Spätabend zu Grandval einrückten. Aus dem Wust der umherliegenden Trümmer war allerdings bald soviel altes zerbrochenes Holz und Papier zusammengefunden, daß es wenigstens für den ersten Abend zu einem ordentlichen Feuer reichte. Wie aber am folgenden Tag, wie, wenn andre in ähnlicher Lage später nachkamen? Von den zuerst aufgebrauchten Holztrümmern zu den vereinzelt noch vorhandenen und unzerstörten, zuerst kleineren, dann größeren Möbeln war dann nur noch ein Schritt, den die bittere Not sich natürlich nicht zu machen scheute. Und das war in der That noch lange kein unsittlicher Vandalismus, wenn man nicht gerade aus zarter Schonung für das doch nicht mehr zu rettende Eigentum der Franzosen erfrieren oder wenigstens krank werden wollte. Denn zum Tod oder zur Krankheit bot sich ohnehin schon genug unvermeidliche Gelegenheit. So drückte in seelisch sehr begreiflicher Weise die verhältnismäßige Wertlosigkeit des eigenen Lebens und Wohlseins vollends das tote Gut des Gegners im Preise weit herunter.

Als es tiefer in den Winter hineinging und die an manchen Orten immerhin vorhandenen Brennholzvorräte sich erschöpften, nicht aber die Kälte, da wurde wohl gar viel Holz gemacht, also den ganzen Tag gesägt und gespalten, indem das Kommando gegen unnötiges Zerstören mit Recht fortwährend streng war. Unseren Bedienten z. B. bekam diese kräftige Bewegung sehr gut und hielt sie von manchem anderen ab, das besser unterblieb. Allein mit grünem rauchendem Holz etwa aus den Parken brachte man kein Feuer in Gang und Stand, am wenigsten der Soldat, welcher in seiner Kochzeit oft so knapp bemessen war. Darum ist bei dem Massenbedürfnis allmählich freilich allerlei ins Feuer gewandert, dem das nicht an der Wiege gesungen war und dessen verdächtiger Lackgeruch noch aus dem Kamin heraus an seine bessere Vergangenheit erinnerte: schon vorher beschädigte Möbel, z. B. Kommoden, bei welchen es zuerst an die Schubladen gegangen war und dann an den Hauptkörper, oder namentlich Zwillingsstücke, von denen das eine fehlte, ferner überflüssige Läden, Schranken und Zäune, Räder zertrümmerter Karren, selbst Dachsparren und Balken leerstehender Nebenhäuser. In unserem Dezember-Januarquartier zu Champs war ein solches schuppenartiges Hinterhaus im Laufe der Wochen eben einfach nach und nach verschwunden, soweit es brennbar war.

In dieser Weise mag es sogar manchem Prachtmöbel gegangen sein, nachdem es zuerst vielleicht in gleichfalls harmloser Weise seinen Schaden weg hatte. Nicht sehr selten fand sich, unter anderm zu Chennevières in unserem Gartensalon, das französische Lieblingsstück, das Billard. Zunächst spielen die Soldaten unschuldig und ordentlich darauf, und wer konnte oder wollte ihnen das wehren? Allein bald stößt diese oder jene plumpere und schwerere Neulingshand ein Loch hinein, das sich bald zum klaffenden Riß erweitert und Nachfolger bekommt. Jetzt ist das zerfetzte Tuch doch unbrauchbar, wie jeder weiß, und dient zu guter Letzt dazu, den auf saubere Haltung bedachten Jägern neue grüne Streifen an ihre verblaßte Uniformen zu liefern, was bei einem heilen Billard keinem eingefallen wäre.

Das spätere Schicksal des geschilderten Möbels konnte ich

nicht mehr verfolgen, möchte aber nicht dafür stehen, ob nicht im Laufe des harten Winters die Hand der Not auch an seinen Holzkörper gegriffen hat; und ähnlich ist es vielleicht einem dabei stehenden Klavier trotz des darauf geklebten Zettels mit dem Ersuchen um Schonung gegangen, besonders wenn etwa in den Schlachttagen eine einschlagende französische Granate die nötige Vorarbeit gethan hat.

Eben in Grandval habe ich selbst bei der zweiten Anwesenheit ein recht bezeichnendes Beispiel dafür erlebt, wie namentlich im Zusammenhang mit der Heizungsnotwendigkeit ohne eine Spur von bösem Willen übler Schaden angerichtet werden konnte. Mein „Bett“, das mir zwei Tage zuvor bei dem ersten Aufenthalt die findigen Bedienten recht ordentlich zurechtgemacht und das ich beim neuen Einrücken unerwarteter Weise noch antraf, hatte ich einem kranken Fähnrich, zugleich Sohn eines meiner Obersten, in Menschlichkeit und Klugheit überlassen. So sah ich mich mit einem befreundeten Soldaten, der im Frieden ehrsamer Gymnasiallehrer in Sachsen war, zum Nachtlager auf dürftigem Stroh und in einem Zimmer mit meist fehlenden Fensterscheiben angewiesen, wo es auf einer Seite beim Schmelzen des erstgefallenen Schnees recht hübsch von der Decke tropfte. Da blieb keine Wahl, als der liebenswürdigen Granatennachbarschaft von Charenton wegen die Läden zu schließen, daß man die Helle nicht sah, dann aber ein tüchtiges Feuer für die Nacht anzumachen. Allein das tannene Holz aus den Möbeltrümmern des Schlosses spritzte bald dergestalt einen knisternden Funkenregen gegen unser Strohlager, daß wir uns schon vor die Wahl gestellt glaubten, zu verbrennen oder jämmerlich zu frieren, bis unser Blick auf das einzige Möbel des Zimmers fiel, einen Tisch mit gedrehtem Fuß und runder Schiefer- oder vielleicht auch Marmorplatte. Ihn stülpten wir daher als Notofenschirm gegen das gar zu mitteilsame Feuer um. Am andern Morgen war er leider mitten durchgesprungen. Wohl hatten wir im Halbschlaf den Knall gehört, waren aber nicht so weit klar geworden, um zu erkennen, ob derselbe von einer benachbart einschlagenden Granate oder sonst woher rühre. Und jedenfalls hatten wir teutonischen Barbaren an diesen tragischen Ausgang ebensowenig gedacht,

als ihn gar vollends beabsichtigt, sondern verzogen uns stillschweigend von der Stätte des Verbrechens.

Immerhin diente die nächtliche Gedankenverbindung von Knall und Granate am Morgen dazu, uns einige Erholung des Gemüts unter den peinlichen Eindrücken von Grandval zu verschaffen. Als wir nämlich im Park herumstrichen, um nach niedergegangenen und geplatzten Geschossen zu suchen, fanden wir außer ihnen noch etwas viel Heitereres. Es war ein ziemlich großer Kinderballon mit einem Pariser Briefpacket, welcher hier den Absendern zunächst nicht ganz erwünscht, weil zu früh, gefallen war. Aber vor uns gab es kein Briefgeheimnis, daher wir das Päckchen mit seinen etwa 20 bis 30 Briefen auf dünnstem Papier öffneten und dieselben eifrig studierten. Meist waren es für uns bedeutungslose Privatmitteilungen über Leben und Wohlsein des in Paris eingeschlossenen Schreibers. Nur einer blieb mir durch seinen bezeichnenden Witz in Erinnerung. Da wurde denen draußen vermeldet, man habe von den Forts aus gesehen, daß „par un obus français a été tué un officier prussien de marque; plût à Dieu, que ce fût Mr. de Bismarck; durch eine französische Granate sei ein höherer, markierter, preußischer Offizier gefallen; wollte Gott, es wäre Herr von Bismarck gewesen".

Schon um dieses vergeblichen frommen Wunsches in ordentlicher Witzform willen, aber auch aus sonstigem Anstand machten wir die harmlosen Briefe, nachdem sie gelesen waren, wieder zusammen und übersandten sie an die Post in Genf als neutrale Vermittlungsstelle für die französische Weiterbeförderung. Denn zu was sollte man den Angehörigen der Belagerten solche Lebenszeichen vorenthalten?

Wenn ich mich nicht irre, so erwischten wir im gleichen Briefpacket oder vielleicht auch in dem Innern von Grandval, aber jedenfalls am selbigen Tag noch ein anderes überaus heiteres Blatt, das vor allem dem zweiten unter den großen Paladinen König Wilhelms galt. Es war eine Nummer des Univers, wie ich mich noch ganz genau entsinne, und in dieser stand ein wutschnaubender Leitartikel, welcher die Damenwelt von Paris und Umgebung hoch und teuer beschwor, sich an Frau Judith im Alten Testament ein lehrreiches Beispiel zu

nehmen und das heilige Frankreich von dem feindlichen Feldobersten zu befreien. Da mußten wir nun allerdings herzlichst lachen, wenn wir uns unsern Moltke dachten, gleich trefflich als Mensch und Feldherr, und hier lasen, wie ihm Rolle und Schicksal des schwarzbärtigen Holofernes, weiland grimmen Feldhauptmanns der Assyrer in listigem Blutdurst zugedacht war.

Von ganz anderer Art war ein seltsames Erlebnis, das wir vier Tischgenossen vom Sanitätszug eben in diesen Tagen hatten und welches lose Zungen zuerst wenigstens in einige entfernte Verwandtschaft mit derartigen französischen Damenausflügen bringen wollten. In Wahrheit jedoch erwies es sich rasch als ein geradezu tragisches Beispiel, wie furchtbar unter Umständen der Krieg in das Leben und Ergehen der Familie einschneiden kann. Es war am 16. November, dem letzten Abend unseres Aufenthalts in La Queue; wir hatten bereits unser bescheidenes Abendessen verzehrt und saßen spät noch plaudernd bei einer Zigarre zusammen. Da wird unser Arzt hinausgerufen und kommt nach einiger Zeit kopfschüttelnd zu uns mit der Meldung zurück, drunten vor unserem Quartier an der Hauptstraße stehe eine französische Frau und bitte um Aufnahme. Ob wir sie annehmen wollen oder nicht? Was war da im Zweifelsfall anders zu machen, als ja zu sagen! So erschien sie denn, eine junge elegant gekleidete Dame, aber zitternd vor Nässe und Frost, müde und hungrig, also daß sogar unsere schrecklichen Hammelfleischklöße, die wir noch übrig hatten, alsbald willkommene Aufnahme fanden. Doch konnte ich glücklicherweise die Ehre der deutschen Nation vor der Angehörigen eines so hervorragend kochverständigen Volks durch einiges heimische Backwerk notdürftig wahren, das ich ihr als Nachtisch anbot. Während sie sich so allmählich erholte und stärkte, erfuhren der Arzt und ich als Führer der Unterhaltung, wer sie denn eigentlich sei, woher sie komme und was sie wolle. Sie stellte sich als Frau eines französischen Majors vor, der in Dresden verwundet und gefangen liege und von dessen Besuch sie herkomme. Ihre Kinder seien nach Brüssel geflüchtet, ihre Mutter in Paris eingeschlossen, ihr Vater in dem benachbarten Boissy St. Leger wohnhaft; daher sie uns bitte, ob wir sie nicht noch in dieser Nacht dorthin bringen lassen könnten.

Offen rühmte sie, daß in schmerzlichem Unterschied von der Zudringlichkeit französischer Offiziere um Metz sie bei den deutschen Etappenkommando's auf dieser für eine Frau bitterbösen Reise allezeit ein tadelloses und würdiges Entgegenkommen gefunden habe, weshalb sie ohne Theaterpathos in ruhiger Bestimmtheit schloß: „Les Français haïssent les Allemands, mais moi non; die Franzosen hassen die Deutschen, aber ich nicht."

War dies nun alles Wahrheit oder Dichtung? Wer konnte es wissen! Abenteuerlich genug nahm es sich jedenfalls im ersten Anhören aus, obwohl bei näherem Nachdenken doch auch wieder viel, wo nicht mehr für die wesentliche Richtigkeit der gemachten Angaben sprach. Unter allen Umständen aber wollten gerade wir nicht hinter den rühmlich erwähnten deutschen Etappenkommando's zurückbleiben, nachdem uns ungesucht diese Rolle und damit für den Fall der Wahrheit die Aufgabe zugefallen war, einer wahrhaftig bedauernswürdigen und zugleich achtungswert opfermutigen Frau vollends am schwierigsten Schlußteil ihrer Irrfahrt durch die deutsche Belagerungsarmee zu ihrem Vater durchzuhelfen. Also mußte der Bediente des Kaplans anspannen und die Französin an den gewünschten Ort bringen, der ihm und uns vom ersten kurzen Aufenthalt her einigermaßen bekannt war und wo er sie denn auch gegen Mitternacht glücklich bei ihren Angehörigen ablieferte. Es versteht sich, daß wir dem verständigen Burschen eindringlich eingeschärft hatten, wie wir mit unserer eigenen Ehre für die Dame einzustehen haben.

Ein erster erfreulicher Beweis, daß wir mit unserem Glauben und Vertrauenschenken doch nicht fehl gegangen, war schon andern Morgens die Meldung des Bedienten, daß sich die Angaben der Frau mit ihrer Wohnung in Boissy, ebenso mit ihrem Vater als richtig erwiesen und daß ihn letzterer mit einem reichlichen Trinkgeld entlassen habe. Aber wir durften den Sachverhalt sogar alsbald selbst sehen und hören, wie wir andern Vormittags im selbigen Boissy einrückten. Denn da begegneten wir beim Umhergehen auf der Straße vor der Quartierherrichtung eben unserer Französin mit ihrem Vater, der allerdings in seiner modischen Kleidung mit einem Brotlaib unter dem Arm sehr komisch, jedoch ganz den Verhältnissen

entsprechend aussah. Beide statteten uns den wärmsten Dank für die gestrige Hilfe ab. Und so verstummten sehr bald auch die Witze in der Brigade, wo natürlich ein solches Abenteuer gar rasch herumgekommen war, und die zuerst bespöttelte gutmütige Leichtgläubigkeit und naive Harmlosigkeit der „Zivilisten", namentlich aber der „Pfarrer" erhielt ihre volle Genugthuung, da sich bei längerem Verbleib an jenem Ort die Wahrheit der Aussagen jener Majorsfrau zu ihrer und unserer Ehre zweifellos herausstellte.

Verglichen mit solchen Schicksalen einer einsamen und verlassenen Frau in der Fremde mußte uns das eigene dermalige Zigeunerleben fast wie eine Vergnügungsreise erscheinen, so sauer es uns sonst wurde und so viele Schwierigkeiten es namentlich auch für jede Art und Form unseres Dienstes zur unvermeidlichen Folge hatte. Was machte mir da doch die Unterbringung und Beförderung schon der verschiedenen, allmählich ansehnlich angewachsenen Lesesachen und Schriften für Not! Wenn alle Augenblicke wieder ein unerwarteter Aufbruch oder auch nur einer der vielen Alarme kam, so strömten die Leute von allen Seiten herbei und brachten das Entliehene zurück, daß ich es einpacke und mitnehme. Denn für ein andermal wußte ich wohl, wie angelegt und willkommen es wieder sein werde, sobald eine halbwegs ruhigere Zeit gekommen. Einen eigenen Wagen hatte ich nicht und war daher auf den guten Willen der Unteroffiziere beim Sanitätszug angewiesen, welcher freilich bei schlechtem Wetter und sonstigen vielfachen Widrigkeiten der wenig beneidenswerten Abteilung nicht immer so ganz Stand halten wollte. Von denselben Leuten, welche ruhig liegend herzlich froh an etwas zum Lesen von mir waren, konnte ich nicht bloß einmal hören: „Wir müssen auch noch dem Pfarrer da seine ganze Bibliothek nachschleppen." Und doch war nicht ein einziges Buch für mich darunter, wozu ich schon gar keine Zeit gehabt hätte, sondern lauter Sachen für die Mannschaft der verschiedenen Grade. Vielleicht unnötig spät erwirkte ich mir daher nach einiger Zeit beim stellvertretenden Brigadekommando den ausdrücklichen Befehl, daß der Sanitätszug diese Lesesachen von mir unweigerlich zu befördern habe, sobald er nicht von Kranken und Verwundeten besetzt sei, was

ja meistens auf den Märschen nicht der Fall war. Von da an hatte ich wenigstens in diesem Punkte Ruhe.

Einigemal kam es auch vor, daß die Schriften in einer offenen Kiste bei sorgloser Verladung naß oder beschneit wurden und ich sie sofort nach Ankunft nur rasch zu trocknen hatte. Oder hatte ich öfters den Vorrat für richtige Verteilung an die einzelnen zerstreuten Glieder der Brigade bereits schön und weise sortiert, da warf der plötzliche Abmarsch alles wieder zusammen und durcheinander.

Noch mit größeren Schwierigkeiten durch Wandern, Wetter und die mit Recht sich steigernden Schanzarbeiten hatte der eigentlich geistliche Dienst zu kämpfen. Als sehr charakteristisches Zeit- und Stimmungsbild jener ganz absonderlichen Tage will ich aber doch eine Rede kurz erwähnen, die ich Mitte November zu La Queue und Pontault hielt und welche man im Feldzug vielleicht nicht erwartet. Während wir vor des Feindes Hauptstadt fast kampflos, ob auch in einer seltsamen Art von Frieden lebten, bis die letzte Entscheidung fallen konnte, bereitete sich ja in unserer engern Heimat eine andere freilich unblutige Art von Kampf vor, ich meine den Kampf um die Frage, wer auf eine Reihe von Jahren, wer namentlich in den nächsten entscheidenden und grundwichtigen Wochen mit seiner Stimme uns zu Haus vertreten, wer in unser aller Namen abgeordnet werden sollte zur Beratung unserer Landes-, unserer Vaterlandsfragen. Zwar wollten und durften wir hoffen, daß der große Gang der Zeit ein Großes und Neues auch zu Haus gewirkt, daß die Begeisterung, welche als mächtiger Widerhall dem Donner der siegreichen deutschen Schlachten gefolgt war, nicht verlodernd zusammensinke als eitles Strohfeuer. Wir durften erwarten, daß die, welche ruhig zu Haus geblieben, nicht in starrem Eigensinn und hartnäckiger Verblendung verderben werden, was wir alle, die wir Leben und Gesundheit eingesetzt, schon jetzt für unser gemeinsames deutsches Vaterland errungen.

Nach diesen einleitenden Worten erlaubte ich mir, in sachgemäßer Auswahl die lebensvoll anschauliche Stelle 1 Kor. 12, 4—27 zu Grund zu legen, welche in geistlicher Wendung so ziemlich die Gedanken des weltlichen Gleichnisses bei dem

alten Menenius Agrippa enthält, als derselbe im Streit der Patrizier und Plebejer letzteren warnend von dem Streit der Glieder mit dem Innern des Leibs sprach. Ich wies darauf hin, wie unser gegenwärtiges deutsches Heer als wohlgefugter Körper mit vielen und vielerlei, aber einheitlich unter einem Haupt zusammenwirkenden Gliedmassen sein Großes eben durch solche willig vernünftige Einheit erreicht habe und noch erreichen werde. Die Deutschen der vorigen Jahrhunderte dagegen waren nicht minder tapfer, und doch erzielten sie so selten etwas und so wenig bleibendes. Denn da hieß es ja leider meist, wie in unserem Bibeltext: „Das Auge sprach zu der Hand: Ich bedarf dein nicht, und wiederum das Haupt zu den Füßen: Ich brauche euch nicht.“ Im jetzigen deutschen Heer hatte sich die schärfere und kältere Thatkraft des Nordens wirkungsvoll verschwistert mit dem wärmeren und weicheren Gemüt des Südens. Wie herrlich, wenn das Blut der gemeinsam gefallenen deutschen Heldensöhne nicht um Rache zum Himmel schreien mußte wider die, so das Werk nachträglich verderben würden, und wenn es geflossen war als deutsches Bundesopferblut. Darum sprach ich als schließlichen Wunsch aus, daß das Vorbild von der Einheit des deutschen Volksheeres im guten Sinn des Worts auch unserem ganzen Volk und Vaterland zu Haus zur Mahnung und zum Heile sein möge. Alsdann würde unser Deutschland aus dieser blutigen Saat auferstehen als ein neuer schönerer Leib und dann erst im stande sein, auch den andern Nationen als geachtetes und geehrtes Völkerfamilienglied sich anzuschließen und als das Herz Europas in der Mitte aufzunehmen, was im Ganzen sich gutes und schönes findet, um es verjüngt und erneut wieder auszuströmen in alle Lande. —

Ich glaube kaum, daß ich mit dieser bewußt absichtlichen Wahlrede, wie ich sie ruhig nennen will, in den bewegten Tagen einer Neuwahl unserer württembergischen Abgeordnetenkammer die Grenzen meiner feldgeistlichen Berechtigung überschritten habe, wenn mir gleich ein Angehöriger einer unserer schwäbischen Hauptdemokratenfamilien alsbald darob einen Vorhalt machte. Aber wenn es nach *diesen* Leuten gegangen wäre, würden wir ja überhaupt nicht Seite an Seite mit dem

deutschen Norden im gemeinsamen Kampf ums Vaterland gestanden sein und hätten auf die deutsche Einigung bis zum jüngsten Tage warten können. In allem Vernünftigen und Berechtigten wußte ich mich mindestens so gut wie sie demokratisch, das heißt humanvolkstümlich gesinnt, im Nationalen aber hieß es bei mir rundweg damals und für immer: Ihr habt einen andern Geist! Und darum möchte ich bei vielen scheinbar gleich aussehenden Anschauungen dieser meiner Schrift mit jener Richtung nicht verwechselt werden, da ich jedenfalls nur einer bisher noch nicht als Partei vorhandenen Nationaldemokratie einigermaßen zuneigen würde.

So nahm ich denn auch nicht den geringsten Anstand, gleichzeitig mit obiger Rede in mehreren Leitartikeln unserer deutschgesinnten schwäbischen Blätter dieser Gesinnung als Bürger kräftigen Ausdruck zu geben, von welcher ich als Soldatenpfarrer wußte, daß auch die überwiegende Mehrzahl der Truppen sie teile und in Briefen nach Haus ausspreche.

Reiner geistlich war allerdings die Feier, welche mir wenigstens zu Valenton auf unserem äußersten linken Flügel am 27. November zu halten vergönnt wurde. Fiel doch auf diesen Tag der erste Advent und der Beginn des neuen Kirchenjahrs, mit welchem sich die Reihe der altvertrauten christlichen Hauptfeste eröffnet. Freilich mochte man billig fragen, was deren freundliche Reihe uns hier im Felde solle, wo uns ja unter den Wirren des Kriegs und der Fremde sozusagen das Feierkleid fehlte, sie ruhig und würdig zu begehen. Darauf gaben jedoch die beiden Texte unserer heimischen Perikopenordnung willkommene und höchst treffende Antwort, wenn es in dem ersten Luk. 17, 20—25 unter anderem hieß: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden; man wird auch nicht sagen: siehe, hier oder da ist es, denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch.“ Der zweite Text, Römer 14, 17—19 fügte ebenso zeitgemäß hinzu: „Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geist.“

Sehr erfreulich und auch persönlich tief befriedigend war, daß ich denselben Adventsmittag den drei preußischen Spitälern an unserem Stationsort Boissy widmen durfte. Ich hatte die-

selben schon ein paar Tage zuvor gefunden und mit einiger Schüchternheit auf die Gefahr kühler Aufnahme als Unbekannter betreten, wurde aber in dieser Erwartung aufs angenehmste enttäuscht. Sowohl die Verwundeten und Kranken, als auch die darin arbeitenden mecklenburgischen Diakonissinnen unter einer ganz vortrefflichen Oberschwester waren hocherfreut, daß endlich auch wieder ein Geistlicher nach ihnen sehe. Ich konnte ihnen sogleich von unseren Neuen Testamenten welche geben, worauf sie nachher noch um mehr ersuchten. Auch andere Schriften für die leichter Verwundeten und Wiedergenesenden waren willkommen, und endlich zeigten sich die Hamburger und Bremenser, was sie meist waren, auch für die lang entbehrten Zigarren sehr dankbar, obwohl sie zu Haus wahrscheinlich bessere gewohnt waren.

Auf das Adventsfest selber nun vereinbarte ich mit der leitenden Diakonissin einen richtigen Gottesdienst für ihre Pfleglinge an drei verschiedenen Orten und reichte im Hauptsaal denen unter ihnen, welche es begehrt hatten, das heilige Abendmahl — eine ungewöhnlich ergreifende Feier bei den vielfach sehr schwer Verwundeten, teilweise Amputierten, an deren Bett mich die Schwester herumführte. Vorher hatte ich ihr einige kleine liturgische Bedenken und Sorgen ausreden müssen. So fragte sie mich schüchtern, ob sie nicht nach norddeutsch-lutherischer Sitte Lichter auf dem Abendmahlstischchen anzünden dürfe, indem sie mich wohl für einen streng Reformierten hielt, und ob es denn angehe, weißen Wein zur Feier zu verwenden, weil sie keinen anderen zur Verfügung habe. Unter Hinweisung auf unsere oben erwähnten Adventstexte konnte ich sie aber leicht in ihrem Sinn beruhigen und so mit ihr und ihren Genossinnen samt den Kranken des wahrhaft erhebenden Mittags mich freuen. Es war ein dienstlich schöner Lichtpunkt in diesen Wochen der beständigen Verschiebungsmärsche und der kaum weniger in Anspruch nehmenden gehäuften Alarme.

Letztere hatten nämlich schon die Einleitung unserer Zeit zu La Queue gebildet, indem hintereinander welche am 17., 18., 19. und 20. Oktober stattfanden, um dann wieder unter die Märsche hinein am 14. und 16. November und vollends ganz ernsthaft vom 29. November an sich fortzusetzen. Manchmal,

namentlich früher mögen es mehr nur Uebungsalarmierungen gewesen sein, für welche der Sammelplatz vorausbestimmt war. Doch meine ich mich zu entsinnen, daß es auch an diesen Tagen meistens in größerer oder geringerer Ferne von den französischen Forts her blitzte und krachte. Später war es jedenfalls wirklicher Ernst, bei dem jedoch wenigstens nach der Behauptung mancher Offiziere die Bayern auf unserem linken Flügel uns weniger zur Bereitschaft riefen; „denn diese machen ja ein paar Divisionen Franzosen eifersüchtig allein ab." Ein eigenes Urteil habe ich natürlich nicht darüber.

Unter allen Umständen aber waren diese Alarmierungen etwas sehr Ermüdendes und Angreifendes. Häufig ging es in aller Morgenfrühe weg, alles gepackt und gerüstet, als käme man nicht mehr zurück; zuweilen geschah letzteres schon nach ein paar Stunden wieder, öfters aber erst gegen Abend nach stundenlangem Stehen auf dem gefrorenen oder naßkalten Ackerfeld. Nur einer einzigen wirklich schönen, um nicht zu sagen poetischen Alarmstellung kann ich mich entsinnen, es war diejenige am Morgen des 24. Dezember bei Menier's sonstiger Schokoladefabrik in Noisiel, welche jetzt als Spital diente. Die Bäume waren duftig beeist, strahlend ging die Wintersonne auf und mächtig loderten in der bitteren Kälte die holzstoßartigen Feuer der Mannschaft. Da erhielt ich, was ich mir in meinem Leben nicht hätte träumen lassen, am Vortag von Weihnachten zum ersten Frühstück an der festgefrorenen französischen Marne einen silbernen Becher voll deutschen Rheinweins und zwar sogar von einem tapferen Artillerieoffizier aus dem minder weinberühmten Reutlingen kredenzt, damit die Zahl der Gegensätze voll sei. Nachher holten mich freundliche Offiziere (ehemalige Tübinger Studenten und zwar Korpsburschen, mit denen sich im Feld sogar ungewöhnlich gut auskommen ließ) auch noch zu einem wärmenden Glühwein an ihr Regimentsfeuer; denn der Geist des 24. Dezember hatte offenbar trotz allen Gegensatzes unserer Lage die Herzen weich und mitteilsam gestimmt. — Sonst dagegen waren die Alarmstellungen eine schwere Geduldsprobe und Uebung im Ertragen der Langeweile. Denn zu thun gab es da für niemand etwas Ernstliches, auch nicht für uns Geistliche mit Ausnahme

von etlichem Privatgespräch mit Mannschaft und Offizieren umher.

Und dennoch hielt ich mit meinem katholischen Amtsgenossen grundsätzlich darauf, jedesmal mit auszuziehen; das einzigemal aber, wo wir es unterließen, hatte ich den ganzen Tag ein äußerst unbehagliches Gefühl, um nicht zu sagen ein böses Gewissen. Denn wer hätte den zu Haus gebliebenen Geistlichen rechtzeitig benachrichtigen wollen oder können, wenn es nun doch angegangen wäre? Und gerade je beschwerlicher die Sache war, zu der ja auch die Aerzte stets mit ausrückten, ohne gleichfalls meist ein eigentliches Geschäft zu finden, um so weniger mochte ich mich ihr schon des Beispiels halber entziehen, um in keiner Form unserer Predigt und Mahnung zur Ausdauer und Geduld durch das persönliche Verhalten einen Eintrag zu thun. Das war dann nach meiner ehrlichen Ueberzeugung so viel oder mehr wert, als wenn ich die durchs Wegbleiben allerdings erheblich ersparbare freie Zeit zu Haus an greifbarere Arbeiten gerückt hätte.

Selbst die leichte Gefahr oder wenigstens Unbehaglichkeit, welche jedenfalls zuweilen und an ausgesetzteren Plätzen das Alarmstehen mit sich brachte, mochte ein Fernebleiben minder rätlich machen. In einer solchen Lage befanden wir uns z. B. am Nachmittag des 21. Dezember, als die ganze Brigade in einer leichten Thalmulde hinter dem schwergefährdeten Noisy le Grand stand und jeden Augenblick ein Ausfall gegen unsere Stellung bei Chelles-Gournay an der Marne unter dem drohenden Feuer des kanonengespickten Mont Avron erwartet wurde. Unsere drei Feld-Batterien wenigstens waren schon am frühen Morgen dieses Tags im heftigen, aber höchst ungleichen Feuer gegen die Festungsgeschütze gestanden. Ging es da wirklich im größeren Maßstab los, so war es wohl in dieser höchst ungünstigen Stellung um die Brigade geschehen. Jedenfalls zischten die Granaten schon recht ordentlich gegen das unweit von uns gelegene Vordorf Noisy und man konnte keinen Augenblick wissen, wenn die eine und andre auch uns einen Besuch abstatte, zu dem es ihr vom Avron aus ganz gut gereicht hätte. Wie da einer meiner Soldaten etwas ängstlich, aber gutmütig gegen mich meint: „Herr Pfarrer, Sie müssen nicht daher stehen; es

ist gefährlich", konnte ich ihm in dienstlich bestem Gewissen antworten, daß ich in meiner Art so gut ein Soldat sei, wie sie; und wo sie vor Beginn des eigentlichen Kampfes stehen, gehöre ich auch hin.

Kam dann endlich einmal wirklich der Ernst, so konnte die Mitarbeit des gleich anwesenden Geistlichen ganz natürlich und selbstverständlich einsetzen, statt andernfalls am Ende doch den Eindruck zu machen, als ob ein fremdartiger und gewissermaßen unheimlicher Gast zu den Truppen herbeieile, wie es das in einer anderen Brigade einmal vorgekommene Witzwort der Offiziere bei einer solchen Gelegenheit andeutete: Das Opfer liegt, die Raben steigen nieder!

In dem oben genannten Falle am 21. Dezember, wie in den meisten anderen verliefen die Alarme allerdings ohne in einem Kampf zu enden, und gestatteten gegen Abend wieder die ruhige Rückkehr nach Haus. Aber wer konnte das namentlich als Laie irgend einmal mit Bestimmtheit wissen? Das eine Mal und besonders mehr im Anfang marschierten wir aus mit dem mehr oder weniger festen Glauben, es gehe an. Zum Beispiel erinnere ich mich an den 18. Oktober, wo wir noch weniger in der Geduld geübt früh morgens um 6 von La Queue in der Erwartung gegen Chennevières-Ormesson vorrückten, eine Feier der Leipziger Völkerschlacht von 1813 hier vor Paris zu erleben. Denn die Losungen der umliegenden Tage hatten den Naiven geäfft und ihm wie ein ausplauderndes Programm des großen Schweigers im Hauptquartier geklungen, wenn es da so ungefähr gelautet hatte: Noch nicht! Nur Geduld! Bald! Jetzt! Schieß los! Viktoria! (18. Oktober).

Später waren wir ergebener in unser Schicksal des Wartens und zogen mit der Ueberzeugung aus, daß es natürlich wieder nichts werde, wenn auch die Kanonen von Charenton gegen Ende des November in mehr als nur gewohnter Weise blitzten, übrigens einigemal mit so schwachem Knall, daß wir schon damals auf den Gebrauch eines absonderlichen Pulvers rieten.

Genau in dieser ahnungslosen und abgestumpften Weise geschah denn auch unser Ausmarsch in der Morgenfrühe des 30. November, welcher doch für unsere Division, ins-

besondre für deren bisher kaum darangekommene 1te Brigade auf dem rechten Flügel ein unvergeßlicher Schlachttag werden sollte. Wir auf dem äußersten linken Flügel der Württemberger bezogen von Boissy aus zunächst die Alarmstellung des vorigen Tags über dem Dörfchen Brevannes, gegenüber von dem Mont Mesly und weiterhin von der Vorstadt Créteil mit dem Fort Charenton.

Allmählich brach die Sonne zu einem hellen Wintertag durch die Morgendünste, und das Feuer der Festungsgeschütze nahm unverkennbar an Lebhaftigkeit zu. Sollte heute doch etwas Ernstliches los sein? So fragt unter uns einer den andern, und mit gespanntester Erwartung lauschen wir, ob nicht auch das Kleingewehrfeuer sich bald vernehmbar mache als Zeichen, daß die Gegner an einander seien. Da setzt es wirklich mit seinem Diskant in den begleitenden Brummbaß der Kanonen ein, heftig und hartnäckig, uns ein hocherfreulicher Beweis, daß unsere Dreier als Vorposten auf dem Mesly getreulich der voraus gegebenen Weisung folgen und sich nur sehr langsam zurückziehen. Aber jetzt entwickelt sich von links her eine dunkle geschlossene Masse Infanterie und zieht diesseits des Mesly den Berghang hinauf unter heftigstem Gewehrfeuer, das wir deutlich blitzen sehen, aber nicht recht verstehen können, wem es eigentlich gelte. Sind es unsere eigenen Achter, die dort marschieren, sind es Franzosen? Man streitet darüber hin und her, bis plötzlich die Artillerie, welche hart unter unserem erhöhten Standort am Hügelabhang hinter Büschen versteckt gelegen und absichtlich seither stumm wie das Grab gewesen, mit einem konzentrischen Schnellfeuer eingreift. Da alle Entfernungen die Tage zuvor abgeschritten und mit Zeichen an den Bäumen bemerklich gemacht waren, schlagen sogleich die ersten Granaten mit furchtbarer Genauigkeit mitten unter die vorne marschierende Infanterie ein, daß sie rasch versprengt und etwas eilig den Berg hinaufläuft; nur der Offizier an der Spitze ritt auf seinem Schimmel wirklich ganz ruhig und rühmlich gleichmäßig weiter. Jetzt wissen wir sicher, daß es Franzosen sind, obgleich sogar ein Adjutant des Divisionsgenerals zu den Artilleristen herangesprengt kommt und ruft, sie schießen ja auf die eigenen Leute. Aber ein Blick durchs Fernrohr

des kommandierenden Artillerieoffiziers zeigt ihm alsbald die roten Hosen unter den dunkelgrauen Mänteln.

Nach einiger Zeit zog sich nun unser Sanitätszug in das Dorf Brevannes hinunter und richtete hinter und in einer kleinen Kapelle am Eingang den Verbandplatz zum voraus ein. Besonders glücklich war der Platz von dem Kommandanten des Zugs nach unser aller Urteil freilich nicht gewählt, da unmittelbar daneben die Reservemunition der Artillerie lag, während ab und zu eine Granate von dem jetzt französischerseits eine Weile besetzten Mont Mesly durch den Ort sauste.

Aber kaum hatten wir ein Glas Wein und ein Stück Brot zur Stärkung fürs Kommende zu uns genommen und die vereinzelten Verwundeten, welche gebracht wurden, versorgt, so erscheint der Generalarzt und beordert den Sanitätszug aufs Schlachtfeld vor. Und das war uns in der That viel lieber, als das Warten in so schlechter Nachbarschaft.

Wie wir am andern Ende des Dorfs an unserer Reserveartillerie und einem Reiterregiment vorbeikamen, gab mir der Kommandant des Letzteren die Weisung, nach einigen tödlich Verwundeten vorne am Waldeck zu sehen, während der Sanitätszug links abbog. Dem verdankte ich es, daß ich an diesem für uns Württemberger alle so denkwürdigen Tag an einen vorgeschobenen Verbandplatz kam, wo ich äußerst willkommen erschien und auf mehrere Stunden dankbarste Arbeit fand. Allerdings war der Ritt hinaus, allein über das Ackerfeld und Wiesenland nicht ganz gemütlich, wenn gleich sachlich minder gefährlich. Denn nicht bloß von vorn, namentlich von Charenton und Créteil her kamen Granaten, sondern auch von der linken Seite lieferten die gepanzerten Seinekanonenboote ab und zu einen ihrer Zuckerhüte; was oder wohin sie eigentlich treffen wollten, weiß ich nicht. Bei ihnen besonders spitzte mein gutes Tier die Ohren tüchtig und zog auch das Kreuz spürbar ein, trabte aber im übrigen stetig seines Wegs. Dachte es auch wie sein Herr, daß uns die Reiter und Artilleristen hinten zusehen und genau aufpassen, ob der Pfarrer wie in der Predigt so auch hier nicht stecken bleibe? Ich gestehe offen, daß ich in solchen Lagen wie bereits bei Sedan außer der an sich schon deckenden Weisung durch einen höheren Offizier und

durch die zweifellose Dienstlichkeit des Unternommenen auch den entschiedenen seelischen Wert des Korpsgeists und soldatischen äußeren Ehrgefühls erfahren habe. Das wirkt schließlich im Moment des Bedarfs fast kräftiger und lebensfrischer, als das bloße innere Pflichtgefühl oder der lediglich physische Mut.

Auf jenem Verbandplatz nun im Niederholz traf ich eine ziemliche Anzahl meiner Achter, die den Mesly gestürmt hatten: Sterbende, schwer und leichter Verwundete durcheinander. Sie zeigten sich aber über mein Kommen sehr erfreut, weil ich außer einem äußerst wackeren Unterarzt der einzige Unverwundete unter ihnen war, während die Träger kamen und gingen, um neue traurige Last zu bringen.

Verargen konnte man es den schon genügend Getroffenen wahrlich nicht, wenn es ihnen in dieser wirklich oder auch mehr nur scheinbar ausgesetzten Lage äußerst unbehaglich war. Die Granaten schlugen im dichten Buschwerk, übrigens wohl hinreichend von uns entfernt und daher nur hörbar ein, die Mitrailleusen von Créteil schnarrten und ihre Ladung schwirrte wie ein Flug Tauben, jedoch viel zu hoch über uns weg durch die Lüfte. Auch meinem Schimmel, den ich am Gartenzaun des kleinen Häuschens angebunden, wurde die Sache für seinen Pferdsverstand zu dumm, so daß er den Halfterstrick abriß und zu unserer Artillerie zurückgaloppierte. Natürlich meinte nun diese, wie ich nachher erfuhr, halb bedauernd, halb spöttisch, es sei mir selbst als Menschen oder Reiter etwas passiert, bis einer auf den abgerissenen Strick verwies.

Meine Verwundeten aber baten dringend, daß man sie doch fortschaffen möchte, sonst würden sie auch noch von Granaten erschlagen oder gar gefangen genommen, was nach der Tageszeit und unserer ausgesetzten Stellung bei einem etwaigen neuen Vorstoß der Franzosen allerdings sehr wohl möglich gewesen wäre. Gegen letzteres tröstete ich sie einigermaßen durch die Versicherung, daß ja wir zwei Unverwundeten uns natürlich mitgefangennehmen lassen und sie treulich nach Paris begleiten würden.

Inzwischen half ich dem Unterarzt, der allein nicht hätte fertig werden können, im Unterbringen und ersten Verbinden

der Getroffenen. Und die Blutflecken, welche mein schwarzer Rock dabei erhielt, waren für ihn keine Beschmutzung. Für die einigermaßen Versorgten wurden kurze Notizen nur geschwind vorne in mein Gesangbuch zu Briefen an ihre Angehörigen aufgenommen; anderen, die noch schreiben konnten, riß ich von den Tapeten des schon halb zerstörten Häuschens ein Blatt Papier herunter, daß sie den Ihrigen selbst Nachricht gaben, die ich nachher zur Post beförderte. Denn sogar auf so rohem und absonderlichem Stoff geschrieben war ja schon die eigene Handschrift denen zu Haus ein beruhigender Trost.

Unter solche Hilfeleistungen hinein ließ sich mit den armen Burschen auch ein gutes Wort reden, mit den einen mehr, mit den andern weniger je nach ihrer Lage. Besonders war ich lange im ernsten Gespräch mit einem unserer sogenannten „Stundenleute", der sich trotz seines schlimm durchschossenen rechten Ellenbogens äußerst wacker und achtungswürdig hielt und mit dem ich von da an in bleibender herzlicher Verbindung stand. Zusammen suchte ich ihnen auch einige Lieder vorzulesen; aber viel war es damit nicht, da im Kommen und Gehen der Verwundetenträger und all den sonstigen Störungen und Ablenkungen dieser Lage weder bei ihnen noch bei mir eine rechte Sammlung zu Stande kommen wollte. Alles in allem machte ich eben auch hier wieder die Erfahrung, daß der Geistliche zwar alsbald äußerst wertvoll ist auf dem Verbandplatz, und auf einem kleineren, wo es an helfenden Leuten fehlt, vielleicht mehr als auf dem Durcheinander eines großen. Aber dabei darf er nicht meinen, bloß und ausschließlich als Geistlicher in rein geistlichen Verrichtungen sich bewegen zu müssen. Denn den Getroffenen und Verstümmelten ist es mit Recht der Zeit nach zuerst um leibliche Hilfe zu thun. Haben sie diese gefunden und zwar eben auch unter allgemeinmenschlicher Mithilfe ihres Pfarrers, der ihnen ohnedem gemütlich näher steht und dem diese Arbeit als einem Gebildeten auch ohne Schulung nicht so schwer fallen kann, dann mag er mit dem geistlichen Amt als solchen einsetzen, sei es auf dem Verbandplatz selbst, sei es namentlich als dankbar begrüßter Freund und Diakon vom Tag vorher am andern Morgen im Spital.

Der wahre selbstlose Eifer, welcher für die Armen so gerne recht viel thun möchte, muß sich deshalb mit Takt und ohne Drangsalieren die zeitgemäße Art seiner Bethätigung suchen, ja unter Umständen dem eigenen Beruf sogar zunächst Enthaltung aufzuerlegen wissen. Sonst droht auch hier wieder jenes pastoralparadierende Theaterspielen, welches ich bei einem verwandten früheren Anlaß als ernstlichst zu meidende Verirrung bezeichnete.

Als es gegen Abend auf unserem Verbandplatz und in der Umgebung ruhiger wurde, kam der Oberfeldwebel der Abteilung und schrieb sich die Verwundeten und Toten auf: mir aber versprach er in ungeschminkt soldatischer Anerkennung zur Belohnung für den Aufenthalt bei seinen Leuten ein erbeutetes Chassepotgewehr, das ich noch heute als weltliches Andenken an jene in jeder Hinsicht unvergeßlichen Stunden besitze. Nun ging ich weiter, nach anderen Verwundeten und dem Sanitätszug zu suchen, von dem ich meinen bisherigen Pfleglingen bei beginnender Abendkälte die nötigen Wagen zur Abholung zu schicken versprach. Mein Weg führte mich gegen die berüchtigt gewordene Ferme de l' Hôpital, bei unseren Leuten schlechtweg Ferme Lumpenthal genannt, weil sie die Tage zuvor und namentlich in der Nacht vom 29. auf den 30. November für die Jäger ein ganz greuliches „Granatenviertel“ gewesen war. Bald traf ich hier um einige Strohfeimen gebettet, aber schon versorgt eine Reihe von Verwundeten: Württemberger, Franzosen und auch einige Preußen durcheinander, mit württembergischen und preußischen Aerzten. Mein Bedienter hatte mich mit dem eingefangenen Pferd gerade glücklich getroffen und übermittelte mir den eben gefaßten Wein. Von ihm bot ich auch einigen verwundet daliegenden französischen Offizieren an; der eine nahm ihn mit Begierde und Dank, der andere wies mich in verbissenem Grimm zurück — ein armer Mann, schwer verwundet und geschlagen, gefangen! Ein Landsmann aber, dem ich mich nun mit herzlichen Worten zuwendete, sagte schmerzlich bewegend bloß: „O, decken Sie mir nur den Mantel über das Gesicht, Herr Pfarrer, daß ich sterben kann; es friert mich so.“

Von hier ging ich mit dem Bedienten und Pferd noch

weiter nach dem Wäldchen unter dem Mesly, wo zuerst unsere Reiter vergeblich angeprallt waren, wie wir am Morgen von unserer Höhe über Brevannes deutlich gesehen, dann die Artillerie in furchtbarer Wirksamkeit gearbeitet hatte und endlich wieder die Reiter mit der stürmenden Infanterie siegreich vorgegangen waren. Verwundete aber lagen keine mehr umher, sie waren bereits von den Deutschen geholt. Dagegen Tote da und dort: ein schöner Preuße mit einem Schuß ins Herz, noch warm, wie ich ihn seines gar nicht toten Aussehens wegen untersuchte; er lag mitten in einem seltsamer Weise blühenden gelben Repsfeld oder dergleichen. Nicht weit davon kamen eine Reihe französischer Gefallener, teilweise entsetzlich zugerichtet von unseren Granaten oder den abgerissenen Aesten des Wäldchens. Ihnen waren beim jähen Sturz die Tornister aufgebrochen und der reichliche Vorrat an Zwieback und Zucker herausgefallen, den sie offenbar für den Fall des glücklichen Durchbruchs auf mehrere Tage miterhalten hatten. Hungrig wie wir selber waren, aßen wir in Gottesnamen davon, und auch mein Pferd schnupperte eifrig nach dem Zucker am Boden.

Jenseits des Mesly und Créteil zu lagen allerdings, wie wir hörten, noch französische Verwundete; aber es war weder thunlich, noch zum ernstlichen Leidwesen unseres gar kühnen und thatendurstigen Sanitätsoffiziers vom Kommando gestattet, nach ihnen zu sehen, da von Charenton während des ganzen Abends die Umgegend noch scharf beschossen wurde, für uns diesseits des Hügels Stehende allerdings zu kurz und immer auf reichlich ein paar hundert Schritte Entfernung ins Ackerfeld hinein.

So ritt ich denn mit Einbruch der Dunkelheit allein nach dem alten Quartier in Boissy zurück, wohin wir wieder kommandiert waren: ein tiefernster und trauriger Abend! Die Forts blitzten noch immer durch die Nacht; drüben über der nahen Seine brannten zwei Dörfer; die Kolonnen auf dem Heimweg drängten sich; an mir vorbei trug man den uns allen wohlbekannten Spaßmacher und Volksredner des 3. Regiments, der im Tode noch den Arm ausgestreckt hatte, als hätte er eben eine seiner lustig derben Reden gehalten!

Daheim aber traf ich bereits eine Reihe von Verwundeten

in allerlei Notspitälern untergebracht, unter ihnen den einzigen Tübinger Bundesbruder von mir, der in meiner Brigade den Kampf mitgemacht. Ihn hatte, übrigens noch vor der Linie die tadelnswerte Kugel eines verwundet am Boden liegenden Franzosen in die Schläfe getroffen. Da er Katholik war, versorgte ihn mein Kaplan (ebenso wie den jungen oberschwäbischen Grafen, dem der Fuß abgeschossen war), ich aber reichte dem halbbewußtlosen Ersteren nur als Freund schmerzlich bewegt die Hand. War es doch genau Tag und Stunde, wo die Kameraden zu Haus in Tübingen das Bundesfest unserer Gesellschaft noch ohne Ahnung von unserer Lage feierten!

Und wie mag es da gar vollends auf unserem rechten Flügel bei Coeuilly-Villiers-Champigny aussehen, etwa zwei Stunden von uns entfernt? Bereits war ja die sichere, aber noch in allen Einzelheiten unbestimmte Kunde zu uns herüber gedrungen, daß dort der Hauptstoß und die eigentliche Schlacht gewütet habe. Bei uns dagegen war es, wie man erst im Laufe des Tags mit Sicherheit merken konnte, mehr nur Seitenstoß und Demonstration gewesen, welche über den wahren Punkt des Durchbruchs täuschen und die verfügbaren Streitkräfte zersplittern sollten. Immerhin war es auch hier eine ganz ansehnliche Uebermacht, welche aus Paris gegen die zwei württembergischen Brigaden vorbrach, während auf dem rechten Flügel unsere erste und eine ebenso starke Abteilung Sachsen gegen einen so vielfach stärkeren Feind stand. Und überdies traf der Angriff uns auf dem linken Flügel in günstigerer Stellung, soweit der Laie so etwas beurteilen kann, und auch vielleicht besser vorbereitet, während die 1te Brigade ohne Schuld von irgend Jemand gerade in einem höchst störenden, wahrscheinlich von Spionen erkundeten Quartier- und Postenwechsel mit den Sachsen begriffen war, als der Aus- und Ueberfall geschah. Sobald unser Hauptquartier am Feldtelegraphen im Mittelpunkt der weitgestreckten Divisionsaufstellung die Sachlage erfaßt, waren alsbald schon früh mittags alle irgend verfügbaren Kräfte von unseren beiden Brigaden den mit Erdrücken bedrohten Unsrigen im Eilmarsch zur Hülfe entsandt worden. Mit tiefer persönlicher Bewegung hatte ich mich z. B. von meinen Jägern verabschiedet, wie sie freudig gehobenen Sinnes von

Brevannes nach ihrem früheren Coeuilly den Kameraden zur Unterstützung fort eilten. Ob sie und die gleichfalls abkommandierten Bataillone der Achter und Dreier zum Kampf gekommen, wie es bei ihnen und unseren Landsleuten allen aussah jetzt an diesem Abend des 30. November, wer von ihnen gefallen war oder noch lebte, wie es unter andrem namentlich auch mit meinen persönlichen Freunden, Schülern und Bundesbrüdern aus der Tübinger Normannia in der 1ten Brigade stand? Mit diesen schmerzlich schweren Fragen, im Innersten erregt und doch todesmatt nach den obschon so viel kleineren eigenen Erlebnissen des Tags gings zur Ruhe.

Am folgenden Morgen war es, wie kaum anders möglich nach einer zudem im ganzen noch unentschiedenen Schlacht. Zuerst hieß es, wir kommen nach La Grange hinter Boissy auf der Strasse nach Versailles; dann verlautete wieder, dort seien die Pocken und wir haben zu bleiben, endlich aber kam der Befehl zum Beziehen der früheren Alarmstellung nahe bei Valenton. Nachdem wir also rasch noch nach den Hauptverwundeten am bisherigen Ort gesehen, ging es dorthin zu einem langen ermüdenden Tag des peinlichen Wartens und Stehens auf dem Ackerfeld. Doch war es dazwischen hinein möglich, ein wenig ins Dorf hineinzugehen, an dessen unterem Ende die Artillerie verbarrikadiert und für alle Fälle mit eingespannten Pferden, ab und zu auch von einer Granate heimgesucht stand. Im Schlößchen lagen Verwundete, meistens Franzosen, welche jämmerlich über die „coups de sabre allemands" oder deutschen Säbelhiebe vom Mesly her klagten, aber meistens schlimmer zugerichtet aussahen, als sie es im Ernste waren. Einer freilich bat mit leiser röchelnder Stimme: „O mon Dieu, plus haut, plus haut; o Gott, höher!" Wie ich ihn endlich verstand und über die anderen vorsichtig weg zu ihm gestiegen war, ihn auf seinem Stroh höher zu legen, kam mir über die Hände ein heißer Blutstrom aus seinem Mund: der arme Mensch hatte einen tödlichen Schuß durch die Brust und starb so gut wie vor meinen Augen.

Als ich am Abend mehr seelisch niedergedrückt und tiefmatt, als leiblich erschöpft nach Boissy zurückgekehrt war und eben mich ausruhen wollte, kam die Meldung, ich solle nach

Brevannes zur Beerdigung unserer Toten kommen. Da lagen nun auf dem beabsichtigten Verbandplatz des Tags vorher neben der kleinen Kapelle die Gefallenen von der dortigen Abteilung auf dem Stroh, in Reih und Glied nach ihrem Rang, ein schauerlicher Anblick bei Fackellicht und bleichem Schein der Mondsichel. Da der Boden hart gefroren war, brauchte es noch eine volle Stunde, bis das Sammelgrab fertig war. Dann wurden die Leichen einfach in der Uniform, auch ein einzelner abgeschossener Arm mit darunter, hinabgelegt und zuerst mit Stroh bedeckt, ehe später die Erde darauf kam. Aber furchtbar schwer ist mir die kurze Rede und Einsegnung nachts um 9 Uhr geworden, während die harten Soldaten über ihren gefallenen Kameraden zusammenschluchzten. Zum Glück sah ich den folgenden Abend noch nicht voraus.

Der Anbruch des berühmten 2. Dezember rief uns schon in erster Morgenfrühe nach 5 Uhr bei Stockdunkelheit und bitterer Kälte wieder hinaus zum Alarm bei Limeil noch jenseits von Valenton. Sehr erwünscht und angebracht war es daher, bei einem Marketender unterwegs zufällig einen kleinen Vorrat Kognak für den Tag erstehen zu können, wirklich mehr für die Nerven, als für den Magen! Denn mit dem ersten Sonnenstrahl begann ja rechts drüben bei Coeuilly wieder das stärkste Artilleriefeuer, welches wir von unserm heutigen Platz aus einigermaßen auch sehen konnten. Wie peinlich bange war es uns da allen für die vielen Bekannten und Freunde zu Mut, welche wir drüben wußten, peinlicher und niederdrückender, als wenn wir selbst hätten dabei sein können. So aber standen wir den ganzen Tag durch den Befehl an unsre Stelle auf dem äußersten linken Flügel gebannt. Man konnte ja allerdings durchaus nicht wissen, ob die Franzosen nicht doch auch auf unsre so erheblich geschwächte Linie einen neuen Ausfall unternehmen würden, gegen den wir auf dem Posten zu stehen hatten.

Statt dessen begnügten sie sich freilich, den ganzen Tag über nur je und je eine Festungsgranate von Charenton herüberzuschicken, namentlich sobald an einem weiterhin sichtbaren vorderen Punkt des Hügelabhangs sich jemand zeigte. Es wurde deshalb später ein gedeckte Schildwache dorthin gestellt, um Unbefugte abzu-

weisen. Im übrigen muß wirklich der betreffende Kommandant in Charenton an diesem Tag schon einen voreiligen gründlichtiefen Siegestrunk gethan haben; denn anders konnten wir uns sein hartnäckiges Zukurzschießen um ein paar hundert Schritte an einem sonnenhellen Tag nicht erklären, da eine Masse bei uns umherliegender französischer Granatsplitter von den vorigen Tagen die vollkommen ausreichende Tragweite der Geschütze schlagend bewiesen.

Spät am Abend hatten wir endlich unsere erste Tagesmahlzeit, bestehend aus Käs und Brot, sowie eine Flasche Wein zu uns genommen und zu Limeil uns aufs Stroh zur Nachtruhe niedergelassen, da kommt noch um 9 Uhr der Befehl vom Brigadekommando an den Sanitätszug, sich sofort nach dem 3 Stunden entfernten Champigny zu begeben und dort Verwundete nach rückwärts abzuholen. So freudig bereit wir nun gewiß den Tag über gewesen wären, mit dabei zu sein, wo es vollsten Ernst galt, kam uns allen dennoch offen gestanden dieser Auftrag zu einer voraussichtlich mehr als abenteuerlichen Fahrt in die Mitternacht eines Schlachtfelds hinein sehr überraschend und dem natürlichen Menschen minder willkommen. Wir zwei Geistliche insbesondere konnten bei einem derartigen überwiegenden Beförderungsgeschäft in der Nacht, wo es an Leuten durchaus nicht fehlte, kaum eine ersprießliche und notwendige Arbeit für uns voraussehen und hatten zugleich leider auch statt eines runden und klaren, wenngleich vielleicht unzweckmäßigen Befehls nur eine zweideutige und schwankende Anweisung für unsere Person erhalten. Trotzdem sagten wir uns beide: viel lieber tot — was unseren allmählich doch zusammengearbeiteten Nerven diesmal allerdings nicht so unwahrscheinlich erschien — als entfernt die Verdächtigung der Feigheit, wo die andern ja auch gehen müssen!

So zogen wir denn mit, zuerst wegen der Dunkelheit und Müdigkeit fahrend, vorbei an der Ormessoner Mühle, die eben ihre zerstörenden Granaten durch die offene Lücke des Geländes von Charenton her erhielt, vorbei an dem nächtlichen Biwak unserer Achter auf dem Schneefeld bei Ormesson, vor bis zum Jägerhaus, das wir von Chennevières' schönen Herbsttagen her ja so gut kannten. Hier stiegen wir aus und gingen mit un-

ſerem Arzt an die Spitze des Sanitätszugs vor, den gepflaſterten Weg nach Champigny hinab.

Aber wie ſah es da aus! Im fahlen matten Mondlicht lagen die todesmutigen Jäger vom Stuttgarter Bataillon gleich einer Holzbeuge zuſammen am Jägerhof; Tote nicht minder den ganzen Straßenrand hinab, Schwaben, Sachſen und Pommern durcheinander; wir ſchütteln ſie: Guter Freund, wir wollen euch ja holen! Keine Antwort mehr. Dazwiſchen lagen eine Menge ungeplatzter Granaten auf dem Weg, den unſere ſchweren Wagen und Pferde zu machen hatten, wir jeden Augenblick gewärtig, daß eine durch den Stoß ſich entlade. Andere hatten tiefe Löcher in das Pflaſter geſchlagen; und da lag gar vollends der Ueberreſt einer Mitrailleuſenprotze mit vier zerriſſenen Pferden; eine württembergiſche Brandgranate als letzter Beſtand der eben ausgehenwollenden Munition hatte ſie wohl von der Parkallee bei Coeuilly aus getroffen und gezündet. Schließlich waren jeden Augenblick neue franzöſiſche Feſtungsgranaten beim dumpfen Rollen unſerer Wagen zu erwarten, welche dem Feind ganz wie anfahrende Artillerie klingen mußten.

Unten wird Halt gemacht und der Kommandant geht vor, um nach der Einfahrt ins Dorf zu ſehen. Da traten einige Offiziere hinter den erſten Häuſern heraus, welche zur Rechten der Straße glücklicherweiſe weiter als links heraufreichten, und erklärten mit bündigſter Kürze: Machen Sie ſo ſchnell als möglich, daß Sie fortkommen; halb Champigny iſt ja noch in franzöſiſchen Händen! Ohne dieſe Warnung wären wir im nächſten Augenblick zwiſchen zwei Feuer hinein Spießruten gefahren. Denn jetzt erſt erfuhren wir, daß nur über die Straße hinüber die Deutſchen rechts, die Franzoſen links ſich vorerſt noch in den Beſitz des Dorfes teilten.

Und wirklich hatten uns dieſe letzteren bereits gehört, ſo daß uns alsbald die Chaſſepotkugeln über die Köpfe pfiffen.

Natürlich wird unter ſothanen Umſtänden gewendet und den Berg hinauf langſam, wie es allein ging, zurückgefahren. In Chennevières brannte es hellauf und die Feldſchanze St. Maur ſandte zur Verſtärkung immer noch neue Granaten hinein, namentlich einer Proviantkolonne nach, welche auf der Ormeſſoner Straße durch die Mitternacht raſſelte. Von

uns dagegen merkten oder wollten sie drüben unerwarteter Weise nichts.

Als wir zur Ormessoner Schmiede am Hauptweg kamen, lag dieselbe allerdings gedrängt voll mit Verwundeten. Aber wie wir geahnt und gefürchtet, war für uns zwei weder geistlich noch in Diakonenweise irgend etwas zu thun möglich. Denn es galt nur, mit der eingeschulten und hier mehr als reichlich verfügbaren Sanitätsmannschaft die Verwundeten aus ihren übervollen Räumen, zudem peinlich genug vielfach aus dem Schlaf in die Sanitätswagen überzuladen und so in möglichster Schnelligkeit durch Abführung nach Pontault für weiteren Nachschub Raum zu schaffen.

Mit dieser Fahrt hatten wir zunächst auch nichts zu schaffen, und so machten wir Geistliche uns nach der gründlichen Ueberzeugung von der völligen Nutzlosigkeit unseres Mitdabeiseins etwa zwischen nachts 2 und 3 auf den Weg nach dem nahen und wohlbekannten La Queue. Ein unheimlicher Gang! Durch die Erfahrung in Champigny waren wir nicht ohne Grund stutzig geworden hinsichtlich der Gestaltung, welche infolge der Schlacht die deutschen und französischen Stellungen so nahe beim Hauptkampfplatz eigentlich erhalten haben. Der sonst nicht immer angenehme Anruf einer deutschen Schildwache wäre uns Musik gewesen; aber keiner erfolgte an den wohlbekannten sonstigen Standorten der Posten. Wie wir endlich in das Dorf kamen, war es so gut wie leer und verlassen, wenigstens erschien es uns so in seinem vorderen und oberen Teil. Allmählich fanden wir jedoch bei unserem alten Bekannten und Nachbar, dem Wirte Guillaume, noch eine Aufnahme, obwohl er uns teils so spät in der Nacht und aus dem Schlaf heraus, teils als Franzose nach zwei blutigen Schlachten in nächster Nähe entschieden minder liebenswürdig und zuvorkommend als früher erschien. Immerhin gab er ums Geld noch eine Flasche Wein her, welche uns in einer solchen Mitternacht gut bekam und mit der mein Kaplan nach dem schwersten gemeinsamen Erlebnis nicht umhin konnte, als der Aeltere mit mir „Du“ zu machen. Das Stroh aber, das wir zum Nachtlager erhielten, brauchte uns nur für 2 Stunden zu beherbergen.

Denn schon um 6 Uhr weckt uns der Bediente, da vorne bereits wieder das stärkste Gewehrfeuer den Morgen eingeleitet hatte. In dieser Weise habe ich es während des ganzen Feldzugs nicht gehört; es war, wie wenn in einem ganzen Dorf Haus um Haus im schnellsten Takt gedroschen würde. Galt es doch für unsere abermals darangeschickte 1te Brigade und die Pommern, die Franzosen vollends aus Champigny hinaus und mitsamt ihrem lebendig besiegten Führer Ducrot endgültig über die Marne hinüberzuwerfen, obwohl derselbe zu Paris bekanntlich verkündigt hatte, daß er nur tot oder als Sieger von diesem Ausfall zurückkehren werde.

Im Schneegestöber eilte ich nun dem Schießen zu, zunächst auf den gestrigen Biwakplatz meiner Achter, den ich jedoch bereits verlassen fand. Dabei erschrak ich, auf Grund wochenlanger dortiger Ortskunde an den weggeworfenen Chassepotpatronenkreuzchen deutlich zu sehen, wie weit die Franzosen, wohl am 30. November, bereits vorgedrungen waren, ehe sie der verzweifelte Flankenstoß des 2. Jägerbataillons von Chennevières aus wieder zurückgetrieben hatte.

Zum Glück sah ich heute in der Ferne mein 1. Jägerbataillon marschieren und ging ihm nach, um wenigstens seinen Arzt, einen liebenswürdigen Universitätsfreund einzuholen und mich für diesen Tag an ihn anzuschließen. Freundlich teilte er mit mir beim Pachthof Les Bordes ein Scheibchen Brie-Käs, und das war außer einer Hand voll Kaffeebohnen, die ich meist als eisernen Bestand mit mir führte, bis nachts 1/2 12 Uhr mein Frühstück, Mittag- und Abendessen. Wir begaben uns nun miteinander an den Platz, welcher hier im Park von Coeuilly schon längst und noch während unserer eigenen Anwesenheit in der Gegend für den Fall einer Schlacht als Verbandplatz und Sammelpunkt fest vorausbestimmt war. Aber vorne wurde es bald wieder ganz ruhig und niemand kam zunächst, als eine Granate um die andere, welche sich in dem großen Parkwald genügend Raum zum unschädlichen Einschlagen suchen mochte. Einige Zeit nachher erfuhren wir, daß die Franzosen in Paris das ganze Gehölz voll mit unseren „Reserven“ vermutet und namentlich deswegen nicht gewagt haben, weiter vorzudringen. Diesen Reserven galten also

die schönen und teueren Granaten, mit denen sie am 3. Dezember über die weiter vorne liegenden Abteilungen weg den Park und Wald bedenken zu müssen glaubten. Denn an einen einzigen Arzt und Pfarrer hätten sie die Mühe und das Geld sicherlich nicht verschwendet!

Endlich gegen Abend kam der Sanitätszug von seiner Verwundetenbeförderung zurück und waren wir wieder alle beisammen, um auf Reisigbüscheln und ein wenig Stroh die Nacht zu verbringen.

Der folgende 4. Dezember war nun zwar ein Sonntag; aber entfernt nicht sonntäglich sah die ganze Lage aus. Die Truppen und unter ihnen auch die anwesende Hälfte unserer Brigade standen teils in fortwährender Gefechtsbereitschaft, teils war es namentlich auch zeitweiser Waffenstillstand, um die beiderseitigen Toten zusammenzuholen. Daher erbaten wir uns in tiefer Unbefriedigung über eine so gut wie nutzlose Anwesenheit die Erlaubnis, in die verschiedenen unmittelbar rückwärts liegenden Dörfer und Höfe zu gehen, welche nunmehr alle voll Verwundeter lagen. An diesen ließ sich etwas vernünftiges thun. Denn sie waren ja in der ersten Zeit höchst notdürftig versorgt und teilweise arg verlassen. Und zudem lagen diese Orte, wo uns von früher her Weg und Steg bekannt war, so nahe hinter der Kampflinie, daß letztere im Fall des Bedarfs sogleich und unfehlbar erreicht werden konnte; man brauchte ja nur die Ohren aufzuthun, um das etwaige Schießen zu hören, so wußte man, daß es Zeit sei, wieder vorne am bekannten Platz zu sein.

Ohne Zweifel war dieser unser Entschluß das ganz Richtige, wodurch uns vom 4. bis 9. Dezember eine wirklich reiche und sehr ersprießliche Arbeit ermöglicht wurde. Wir ließen uns also im nächstgelegenen alten La Queue als geeignetem Mittelpunkt der württembergischen Verwundetenunterbringung häuslich nieder, wo wir gelegentlich bemerkt gleich am ersten Morgen auch einen großen Trupp französischer Gefangener trafen, aus deren Mitte heraus ein langer Elsässer neugierig fragte: Wohin ins Deutschland bringt man uns? — Der Maire-Adjunkt von La Queue nun, mit dem wir den früher erwähnten Handel mit dem gefundenen Gelde gehabt hatten, war offenbar

infolgedessen sogleich gegen uns alte Bekannte sehr entgegenkommend; im übrigen hatten wir selbst bereits im Krieg soviel von der freiwilligen Selbsthilfe gelernt, daß wir uns für unser merkwürdiges Privatleben, losgelöst von jedem Abteilungsverband, rasch einzurichten wußten. Eine Kohle aus dem Kamin und damit ans Haus angeschrieben: Zwei württembergische Feldgeistliche, zwei Bediente und zwei Pferde — damit war Besitz ergriffen, den auch die gutmütigen pommerischen Pioniere in der Umgebung ganz ordentlich achteten, wenn sie je und je angestolpert kamen, um sich nach einem Platz umzusehen.

Für die Verköstigung aber wandten wir uns an den benachbarten württembergischen Proviantkommissär in Emerainville mit der Bitte, uns für diese Zeit zu übernehmen, und wurden denn auch von dem äußerst wackeren Mann trefflich versorgt, daß wir Unverwöhnten nicht wußten, wie uns geschah. Ich weiß nicht mehr, ob unser Kostherr aus diesen Tagen ein Protestant oder Katholik war; allein fast vermute ich letzteres. Denn so wenig ja das religiöse Bekenntnis eigentlich mit einem halben Zuckerhute gegen den magenangreifenden bittern schwarzen Kaffee, oder mit einer Hammelskeule und ähnlichem etwas zu thun hat, erinnere ich mich doch aus manchen Fällen, daß uns, natürlich durch die Vermittlung meines Kaplans die ehemaligen katholischen Theologen unter den Quartiermeistern nicht so ganz ohne weltlichen Wert waren.

Wenn dann die Bedienten zu Pferd den Proviant im Rohstoff beigeschafft hatten, wie sie uns in gleicher Weise auch die Post besorgten, so diente eine Handvoll Zigarren dazu, um unseren rasch wieder ergebener gewordenen Wirt Guillaume zur französisch meisterhaften Zubereitung zu bewegen.

Damit war wenigstens ich wieder alsbald bei voller Kraft und Frische — denn selbst der größte Idealismus braucht auf dieser Erde nun einmal seine stoffliche Unterlage, sonst bricht er zusammen oder wird wenigstens aus eigenem Unbehagen herbascetisch und verliert den namentlich im Feld so wichtigen gesunden Lebenstakt! Zu thun und zu arbeiten aber gab es wie gesagt reichlich und in überaus dankbarer Weise. Das nächste war, daß wir wieder nach dem jäh verlassenen Boissy ritten oder fuhren, wo wir nicht nur unsere halbe Bri-

gabe vermuteten, sondern auch jedenfalls die eigenen Verwundeten vom 30. November wußten. Die Freude derselben war hier und in dem nahen La Grange, wo sich gleichfalls welche befanden, sehr groß, als sie uns wieder sahen; denn ein solches Schmerzenslager ist ja in der Fremde die natürliche Hauptstätte des Heimwehs; und namentlich meine Pfleglinge vom damaligen Verbandplatz streckten mir gleich aus ihren Betten die Hand entgegen. Sie hatten großenteils in dem preußischen Spital Unterkunft gefunden, wo ich am Advent die vortreffliche mecklenburger Diakonissin kennen gelernt. Und kaum brauchte ich ihr jetzt auch meine engeren Landsleute zu empfehlen, da sie dieselben bereits selbst liebgewonnen hatte und aufrichtig lobte.

Trauriger war im selbigen Boissy ein anderes Geschäft, zu dem wir auf Ersuchen der preußischen Aerzte unter die Krankenbesuche hinein kamen. Unsere gesunden Truppen waren nämlich in Wahrheit abgezogen, und so lagen verschiedene von unseren Toten allein und verlassen da, denen wir jetzt eine richtige, wenn auch kurze Beerdigung ermöglichen konnten. Auch ein Franzose war mit darunter, namentlich aber mein Bundesbruder, welcher seiner Wunde vom 30. November bald nachher erlegen war. Der preußische Stabsarzt, den ich nach ihm fragte, zeigte ihn mir noch vor der Bestattung im Totenhäuschen neben dem Spital. Sonst wurden die Toten nach den Schlachten eben vielfach ohne alle Feierlichkeit und Anwesenheit eines Geistlichen der Erde übergeben, da im Drang der Lage keine weiteren Umstände möglich waren und alle Sorge sich alsbald wieder den Lebenden und dem Leben zuwenden mußte.

Dienstlich sehr willkommen und auch sonst eine wohlthuende Erfahrung war mir, bei dem Besuch in Boissy die große Kiste noch in meinem alten Quartier vorzufinden, welche ich unmittelbar vor den Schlachten von einem besonders thätigen heimischen Sanitätsverein erhalten, aber bei den Alarmen und dem plötzlichen Abmarsch vor ein paar Tagen in gänzlicher Ermangelung von Beförderungsgelegenheit hatte zurücklassen müssen. Doch hatte ich einen Zettel darauf geklebt, auf dem Eigentümer und Inhalt mit der Bitte an nachrückende deutsche Truppen um Respektierung geschrieben stand. Und

wirklich befolgten dies die inzwischen einmarschierten Preußen, obwohl sie mir bei meiner Rückkehr lachend gestanden, daß sie einigemal in Versuchung gewesen, die Kiste zu öffnen, deren Besitzer ja vielleicht nicht wieder kam.

Ich darf überhaupt sagen, daß mir ganz besonders aus diesen schweren Tagen und Wochen, wo wir vielfach in enge Berührung kamen, die Preußen, und zwar sowohl Offiziere als gemeine Soldaten amtlich und privatim in sehr freundlicher Erinnerung stehen und alle Achtung abgewannen. Die biederen Pioniere, mit welchen wir in diesen Tagen zu La Queue Quartier und Stall friedlich teilten, habe ich schon erwähnt; unter ihnen befand sich auch der patriotisch helle Berliner Zimmermann, von dessen Kunst im Thürenflicken ich früher erzählt. Ebendaselbst nahmen mich eines Tags ein paar Aerzte und Offiziere fast nur zu sehr in Beschlag, als ich bei ihnen höflich um die Erlaubnis zum Besuch ihres Spitals nachsuchte. Sie thaten es nicht anders, als daß ich mit ihnen zuerst das äußerst stattliche Frühstück einnahm, welches ihnen die amtsgenössische Sendung eines Magdeburger Stabsarzts aus dem Krankenurlaub ermöglicht hatte.

Vor allem andern aber ist in ernstester Sache die Haltung der Pommern bei Champigny unvergeßlich, deren blutige Opfer ich in jener bösen Nacht vom 2. auf den 3. Dezember brüderlich mitten unter unseren Schwaben und den Sachsen liegen gesehen. Ein solcher Anblick konnte wahrlich jedem austreiben, was vom alten Sauerteig eines verwerflichen Sondergeists noch in ihm steckte. Wie schon früher nach den mitgeteilten Proben, so konnte ich namentlich von jetzt an auf Grund so enger Schlachtgemeinschaft auch diese Seite in der Gesamtpflicht eines schwäbisch-deutschen Feldgeistlichen kräftig und eindringlich pflegen, sei es in öffentlicher Rede, sei es im gelegentlichen Privatgespräch mit meinen Leuten, wo sie am Ende noch lieber auf mich hörten.

Denn darüber durfte man sich ja nicht täuschen, daß selbst während des Feldzugs noch mannigfach eine gewisse Spannung zwischen Süd- und Norddeutschen herrschte. Es waren beiderseits so viele 1866er dabei, deren Versöhnung wider den gemeinsamen Feind sich wohl im Bild und Gedicht recht schön

machte, während sie in Wirklichkeit noch manches zu wünschen übrig ließ. Ich hörte das nicht selten aus Aeußerungen der gemeinen Soldaten; denn nur um diese handelt es sich hier. Sie waren leicht geneigt, in der wahrlich von jedermann schließlich geübten entschlossenen Selbsthilfe der Preußen, in ihrem unbeengten Zugreifen, wo es Not that, schnell Ueberhebung, Rücksichtslosigkeit und dergleichen zu wittern. Dazu mochte ein gewisses eifersüchtiges Mißtrauen der Minderheit gegen die Mehrzahl und Hauptmacht kommen, das bei einzelnen vielleicht doch allmählich auch wieder bekenntnismäßig erregt war, namentlich seit der Abzug der Franzosen aus Rom in den Tagen von Sedan den Sturz der weltlichen Herrschaft des Papsts zur Folge gehabt. Auf der andern Seite kamen wohl nicht minder manche Ungeschicklichkeiten und allzu selbstbewußte Reden vor, wie das besonders im gegenseitigen „Markieren" nach Soldatensprache oder im Aufziehen von einander so üblich ist und namentlich den Preußen im Blut steckt.

Ja, auch die Franzosen suchten in ihrer schlauen Weise dem noch nachzuhelfen. Zwar an den Bayern hatten sie den Geschmack bald gründlich verloren und gaben jede verlorene Liebesmühe auf. Dagegen suchten sie neben anderen Süddeutschen eben auch uns Württembergern um den Bart zu gehen, die sie nach dem damaligen, jetzt passenderweise gefallenen Uniformunterschied Prussiens à bonnet oder manteaux gris, Mützenpreußen und Graumäntel nannten. Nur in der Okkupationszeit zu St. Maur war es mir einmal ganz unverdächtig und daher bloß erfreulich, wie meine Achter, die unabsolvierbaren milites rapaces oder räuberischen Soldaten nach der Meinung jenes früher erwähnten Curé von Chennevières, bei ihrem Abzug vom Maire und Curé durch ein rühmendes Dankschreiben für gute Haltung beim Kommando geehrt wurden. Freilich hatte St. Maur vorher wochenlang seine französischen Mobilgarden zu beherbergen das Vergnügen gehabt. Sonst dagegen war es mir immer verdächtig, wenn die Franzosen uns gerne als besonders menschliche und gut beherbergbare Leute nicht ohne einen Seitenhieb auf die Preußen zu belobigen versuchten. Und wir Schwaben waren ja auch wirklich insoweit ganz ordentliche Menschen miteinander, die weder

Kinder umbrachten, noch sonst gegen alle zehn Gebote wüteten. Aber verhielten sich denn die andern Deutschen, insbesondere die Preußen mit ihrer strammen Mannszucht wesentlich anders? Um was sie ohne Zweifel schneidiger und scharfkantiger, um nicht zu sagen rasiermesserartiger waren, um das waren und sind wir, kaum weniger als meine beständigen guten Freunde, die Bayern, unter Umständen gröber und derber. Das kommt dann schließlich für den Betroffenen, insonderheit für den Franzosen mit seinem feineren Formsinn so ziemlich auf eins heraus.

Und deshalb hegte ich im Unterschied von manchen etwas gar zu vertrauensseligen engeren Landsleuten meistens den Verdacht, daß jenes Gerede der Franzosen entweder Geschwätz sei, welches sich bei der Anwesenheit anderer Truppen sogleich in sein Gegenteil verwandle, oder daß sie damit namentlich auf die bisherige Uneinigkeit der Deutschen sich Rechnung machten und den alten Keil ins deutsche Heer oder Volk einzutreiben trachteten, welcher die germanische Eiche so lange gespalten.

Gegen alle derartigen Versuche von außen her oder Regungen auch in der eigenen Mitte war gewiß die gemeinsam geleistete Arbeit das beste Gegenmittel. So sollen, wie man öfters las, auch die Bayern mehrmals mit Freuden die Ankunft der „verdammten“ Preußen begrüßt haben, wenn sie selber wieder einmal allzu ungestüm und trotz ihrer grimmen Tapferkeit zu ungedeckt angelaufen waren. Daher freute ich mich immer der glücklichen Fügung, daß gerade die wichtigsten bayerischen und alle württembergischen Kämpfe bei Wörth, Sedan und jetzt vor Paris Schulter an Schulter mit den stets rühmlichst anwesenden Preußen gegen den gemeinsamen Feind durchgefochten worden sind. Das läßt sich nie mehr auch im spätern Leben ganz vergessen; und wenn mit mehr oder weniger Grund das engere Stammesbewußtsein sein Haupt über das zulässige Maß erheben wollte oder will, so durfte man nur andere und am Ende auch sich selbst an den gepflasterten Bergweg nach Champigny hinab und an das zusammen geflossene schwäbisch-sächsisch-pommerische Blut erinnern, dann war der böse Geist beschworen.

Aber fast habe ich mit dieser kleinen Abschweifung zur uralten deutschen Volkskrankheit und ihrer durch den großen

Krieg zu hoffenden grundsätzlichen Heilung die Spitäler aus den Augen verloren, bei denen ich stand und wo eben die Opfer der Einheitserkämpfung untereinander lagen.

Mit jener obengenannten Kiste voll Weißzeug nun, vor welcher das „Rekurrieren" in preußischer Zucht Halt gemacht, konnte ich in dem vorläufigen Hauptspital der Verwundeten aus unseren Winterschlachten zu Pontault große Freude machen und sah mich für die tragikomischen Schwierigkeiten in ihrer Beförderung von Ort zu Ort reichlich belohnt. Denn die schönen 30 Flanellhemden, welche sie u. a. enthielt, fanden auch außer bei den thunlichst aufgesuchten Ortsangehörigen der wackeren Absender dankbare und willkommene Abnahme als erste Hilfe, ehe weiteres kam. Das bisherige Zeug der Leute war ja teils zerrissen und blutig vom Kampf, teils hatten auch manche ihre Tornister mit den Ersatzstücken verloren.

Weil in diesem Spital eben ein eigener ständiger Diakon eingetreten war, so suchte ich meinerseits unter seiner Ueberfülle von Verwundeten nur die eigenen Leute und näheren Bekannten auf. Unter letzteren befand sich auch einer meiner, der 1ten Brigade angehörigen Tübinger Bundesbrüder, welche wirklich in unverhältnismäßig starker Zahl ehrenvoll an ihrem Bundesfest und zwei Tage nachher gefallen oder verwundet worden waren. Zu dem genannten war es freilich ein eigentümlich schwieriger Gang, da ich von der Hochschule her wohl wußte, wie der noch ungestüm gährende junge Mann vorläufig sowohl in religiösen Fragen der ganzen Weltanschauung, als auch in politischer Beziehung einer sehr einseitigen und nichts weniger als idealistisch-deutscheinheitlichen Gesinnung huldigte. Um so mehr verbarmte es mich, zu hören, daß gerade einem solchen, bei dem nicht die warm persönliche Ueberzeugung und Begeisterung eine freundliche Trösterin im Unglück war, von einer Mitrailleusenkugel beide Schenkel zerschmettert worden seien. Ich eilte daher sogleich zu dem Armen und traf ihn gerade nach der Abnahme des einen Beins, welcher die des anderen in einigen Tagen folgen sollte, hätte ihn nicht der Tod erlöst. Aber das durfte ich sehen, wie herzlich mein Besuch ihn freute, bei welchem ich nach den früher berührten Grundsätzen in der Weise von 1 Kor. 9, 19 ff. in offener

Verleugnung der Form und ebensogewisser Wahrung des Inhalts ihm zur sichtlichen Beruhigung sogleich erklärte, ich komme als herzlichst teilnehmender Freund und Kamerad und nicht als Geistlicher. Mit wehmütigem Lächeln dankte es mir die stolze Jünglingsnatur und bemerkte, daß andere, natürlich völlig entschuldbar ohne persönliche Vorkenntnisse, ihm ein bischen lästig gewesen seien.

Beinahe noch nötiger als der Besuch solcher größeren Spitäler erwies sich übrigens das Aufsuchen auch der kleineren und mehr gelegentlichen Plätze, wo in der ersten Not überall unsere Verwundeten einstweilen untergebracht waren. Denn während es dort an Personal nicht fehlte und auch die sonstigen Mittel mir manchmal nichts weniger als knapp vorkommen wollten, mangelte es den unscheinbaren und zerstreuten Stätten des Kriegselends unvermeidbar an beidem. So fand ich es namentlich in den ersten Tagen zu Ormesson im dortigen Wasserschlößchen, ebenso aber auch zu La Queue, wo außer unserer einst so schönen und friedlichen Kirche samt anstoßender Mairie nicht minder alle Häuser belegt waren und man suchen mußte, um keinen von den Halbvergessenen zu übergehen. Wie ich da einmal einem in Abwesenheit der überbürdeten Unterärzte Umschläge um die fast erfrorenen Füße machte, meinte er mir zur Bestätigung für meine Anschauungen: „Das ist so gut wie gepredigt, Herr Pfarrer!" Das letztere ließ sich jedoch natürlich dazwischen hinein gleichfalls besorgen, so gut wie die Menge von Briefen an Angehörige, welche in diesen Tagen allenthalb bei den Verwundeten notizenartig aufgenommen und dann tief in die Nacht hinein erledigt wurden.

Im übrigen trug diese minder schein- und sichtbare Bemühung ums kleine und kleinste ihren besten Lohn in sich selber, wenn ihrer auch nach außen weder in eigenen noch in fremden Berichten Erwähnung geschehen mochte. Denn die wahre Liebe und Treue ist ja kein tönend Erz und keine klingende Schelle.

Mitten unter alle diese Spital- und Krankenbesuche hinein bekamen wir zwei „Diasporapfarrer" zu La Queue die Krankheit auch ins eigene Quartier. Den Nerven meines Kaplans waren die Szenen und Erlebnisse vom 30. November

bis 3. Dezember denn doch zu stark gewesen, sodaß er in der Mitternacht vom 6. auf den 7. Dezember plötzlich zu delirieren anfing und wegen heftigen Schießens, das er zu hören glaubte, aus dem Bett auffuhr — eine öfters vorgekommene Form von Nervenstörung im Feldzug. Da wir wieder einmal nur ein dürftiges Lager zusammen hatten, so überließ ich es ihm allein, sowohl um seinet- als um meinetwillen, und schickte den Bedienten sogleich nach einem Arzte aus, der sich denn auch glücklich bei einer Reiterschwadron im Dorfe fand und alsbald freundlichst erschien. Natürlich erklärte er die Sache für ein ausbrechenwollendes Nervenfieber und gab uns vorläufig für die Nacht die nötigen Verhaltungsmaßregeln, wobei das Eis und kalte Wasser dermalen ja mehr als bequem zu haben waren. Auch das Wachen bei dem Kranken oder doch Ueberwachen der treubesorgten zwei Pfarrbedienten war mir allerdings ziemlich leicht gemacht, da ich nun mein Lager auf dem Steinboden des Zimmers aufgeschlagen hatte und letzteres keine Thüre mehr besaß. Denn der Kaplan selbst hatte sie den Tag zuvor in Ermangelung des Schlüssels ungeduldig eingetreten, offenbar schon im Beginn der Krankheit. Glücklicherweise, wenn auch unerwartet gelang es jedoch, den Ausbruch eines gefährlichen Typhus im Keim bei unserem Kranken zu ersticken, der sogar das ärztliche Verbot baldiger Spitalbesuche nur wenige Tage einhielt. Aber doch wurde er noch durch lange Müdigkeit an diesen Zwischenfall und damit an die württembergischen Winterschlachten, insbesondere an die Nacht vom 2. auf den 3. Dezember erinnert.

VI.

Blockierung von Paris von Mitte Dezember bis zur Kapitulation.

Unsere Arbeit bei den Verwundeten im Rücken der Brigade war der Hauptsache nach gethan, wir wußten dieselben mehr und mehr wohl versorgt und in guten Händen. So war es Zeit, daß wir am 9. Dezember auch wieder zu der gesunden Mannschaft zurückkehrten, um so mehr

als der größte Teil derselben seinerseits bereits seit dem 6. Dezember eine feste und andauernde Stellung zu Champs, etwa 1/2 Stunde hinter den Vorpostendörfern, insbesondere hinter Noisy le Grand eingenommen hatte.

Zudem nahte am 11. Dezember der Sonntag, der zweite nach den Schlachten, aber doch der erste, an welchem ungezwungener Weise von einem Gottesdienst die Rede sein konnte. Dafür sollte er nun auch nach dem Schwersten, was die ganze Division in diesem Feldzug durchgemacht, in gebührender Weise einer freudigen Sieges- und ernsten Totenfeier gewidmet sein. Als passender Text bot sich mir hiefür die heimische Epistel des nahen 4. Advents Philipper 4, 4—7: „Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich, freuet euch . . . Sorget nichts, sondern in allen Dingen lasset eure Bitte im Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden. Und der Friede Gottes, welcher höher ist, denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu".

Gewiß mochten wir in dieser doppelten Aufforderung zur Freude den echten Ausdruck unserer eigenen Stimmung erkennen, nachdem so bedeutungsvolle Tage an uns vorbeigegangen, Tage des heißen Kampfs und ehrenvollen Siegs. Denn je größer und wertvoller der Einsatz, desto größer auch mit Recht die Freude, wenn er gelingt und die Befriedigung, daß die Opfer nicht umsonst gebracht worden sind. Hätten wir doch kaum gedacht, daß so spät noch auch an unsere Schar die blutige Aufgabe herantreten werde. Jetzt hatte es sich doch noch geschickt, daß sie auch in dieser ernstesten Probe des Kriegers mit dem übrigen deutschen Heere wetteifern durfte, und war nicht zu leicht erfunden worden. Der Stamm, dem wir angehören und der in den alten Zeiten unseres Reichs die Sturmfahne vorantrug, wenn die deutschen Kaiser wider die Feinde zogen, er hatte in den blutigen Tagen der vorletzten Woche bewiesen, daß er der Ahnen immer noch wert und nicht gesunken sei an Mut und tapferer Kraft, daß er sich kühnlich sehen lassen könne in dem schönen Reigen der deutschen Volksstämme, daß der Süden unseres Vaterlandes, welcher auf der Alpen Kette hinblickt, ein ebenbürtiger Genosse ist des Nordens, wo des Meeres Wogen an die Küste schlagen.

Darum „freuet euch, Kameraden," rief ich nach solchen einleitenden Worten den wackern Truppen zu, „freuen wir uns Alle, indem auch wir, die nicht selbst in den Kampf gezogen, teilnehmen an der Ehre unserer Brüder. Und abermals sage ich, freuet euch! Denn nicht bloß der Sieg im Feindeskampf gibt uns dazu Grund, sondern auch der Blick auf das, was im Innern unseres Vaterlands für seine künftige Lage und Ordnung endlich zu stande gekommen ist: ein einiges deutsches Vaterland. Ach, wie viele haben es ersehnt, erhofft, haben gesungen und gedichtet; aber sie haben's nicht erlebt. Sie mußten zu Grab steigen mit dem Wort: Untröstlich ist's noch allerwärts; doch sah ich manches Auge flammen und klopfen hört' ich manches Herz. Wir sind die Glücklichen, welche in die große Zeit gefallen, wo jenes Hoffen und Sehnen sich endlich mit einem Schlag erfüllt. — Eine rein weltliche, eine übermütig trotzige Freude jedoch würde nicht in das Gotteshaus und diese Stunde passen. Darum fügt unser Text als Weihe und Heiligung derselben alsbald hinzu: Freuet euch in dem Herrn allewege. Leget in seine Hand, was euch bewegt; tretet vor ihn und empfanget von ihm geläutert und geweiht eure Freude zurück.... Aber freilich, eine solche Siegesfreude ist untermischt mit tiefer Wehmut und herbem Schmerz ob der schweren Verluste, die wir erlitten. Dem ist ein Kamerad, dem ein lieber Freund, ein teurer Bruder gefallen, der jetzt schon schläft in kalter fremder Erde. Oder liegen sie, die armen Opfer ihrer Tapferkeit auf dem Schmerzenslager, gequält von körperlichem Weh, geplagt von den bangen Sorgengeistern, die sprechen: wie soll es in der Zukunft mit dir werden, was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Diese Tapferen, meine Freunde, mit denen der unerforschliche Ratschluß Gottes es anders, schwerer, als mit euch vorgehabt, sie haben in einer Linie mit den glücklich Zurückgekehrten gekämpft und geblutet; so haben sie auch verdient, daß wir hinwiederum in einer Linie mit ihnen trauern und sorgen, aber sorgen in der rechten christlichen Weise, welche der Apostel in dem zweiten Teile unseres Textes angibt. Denn wie die Freude, so will er auch die Sorge geweiht, geheiligt wissen, indem wir sie auf den werfen, der für uns sorgt." .... — —

Es war auf lange Zeit das letztemal, daß ich so volle Töne anschlagen durfte, bei allem Ernst und tiefem Leid, das wir um die Opfer des Siegs trugen, doch unter den Lebenden und Gesunden gewiß mit gutem Recht vorwiegend Töne der Freude und gehobenen Befriedigung über das glücklich Errungene. Von jetzt an begannen jene endlos langen sieben Wochen der Blockierung des spröden Paris, von den ersten Dezembertagen 1870 bis 29. Januar 1871; und sie deuchten uns nicht eben wie einzelne Tage, gleich dem Erzvater Jakob seine sieben Jahre, welche er um Rahel zu werben und zu dienen hatte. Denn auf die Sturm- und Hochflut unserer Winterschlachten kam ja nun fürs Ganze, wie für den einzelnen die Zeit der Ebbe, Tage der geringen Dinge, wo ein Tag dem andern glich in ödem und doch schwerem Einerlei, wo es nicht voran wollte zu etwas Neuem und Zielhaftem, sondern immer fast das Alte sich wiederholte, ohne wie früher zu aller Beschwer hin wenigstens das Anregende und Auffrischende der Neuheit zu haben.

So schlich mehr als je der bitterböse Gast trostloser Langeweile durch die Reihen und noch schmerzlicher das tiefe Heimweh, besonders als es gegen die Heimats- und Familienfeste Weihnachten und Neujahr ging und immer noch entfernt kein Absehen war, wann es endlich aus der feindlichen Fremde friedlich nach Hause gehe!

Aber gerade damit war für uns Geistliche die Hauptzeit gekommen, wo wir zu zeigen hatten, zu was wir mit dabei waren. Und als mich einmal in diesen Tagen ein paar Offiziere in sauersüßem Scherze fragten: „Ist es Ihnen denn noch nicht entleidet, Herr Pfarrer?“ so konnte ich mit gutem Gewissen antworten, daß ich gleich meinen Amtsgenossen von Anfang an nicht zur Kurzweil und Belustigung mitgezogen, sondern in der sicheren Erwartung, gute und schlimme Tage mit den Truppen zu erleben; aber das Entleidetsein solle mir im Dienste nicht vorkommen. Oder jedenfalls wollte ich dabei den Herrn Offizieren wie überall im Feld den Vortritt lassen.

Mit doppelter Thatkraft und zäher Ausdauer galt es denn, unsere ganze amtliche Thätigkeit auf jene alles durchdringende Stimmung geflissentlich einzurichten. Hatte der geist-

liche Dienst schon in den ruhigen Wochen des Spätherbsts und Vorwinters ein heimischfriedlicheres Gepräge angenommen, über welchem aber damals noch der fast poetische Duft einer behaglichen Ansässigmachung und Einbürgerung lag, so mußte er sich jetzt gegen die schlimmen Plagegeister der Langeweile, der unmutigen Ungeduld und des Heimwehs zu einem Kultus der ernsten und geduldigen Heimatsgesinnung, der zufriedenen Ergebung in eine lange Warte- und Probezeit gestalten.

Zu diesem Zwecke hatte ich uns zunächst den Kirchenraum selbst zu einer stets zugänglichen Frei- und Friedensstätte zu erobern. Bei der früher anwesenden Brigade, welcher in besserer Jahreszeit für den Gottesdienst das Freie zur Verfügung stand, soll die Kirche in Champs durchaus zu weltlichen, ja sogar höchst weltlichen Zwecken gedient haben. Auch bei uns wollte dies, ehe wir Geistliche eintrafen, bereits einreißen und diente der Raum einfach als Stationswache mit Strohlagern und Feuern, ja sogar als Gelaß für die Arrestanten. Ein solcher Gebrauch war natürlich nicht bloß für den jeweiligen Gottesdienst höchst störend, zu dessen Behuf jedesmal vorher hätte geräumt und gereinigt werden müssen, sondern er widerstrebte auch an sich dem Gefühl.

Weil mein Kaplan nicht gerne an so etwas gehen mochte, rückte ich also dem im Dorf kommandierenden Oberst ins Haus und wußte, da er überdem Katholik war, seine anfänglichen Einwendungen mit einigem diplomatischem Geschick unschwer zu überwinden. Denn er konnte doch hinter dem Protestanten und dessen Bekanntschaft auch mit der katholischen Lehre nicht an Sinn für das kirchlich Geziemende zurückstehen. Infolge dessen wurde die Kirche endgiltig geräumt und bot uns, unter Abschließung des Chors zur Schonung der katholischen Anschauungen, fortan den ungestörten Ort für unsere beiderseitigen Gottesdienste, welche gerade in Champs nach der Lage der Truppenabteilungen besonders häufig zu halten waren. Zwar so schön war sie namentlich im Aeußern nicht, wie wir sonst besonders schon im Lothringischen auffallend viele getroffen hatten. Aber doch besaß sie im Innern dank dem feineren französischen Volksgeschmack denselben Vorzug einer weit geringeren Ueberladung, als es oft in katholischen Gegenden von Deutschland,

wahrscheinlich zugleich aus übertreibendem Gegendruck gegen den Protestantismus der Fall ist.

Und so freute ich mich gar häufig der glücklichen Errungenschaft, wenn ich nicht minder auch an den Wochentagen bei nicht gar zu kaltem Wetter im Vorbeigehen sah, wie einige meiner Leute in der Kirche drinnen saßen und deren Ruhe, verglichen mit dem überfüllten Quartier, zum Briefschreiben nach Haus benützten oder still etwas lasen, sei es geistliches oder weltliches, während ein andermal einer unserer Schullehrer sich an das vorhandene Harmonium setzte und heimische Choräle spielte, daß bald ein kleiner Kreis sich um ihn sammelte und wohl auch zuweilen mitsang.

Oft kam mir bei dieser durchaus würdigen Verwendung des Kirchenraums als allgemein offenstehender Zuflucht unter dem Lärm und Gedränge des Werktags der fragende Gedanke, ob es wohl von uns Protestanten daheim notwendig oder weise sei, daß wir das Gotteshaus die Woche über ängstlich geschlossen zu halten pflegen.

Zum eigentlichen Gottesdienst war die Kirche in Champs leider etwas klein, so daß nicht selten eine Anzahl der Zuhörer noch auf dem freien Platz vor ihr stehen mußte. Und doch war sie für den größten Teil der Brigade die einzig verfügbare. Denn in Noisy lag die viel schönere halb in Trümmern oder war wenigstens von den Forts und dem Avron aus bis zur Unbrauchbarkeit gefährdet. Dafür wechselten unsere Regimenter in regelmäßigem Gang alle vier Tage zwischen dem längere Zeit ebenso gefährlichen als beschwerlichen Vorpostendienst in Noisy und dem Sitz in dem ruhigen Champs, wobei Ab- und Einmarsch in jenem Ort geflissentlich während der deckenden Morgendämmerung vorgenommen wurde. Mit demselben Recht wählte ich für die gelegentlichen Besuche bei meinen dortigen Leuten, welche in den gefährlichsten Zeiten daselbst sogar teilweise in den Kellern kampieren mußten, meist den Spätnachmittag und die Abenddämmerung, wurde aber dann immer ganz besonders freundlich aufgenommen.

Für uns Geistliche ergab sich dadurch die entsprechende Ordnung, daß wir durchschnittlich alle vier Tage, je am Tag nach dem Einmarsch des betreffenden Regiments und zugleich

mit thunlichster Bevorzugung des Sonntags predigten. Eine versuchte bataillonsweise Trennung der Abteilungen wegen des beschränkten Raumes wollte sich dagegen aus militärischen Gründen nicht machen lassen, so gerne wir uns dafür anboten. Im übrigen stand man allmählich und besonders in dieser bedürftigsten Zeit so gut zusammen, daß mir der stellvertretende Brigadekommandant z. B. einmal vor dem Erscheinungsfest von selbst die Anfrage sandte, ob ich nicht an demselben einen Gottesdienst halten wolle. Mit warmem Dank für das wohlthuende Entgegenkommen erklärte ich ihm jedoch meine absichtliche Uebergehung dieses im Feld ohnehin kaum recht anbringbaren Festes, da ich ganz derselben Abteilung gerade zwei Tage zuvor die nachträgliche Neujahrspredigt gehalten hatte. Eine Uebertreibung aber erschien mir im Krieg fast noch mehr als im Frieden gerade so fehlerhaft, als das entgegengesetzte Uebel der Lauheit, was denn auch der wackere Offizier völlig zu würdigen wußte.

An auswärtigen Orten kam ich unter solchen Umständen fast nur über die Hauptfestzeit und mit manchen Schwierigkeiten oder nach einigen zuerst vergeblichen Anläufen zum Gottesdienst. So unter anderem bei den abgelegenen Reitern in Lognes, wo ich bei der leidigen Beerdigung eines, durch einen Unfall umgekommenen Reiters an der dortigen Friedhofkapelle ein ziemlich brauchbares Lokal auch für sonst und später entdeckte. Denn „mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen" rief uns hier sehr zeitgemäß schon der Ort nicht minder als der aus der Ferne herübertönende Baß der Festungs- und Belagerungskanonen zu. Ebenso konnte ich um Neujahr den Sachsen und einer Munitionskolonne zu Torcy mit Predigt und Abendmahl mich widmen, oder zu Emerainville bei der Proviantkolonne auch einmal wieder vor einer Zivilgemeinde, den Schwarzwaldbauern des Fuhrwesens mit ihren gelben Lederhosen predigen, was der Kommissär wegen ihrer etwas aus der Ordnung gekommenen Nomadengesinnung und Haltung für sehr erwünscht erklärte.

Auch in der äußeren Form der Feier erschien es eben in diesen Wochen des Heimwehs wertvoll, sich der heimisch vertrauten Gestaltung thunlichst anzunähern. Bei der reichlicher verfügbaren Zeit konnte zum Beispiel jetzt auch der ein-

stimmige Choralgesang seine Stelle finden, nachdem allemal die stets anwesende Musik einen Vers vorgespielt. Und man merkte deutlich, wie diese einzige Mitthätigkeit der Gemeinde in unserer fast reformiert einfachen Liturgie den Truppen sehr nach dem Herzen war. Auch ohne Kunst erklangen die frischen Männerstimmen mit ihrem militärisch raschen Tempo in der That gar kräftig und vielleicht erhebender, als mancher schleppende Gemeindegesang im Frieden zu einer langsamen Orgel. Insbesondere erinnere ich mich, wie dabei einmal meine Offiziere über das ihnen noch nicht bekannt gewesene schöne Kirchenlied „Mir nach, spricht Christus, unser Held", und noch mehr über das verwandte „Auf, Christenmensch, auf, auf zum Streit!" wegen seiner durch und durch militärisch-religiösen Färbung sehr erfreut waren.

Schon seit der Zeit größerer Ruhe und Muße im Unterschied vom Marsch hielt ich darauf, die Predigt stets gründlich zu studieren und pünktlich niederzuschreiben. Denn ich konnte natürlich bald merken und lernte es namentlich einmal mit Dank beim Anhören einer Predigt meines im praktischen Amt schon viel länger geübten Amtsgenossen vom Hauptquartier, wie mir ohne das und bei einem nur flüchtigen Nachdenken auf dem Pferd oder im Hausgärtchen eines Quartiers die Gedanken sich abnützten und einer nicht mehr anregenden Kriegsallgemeinheit verfielen. Wenn ich dann gleichfalls schon seit länger mich gerne an die heimische Perikope des Sonntags hielt, um die Gemeinschaft im Geiste mit denen zu Haus hervortreten zu lassen, so zeigte sich dies Bedürfnis nunmehr in verstärktem Maß. Der Soldat liebte ohnehin auf die Dauer nicht lauter Texte von ausgeprägtem kasuellem Charakter und namentlich nicht gar zu viele alttestamentliche mit ihrer naheliegenden Gefahr eines religiösen oder vielmehr irreligiösen Chauvinismus; denn man wollte ja gerade im Gotteshaus auch einmal vom Krieg und der absonderlichen Feldlage etwas ausruhen. Aber ebensowenig hielt ich eine völlig allgemeine, von Zeit und Ort ganz absehende Haltung der Predigt in reinster Friedensform für sachgemäß. Wenn auch unter Umständen nur noch schwächer und mehr als Einleitung oder Schluß, mußte doch unsere Ausnahmslage mit hereinklingen. Und das war

schließlich bei einiger Gewandtheit und reiflichem Vorausbedenken der so vielseitig fruchtbaren Texte fast immer möglich.

So wagte ich es z. B. selbst mit der Versuchungsgeschichte Christi, von welcher meine Amtsgenossen die Brauchbarkeit im Feld bezweifelt hatten. Auch dem schönen, mir stets besonders werten Kinderevangelium am Sonntag nach Neujahr wollte ich nicht ausweichen und glaube, daß dies reine Friedens- und Familienbild durch den wohlthuenden Gegensatz eben auch im Felde fern von der Heimat, und bei den älteren im Heer fern von Weib und Kind sein gutes Recht hatte. Denn solche Gedanken mochten ja wohl gegen manche Gefahren des Kriegslebens die unsichtbaren Schutzengel sein, welche beim Wegfall von mancher sonstigen Schranke als sittlich-religiöse Bundesgenossen herbeizurufen waren. Nebenbei sollten sie auch herzlich gerne den französischen Kindern zu gut kommen, die in der Zeit nach Neujahr immer häufiger aus den rückwärts liegenden Orten recht bleich und kümmerlich aussehend hereinkamen, ein Stück Brot zu erbitten. Die Eltern, soweit noch welche anwesend gewesen, waren allmählich meist wegen Spionierverdacht aus unsern Stellungen verwiesen worden — erbarmungswürdige Karawanen in der Winterkälte mit dem bescheidenen Bündel Habe unter dem Arm! Nun schickten sie die Kinder vor, oder dann und wann brachte eine Mutter auch ein krankes, dessen sich unsere wackeren Aerzte gerne annahmen. Wir konnten doch gegen die kranken wie gegen die gesunden Kinder wahrlich nicht roher sein, als der berühmte hussitische Eisenfresser Prokop vor Naumburg, bloß daß wir ihnen statt Kirschen eben Brot und etliches deutsches Weihnachtsbackwerk als Zeichen der „Freude, die allem Volk widerfahren“, verabreichen konnten. Mein Bedienter freilich wollte das übrige Brot u. s. w. in üblicher Soldatensprache den „Lumpenfrançais“ durchaus nicht gönnen, sondern alles für meinen Schimmel behalten, der doch in der vielen Ruhezeit zusehends glänzender und unnötig mutwilliger wurde.

In diesen öden Wochen der Langeweile erreichte auch jene früher geschilderte Bemühung um unterhaltenden Lesestoff ihren Höhepunkt; und die Unseren daheim wurden in rühmlichster Weise nicht müde, immer wieder für Ersatz des rasch Ab-

genüßten zu sorgen. Zur Pflege fleißigen Briefwechsels aber mit den Angehörigen in der Ferne erwies es sich bei Gelegenheit der Lesesachen als praktisch, den Soldaten im Quartier oder Spital auch ein wenig für Papier und Umschläge oder für Feldpostkarten zu sorgen. Letztere konnte zwar jedermann leicht erhalten, aber mancher gemeine Soldat kam trotzdem nicht recht dazu, wenn man's ihm nicht brachte. Dieses Verfahren hatte ich mit Dank und Erfolg meinem rühmlichst eifrigen Amtsgenossen in der 1ten Brigade abgelernt.

Gegen Weihnachten häuften sich nun außerdem als Hauptverteilungsgegenstand die gediegeneren Gaben aus der Heimat, welche gleichfalls gar vielfach durch die Hand von uns Geistlichen gingen. Ich sage, daß sie sich häuften. Denn wenn in letzter Zeit von sonst hochangesehener Seite die Behauptung gefallen ist, daß bei den Süddeutschen zu Haus im Unterschied von den Norddeutschen die Begeisterung sich weit mehr im Singen, Reden und eigenen Trinken, als in wirklichen Liebesgaben an ihre Truppen im Feld ausgedrückt habe, so weiß ich ja nicht, wo selbiger Kriegsberichterstatter mit seiner Unterbringung bei einem vornehmen Stab seine Beobachtungen gemacht hat. Bei unserer Division ganz gewiß nicht, und noch viel weniger mitten unter den Truppen drinne, wie namentlich wir süddeutschen Feldgeistlichen. Denn von da aus ist gerade das Gegenteil zu sagen.

Für jene mißliche Anfangszeit noch im Elsaß-Lothringischen konnte ja zu Haus niemand etwas, wo nämlich die Feldpost ein paar Wochen lang rundweg keine Päcke beförderte. Damals sind namentlich wir armen Raucher einer „zigarrenlos schrecklichen Zeit" unterworfen gewesen, weil in Frankreich der Tabak Staatssache ist und als solche vor unserer kriegsrechtlichen Beschlagnahme allgemein geflüchtet war. Infolgedessen galt es damals als das größte und willkommenste Geschenk, das ein Freund oder Gastfreund dem andern überreichen konnte, wenn er ihm zwei oder sogar drei Zigarren spendierte. So ging es z. B. mir bei einem bitterbösen nächtlichen Verirren auf einem einsamen Geschäftsgang in der Pappelalleen-Gegend von Maixe, als ich endlich durch lauter Franzosen durch zur gastlichen Hütte zweier trefflichen bayerischen Genieoffiziere

geriet und diese mir außer sachverständigster Wegangabe wirklich auch drei Zigarren schenkten zum Entgelt für den glänzenden Empfang, welchen sie bei der Durchfahrt in den Krieg zu Stuttgart gefunden hatten. Ihre liebenswürdige Aufnahme, einschließlich die Zigarren, bleibt mir schon wegen des Gegensatzes zu jener meiner sehr mißlichen Lage unvergeßlich. Sollten die damals jungen Männer noch leben und diese Zeilen zufällig zu Gesicht bekommen, so seien sie hiemit herzlichst gegrüßt.

Was nun also insonderheit das edle Rauchkraut im Feldzug überhaupt anlangt, so wurden nach vernünftig baldiger Aufhebung der Postpacketsperre allmählich solche Massen desselben an uns alle entsandt, sei es von Freunden und Bekannten, sei es von Vereinen, daß wir fast mit dem Pulverrauch wetteifern konnten. Und gar manche öde, langweilige Stunde ist uns freundlichst in den Nebelschleiern der allezeit brennenden Zigarre ungeahnt rasch entschwunden. Die vielen schlechten und lieblosen Witze über die Beschaffenheit der Liebeszigarren will ich daher nicht vermehren, schon in Anbetracht des allbekannten Sprichworts über die prüfungslos dankbare Annahme des Geschenkten, das zudem als Feldzigarre vorwiegend den Beruf hatte, „im Freien geraucht zu werden".

Wie ich von den vielen Vorräten, die mir zur Verteilung an andere zukamen, den entsprechenden Gebrauch gemacht, hatte ich schon früher wiederholt Gelegenheit anzudeuten. Einmal konnte ich mit einem von den Tübinger Stiftskollegen mir selbst gesandten Kistchen „Viktoriazigarren" in entschieden sachgemäßerer Weise zu Pontault einen Feldwebel erfreuen, der beim Sturm auf den Kirchhof von Nogent s. S. nach dem Fall der Offiziere, obwohl selbst verwundet, in grimmer Tapferkeit die Kompanie weitergeführt hatte und dafür soeben mit dem eisernen Kreuz belohnt worden war. Sonst war ich namentlich auch darauf bedacht, den Unterärzten und Wärtern an unseren Regimentstyphusspitälern reichlich Zigarren zuzuschieben, in denen ich nun einmal, ob richtig oder nicht, ein Schutzmittel gegen Ansteckung sah.

Aber auch eine Fülle von anderen Gaben, die nicht in Rauch aufgingen, kamen uns aus der Heimat von allen Seiten zu, und zwar in einem Maße, daß es mir für ein keineswegs

reiches Land rührend und hochachtungswürdig war. Wenn in sehr vielen Fällen wir Geistliche mit der Vermittlung betraut waren, machte es sich natürlich am bequemsten mit dem uns reichlich zur Verfügung gestellten Geld von einzelnen oder von Vereinen, waren es nun allgemeine Sanitätsvereine oder auch Vereine für besondere Kreise und Berufe, wie Jünglingsverein oder Lehrervereine und dergleichen. Und wirklich konnten die Leute im Feld einen Zuschuß gerne brauchen, weil es mit dem Wein immer knapper und mißlicher wurde, Kälte und Anstrengungen aber nicht nachließen.

Auch für Weißzeug war die teilweise Sendung an uns nicht unpassend, indem wir durch Einzelerkundigung da und dort eine Lücke in der amtlichen Verteilung zu entdecken wußten, welche ja selbst bei voller Ehrlichkeit und Gerechtigkeit der damit betrauten Unteroffiziere nicht unfehlbar sein konnte.

Daß die Sache ihre kleine Kehrseite hatte und das Gabenverteilen durch den Pfarrer ihn bei manchem zum vorwiegend weltlich geschätzten „guten Mann" machen mochte, soll natürlich nicht geleugnet werden. Aber ist es denn im Frieden anders? Oder wer will auf Erden immer das Unkraut und den Weizen säuberlich sondern?

Schließlich möchte ich nur noch zweier Gaben Erwähnung thun, die mich zu Weihnachten ganz besonders freundlich berührten, nämlich das gerade zu diesem Fest so feinsinnig volkstümliche, für Alle gleiche Päckchen des Stuttgarter Sanitätsvereins, welches in etwa 25,000 Exemplaren ankam; sodann eine rührend landesmütterliche Sendung unserer Königin, welche außer vielem anderen uns Offizieren und Offiziersgenossen für die bittere Winterkälte und die oft so zweifelhafte Unterkunft scheinbar prosaisch, in Wahrheit höchst wertvoll je ein paar vortrefflicher, ungewöhnlich solider wollener Strümpfe schickte, die hoch über das Knie heraufgingen und einen herrlichen Schutz des Fußes bei Tag und oft auch bei Nacht abgaben. Bei meinem schlimmen Sturz nach der Okkupation haben sie mir noch freundlich das Knie beschützt, das sonst übel mitgenommen worden wäre.

Und all diesen höchst regen Verkehr mit der Heimat, sei es in geistigerer Form, sei es als Uebermittlung leiblicher

Güter und Gaben hat uns allezeit, sobald sie durfte, die edle Feldpost mit nie ermüdendem Eifer, mit anspruchslos bescheidener Treue am scheinbar kleinen und doch in Wahrheit hochwichtigen Platze besorgt. Der ganz besondere Jubel war vollberechtigt, mit dem ihr wettergedunkelter grauer Wagen beim endlichen Einzug in Stuttgart begrüßt wurde. Hatte er doch in seinem geräumigen Innern so viel Freud und Leid, traurige und frohe Kunde, Grüße und Gaben getragen und war für die Heimatfernen immer eine der liebsten Erscheinungen gewesen, ein Bote und ein Band mit daheim.

Wir Pfarrer insbesondere, denen ja zumal in der mittleren Winterszeit eine so ganz ähnliche Aufgabe gestellt war, können nur mit größter Achtung dieser getreuen Mitarbeiter an unserem Beruf gedenken. Und ich that das in einer Art von amtsgenössischem Gefühle immer schon im Feld, so oft ich namentlich als Hausnachbar in Champs mit diesen mir stets willfährigen und gefälligen Beamten zusammentraf. Sonst wurden dieselben sehr mit Unrecht nicht selten etwas militärisch von oben herab angesehen und behandelt, wie sie mir zuweilen klagten.

Wenn so die Heimat in wohlthuendster Weise allem aufgeboten hatte, auch uns vor Paris ein frohes Weihnachten zu bereiten, war dasselbe trotzdem in unserer Lage weit davon entfernt, sich zu einer wirklich frohen Feier zu gestalten. Einen Lichtpunkt bildete es ja gewiß für den Menschen und Christen, aber ein Licht mit tiefen schweren Schatten daneben.

Schon äußerlich war es uns vom Feinde selbst einigermaßen gestört, der seit einigen Tagen zur Abwechselung begonnen hatte, in seinem Gefängnis wieder etwas unruhiger zu werden und von neuem ein wenig an der ihn umschließenden Kette zu rütteln. Deshalb hatten wir ähnlich wie früher mehrfach gehäufte Alarme oder doch Alarmbereitschaft, wie ein neu auftretender Name lautete, so am 16., 17., 18., 21. und 24. Dezember, deren zum Teil recht eigentümliche Gestaltung ich schon früher berührt habe.

Am Abend des letzteren Tags waren wir zwei Geistliche von den allezeit besonders liebenswürdigen Jägeroffizieren zu ihrer Bescheerungsfeier ins Schloß eingeladen, hielten es aber

für richtiger, diese Stunden mit und unter den Verwundeten im benachbarten Spital zu Noisiel zu verbringen. Da war nun zwar in sieben bis acht Räumen alles gar schön hergerichtet und prangte z. B. im Maschinensaal der Schokoladefabrik eine riesige Tanne von gegen 30 Fuß Höhe in strahlendem Lichtglanz. Aber unter ihr lag einer unserer Krankenwärter vom Typhus angesteckt im Sterben und seine fieberglänzenden Augen sahen die Lichter nicht mehr. In der Nähe saß auf seinem Bett ein bitterlich weinender Sachse und gedachte im schmerzlichsten Heimweh der fernen Lieben in der Lausitz, mit denen er sonst diesen Abend gefeiert. War dies das Friedensfest der Christenheit, das Freudenfest der Familien und Häuser? Wie schön hatte man es sich ausgedacht und wie lieblich wäre es gewesen, wenn der Weihnachtsruf der himmlischen Heerscharen „Friede auf Erden" auch im äußerlichen vollen Sinn zur Wahrheit geworden wäre, wenn endlich die Kanonen geschwiegen hätten, um sich ablösen zu lassen vom gemütlicheren Klange der Kirchenglocken, wenn wir irdischen Heerscharen nach glücklich vollbrachtem Werk heimgekehrt wären, um mit den unseren vereint demütig zu preisen: Ehre sei Gott in der Höhe! und ohne Haß oder Bitterkeit gegen den Feind versöhnten Sinnes auch zu gedenken, daß der Weihnachtsgruß als große Freude allem Volk gilt und allen Menschen ein Wohlgefallen dargeboten ist.

Tiefbewegt von solchen Eindrücken und dem Zwiespalt der Gedanken wandelte ich spät abends vom Spital nach Haus, um sie im wehmütigen Ernst der Weihnachtspredigt des folgenden Tags durch- und ausklingen zu lassen.

Aber ganz daran hängen zu bleiben war ja nicht die Zeit; und unser Dienst in erster Linie bei den Lebenden und Gesunden mit ihrer gleichfalls hinreichend schweren Lage forderte nicht minder sein gutes Recht. Für sie mußte die gedrückte Stimmung sich wieder um ein gut Teil heben und zu dem männlich gehaltenen markigeren Ernste aufschwingen, wie er sich acht Tage nachher bei der kirchlichen Begehung des Neujahrsfestes an einer so unerhört bedeutsamen Jahreswende ziemte.

Zum Text hatte ich deshalb absichtlich die ganze Reihe der hiefür zur Auswahl gegebenen Morgenlektionen unserer

württembergischen Perikopen gewählt, welche lauten: Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit Hebr. 13, 8. — Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir Hebr. 13, 14. — Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat Hebr. 10, 35. — Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben Offenb. Joh. 2, 10. — Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch Allen! Amen. 2 Kor. 13, 13. — Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt Offenb. Joh. 1, 4.

Hierüber führte ich folgendes aus: „Meine lieben Freunde! Für jedes Gemüt, das sich nicht selber gegen den Eindruck durch Leichtsinn oder Stumpfheit verschließt, ist es immer ein ganz eigenes Gefühl, wenn in der dunklen Mitternacht des 31. Dezember die dumpfen schweren Glockenschläge zwölf Uhr die Grenzscheide zweier Jahre bezeichnen. Sie schallen wie sonst durch die Nacht, und doch hört sie das sinnende Ohr ganz anders. Denn in diesem Augenblick mehr als in jedem andern ist uns ja, als spürten wir den Gang und Lauf der Zeit, den Fluß der ewig rastlosen, immerwechselnden, wir die sterblichen und doch unsterblichen, die zeitlichen und vergänglichen und doch für unvergängliche Ewigkeit bestimmten. Und nicht bloß den Verfluß der Zeit fühlen wir in diesem Augenblick, sondern mit dem scheidenden Jahre verabschieden wir gleichsam einen lieben, traut gewordenen Freund, verabschieden eine bunte Reihe Freud und Leid, einen langen Zug ernster und heiterer Erlebnisse, die im Scheiden nochmals am geistigen Auge der Erinnerung vorüberziehen und uns stille grüßen. — Und all dies, meine Freunde, wie vielmehr diesmal, als sonst! Gleichwie am Himmelszelt sich Stellen zeigen, die leer sind von Sternenglanz, andere, wo die funkelnden Lichter sich drängen, so auch die Jahre, welche der Mensch erlebt. Das Jahr, welches gestern uns verlassen, was ist es für ein Hall- und Jubeljahr des deutschen Volkes, ein Ehren- und Siegesjahr, ein Jahr der Größe und Erhebung, wie noch nie eines für unser Vaterland gewesen. O glücklich jeder, der es miterleben durfte, glücklich jeder, dem es vergönnt war, an irgend einem Posten in eigener

Beteiligung die großen Tage mitzumachen, glücklich auch die, denen es das letzte ihres Lebens gewesen; denn wer so auf dem Schlachtfeld für unser geliebtes deutsches Vaterland sterben durfte, der starb wohl: in sein brechend Auge fiel der Glanz von des künftigen Reiches Morgenröte. — Am heutigen Tag, wo so viele Gedanken und Stimmungen das Herz bewegen, ist es die schöne Sitte unserer heimischen Kirche, eine Reihe von Texten, wie wir sie eben vernommen, der ernsten Betrachtung zu bieten, damit jede Saite im Herzen angeschlagen werde, jede Stimmung ihren Nachklang finden möge und ihre Weihe aus dem reichen Schatz des göttlichen Worts. Greifen wir mitten hinein und fassen zuerst ins Auge das schöne Wort: Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben. Dieser Spruch, er sei dem Andenken derer gewidmet, welche am heutigen Tag zuerst das Anrecht an uns und unsere Erinnerung haben, dem Andenken unserer braven Toten, die nicht mehr mit uns die Schwelle des neuen Jahres überschreiten sollten, die nicht miteintreten durften in das Erntejahr, sondern als edle kostbare teure Saat sich selbst zum Opfer gegeben haben. Wozu der Apostel mahnt, das haben sie gethan. Sie waren treu, jeder an seinem Platz, treu dem Eid, den sie dem König geschworen, treu der Liebe und Begeisterung, welche so manche unter ihnen im fröhlichen Freundeskreis unter den Arbeiten und Studien des Friedens dem deutschen Vaterland gelobt. Ihr Wort und Sang ist gelöst durch Treue bis zum Tod, durch Treue auch am unscheinbaren Posten, wo sie am schwersten ist. Die Brust der Toten kann ja keine Ehrenzeichen, kein Kreuz und Orden mehr schmücken; auch das Totenkreuz fehlt auf gar manchem Hügel, wo ungenannt, ungerühmt der und jener Brave eingesenkt wurde in die kalte fremde Erde. Aber statt aller menschlichen Ehre ist solchen Helden die Krone des Lebens verheißen. Denn Größeres kann ja keiner thun, als daß er das Leben freudig läßt in seinem Dienst, läßt für das Vaterland und die Brüder. Wer dazu fähig ist von ganzem Herzen, wer das thut mit voller klarer Freudigkeit, dem wiegt die eine That tausende auf vor den Augen des gerechtesten Richters, ob ihn auch in früher, noch nicht zur Frucht gereiften „Jugendkraft der Tod wegrafft“. Uns aber, meine

Kameraden, seien die Namen dieser Braven unvergeßlich; legen wir schon jetzt im Geist den Ehrenkranz auf ihr stilles Grab, sorgen wir dereinst dafür, daß ihrer Jahr für Jahr auch öffentlich gedacht werde, ihrer, die treu waren bis zum Tod! — Aber nun, meine Lieben, vom Vergangenen mit seinen Siegen und Ehren, seinen Wunden und Verlusten weg und frisch den Blick vorwärts gerichtet, wie sichs ziemt an der Jahre Grenzscheide. Und da mahnt der Apostel: Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat! Im Vertrauen auf den lebendigen Gott, den Schirm und Schutz unserer gerechten Sache, haben wir seither Thaten gethan. Sollten wir nicht dankerfüllt seinen allmächtigen Beistand auch fürs neue Jahr anflehen, sollten wir undankbaren Sinnes wähnen, jetzt können wir es vollends allein besorgen und bedürfen sein nicht mehr? O das ganze vergangene Jahr ist eine zu eindringliche Predigt über den Text: Gott widerstehet den Hoffährtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade. Lasset uns doch nie und nimmer das Wort, welches wir anfangs zur Losung erwählt, vergessen und versäumen. Mit dem Wort, das einst Samuel nach Ueberwindung der Feinde auf den Siegesstein schrieb, wollen auch wir die Grenzscheide beider großen Jahre zeichnen: Ebenezer, d. i. bis hieher hat der Herr geholfen. Er sei auch ferner unser Schirm und Schild, den wir nicht in leichtsinnigem Uebermut wegwerfen wollen. Aber auch in anderem Sinne lasset uns die Mahnung des Apostels beherzigen. In sicherer Ferne mag der und jener den Krieg ansehen gleichsam wie ein Schauspiel und die Geduld verlieren, wenn der Vorhang lange nicht wieder aufgeht und eine neue Szene beginnt. Wir wissen, daß es sich da nicht um Schauspiel und müssige Unterhaltung handelt, sondern um blutigsten Ernst und harte Arbeit. Freilich, sie wird für euch, Kameraden, zuweilen furchtbar schwer und herb. Da kann in einer trüben Stunde wohl dem einen oder andern der Gedanke kommen: Warum gehts nicht vorwärts? Sollte es am Ende noch schlimm ablaufen und wir zu früh gejubelt haben? Nein, meine Freunde! Auch in diesem Sinne wäre es undankbares Unrecht, unser Vertrauen wegzuwerfen, das Vertrauen zunächst auf den Gott, der uns seither so sichtbarlich gesegnet hat und der wohl wissen wird,

warum er unseren raschen Siegesschritt auch einmal verlangsamt hat: damit wir nicht übermütig werden, damit wir nicht fallen in die Sünde, die unseren Feind zu Fall gebracht, den Kriegstaumel und Größenwahn, welcher nimmer auf Erden gut thut und unserem deutschen Volke am schlechtesten anstünde, dessen Schmuck und Zierde seither Friedensliebe und Bescheidenheit war. Und neben dem Vertrauen auf den allmächtigen und allweisen Gott ziemt uns auch fürder das volle unbedingte Vertrauen auf die menschlichen Werkzeuge, deren Gott sich bedient, das Vertrauen auf die Weisheit und Kraft unserer Führung, unter welcher wir bis heute die schönen Erfolge errungen, unter welcher wir das Werk auch zum glücklichen Ziele führen werden, so wir anders ausharren, wie es deutschen Männern geziemt. Winkt uns doch dafür eine so große Belohnung: nicht bloß innerlich die friedsame Frucht der Gerechtigkeit, welche denen verheißen ist, die in der Geduld Erfahrung, in der Erfahrung Hoffnung lernen und sich üben lassen in der ernsten schweren Schule. Nein, schon äußerlich winkt uns ein reicher, würdiger Lohn: endlich ein großes gesichertes Vaterland, endlich die frohe Aussicht, nicht mehr wie bisher seit nahe zwei Jahrzehnten bei jedem Neujahr ängstlich lauschen zu müssen nach der Stadt da drüben an der Seine, ob der alte Vulkan nicht wieder koche und gähre, und der alte Tyrann eine jener Jahreslosungen ausgebe, die Krieg und Elend bedeuteten. Es winkt uns die Hoffnung, fortan in gesichert starkem, ehrenvollem Frieden den Werken des Friedens obliegen zu können von Geschlecht zu Geschlecht. Wie 1870 das große Kriegsjahr war, so wird, wir hoffen es zuversichtlich, 1871 die Zeit eines langen schönen Friedens einleiten, wo das alte vergangen und vieles, vieles neu geworden ist. — Allein, meine Freunde, wir stehen hier im Hause Gottes. Und wenn wir uns auch vollberechtigt fühlen, die Sorgen und Angelegenheiten unseres irdischen Vaterlandes und des deutschen Reichs vor den Augen und Ohren unseres Gottes darzulegen, so dürfen wir doch nie vergessen, daß die Schrift mit tiefem Rechte sagt: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das übrige alles zufallen! Mit frohem freudigem Blick schauen wir in die Zukunft unseres neuerstehenden deutschen

Reichs; aber wir wissen mit dem Apostel, daß wir hie nicht haben eine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen. Dieser Ewigkeitssinn, dieses Heimweh nach dem wahren bleibenden Vaterland, wie nahe liegt es uns beim Blick auf die Gräber unserer Kameraden, wie nahe beim heutigen Uebergang von einem Jahr ins andre, bei unserem dermaligen Leben unstet und flüchtig in fremdem feindlichem Land: all dies ein ernstes Sinnbild, wie unser ganzes Dasein ist unstet und flüchtig, bis es die bleibende Stadt gefunden und sich geflüchtet hat in des ewigen Vaters Schoß. Und sind wir nun dieser Zufluchtsstätte im verflossenen Jahr näher gekommen, wie uns dasselbe ob wir wollen oder nicht dem göttlichen Richterstuhl wieder einen Schritt näher gebracht hat? Ein kluger Hausvater stellt am Schlusse des Jahrs Rechnung, ob er in seinem Vermögen gefördert oder gemindert worden sei. Weichen auch wir geistlich diesem Rechnungsabschluß nicht aus. Was ist aus den Vorsätzen geworden, mit denen wir beim letzten Jahresanfang uns getragen? Sind sie zur Frucht gereift oder abgefallen als taube Blüte? Hat uns zumal der furchtbare Ernst, mit welchem Gott selbst unser ganzes Volk und uns insbesondere in des Jahres zweiter Hälfte in die Kriegsschule nahm, hat er uns gefördert oder nicht? Beides kann er, gleichwie die Sonne den Thon härtet und das Wachs schmelzt; an uns ists, wie wir uns dazu stellen. O, meine Freunde, das ist eine Beichte, die Jeder am besten still mit sich selbst und seinem Gott abmacht, indem er schaut in den untrüglichen Spiegel der ewigen Gottesgebote. Und so wir uns selbst richten, so werden wir nicht gerichtet. Freilich, wenn wir gefragt werden, so können wir alle, alle auf tausend nicht eins antworten. Wir können uns nur auch fürs neue Jahr flüchten zur Gnade unseres Herrn Jesu Christi, der uns den Zugang zur Liebe Gottes wieder eröffnet, wir können alle nur, damit die Besserungsvorsätze endlich einmal Ernst und Wirklichkeit werden, uns werfen in die Gemeinschaft des heiligen Geistes; denn seine Kraft ist in den Schwachen mächtig und gibt zum Wollen auch das Gelingen und Vollbringen. Ja, meine lieben Freunde, der dreieinige Gott mit seinen Gütern und Gaben, er ist es, den wir zum Führer und Leitstern auch fürs neue Jahr er-

wählen wollen, das jetzt noch verschleiert vor dem schwachen Menschenauge liegt. Wir fühlen am heutigen Tag das ganze Schwanken und Schweben der Zeit, wir fühlen unsere ganze Nichtigkeit und Vergänglichkeit. So ist es ein Trost und Halt, wie keiner sonst auf Erden, wenn gleichsam als fester Rahmen unserer Neujahrslektionen am Anfang und Schluß Worte stehen, die aller Zeit und allem Wechsel kühn Trotz bieten: Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Und: Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da war, der da ist und der da kommt. Diese herrlichen Worte wollen wir uns zum Schlusse noch kurz auslegen lassen von einem Mann, dessen Name auch im Krieg, im deutschen Heer und Volk den besten, gediegensten Klang hat, einem Manne, der in ungewöhnlich langer Lebenszeit und unter den buntesten Erlebnissen Gelegenheit hatte, selbst zu erfahren, was Zeit und Ewigkeit ist. Ich meine Ernst Moritz Arndt, der also spricht:

Ich weiß, an wen ich glaube,
Ich weiß, was fest besteht,
Wenn alles hier im Staube
Wie Rauch und Staub verweht." .... — —

Von Weihnachten und Neujahr an war es für uns nach außen und gegen den Feind wieder ruhiger geworden, aber nur, weil die deutschen Belagerungsbatterien endlich angefangen hatten, ein sehr lautes Wort mit dreinzureden. Es war durch den schrillen Gegensatz zur Christfeststimmung für ein feineres Gefühl peinlich und doch auf der anderen Seite so begreiflich und berechtigt, wenn unsere Leute eben am Weihnachtstag in Champs fast andächtig hinauswallfahrteten zu den gerade auf dem Parkplatz angekommenen, solange sehnlichst erwarteten riesigen Festungsgeschützen, von denen man die endliche Erlösung aus unserer Lage erwartete. Und wirklich ging es nun bald im vollen Ernste an, den französischen Forts die Antwort zurückzugeben, welche man ihnen bisher hatte schuldig bleiben müssen oder doch nur mit den völlig unebenbürtigen, weil nicht so weit reichenden Feldbatterien hatte notdürftigst geben können. Insbesondere erinnere ich mich der gegenseitigen furchtbaren und förmlich gewitterhaft durch das nächtliche Schneegestöber

hallenden Kanonade am Abend vor dem Erscheinungsfest, durch welche unser gefährlichster und mehrfach verderblicher Nachbar, der Mont Avron zu endgültigem Schweigen und gänzlicher Räumung gebracht wurde. Aber auch sonst wurde es von da an die ganz regelmäßige Musik, daß in Pausen ein wohlgezielter Schuß auf unserer Seite fiel, den die Franzosen allmählich seltener und immer seltener erwiderten, bis sie ganz verstummten. Namentlich wenn man bei Nacht durch das ungewohnte Flackern des forterhaltenen Kaminfeuers einmal aufwachte, machte so ein dumpfer metallener Schlag durch die Dunkelheit herüber einen eigentümlichen Eindruck, halb erregend, halb beruhigend in Hoffnung seiner früher oder später zu erwartenden Folgen.

Außer dem bitterernsten Schießen hatte das Neujahr nach seiner Art noch eine andere Gabe gebracht, welche in unserer Mitte vielfach kaum viel weniger Bewegung und gemütliche Aufregung nach sich zog, als am Ende unsere Granaten unter den Franzosen. Es waren die zur Jahreswende verliehenen umfangreichen Ordensauszeichnungen und mannigfachen Beförderungen. Ja, wenn man nur mit diesen Dingen, welche so begreiflich im Militär eine doppelte und dreifache Rolle spielen, beim besten Willen von der Welt es einem jeden recht machen könnte, wenn es selbst der unanfechtbarsten menschlichen Gerechtigkeit auch nur annähernd möglich wäre, alles nach wahrem innerem, wie äußerem Verdienst und Würdigkeit auszuteilen, ohne da einen zufällig glücklich Hingekommenen vielleicht über Gebühr zu bedenken, dort einen anderen zu übergehen oder doch zu verkürzen, der so viel geleistet, wie ein mehr Gesehener. Oder hatte jener am Ende aus reinem Zufall und ohne jegliche Schuld, ja für ihn schmerzlich genug keine entsprechende Gelegenheit gefunden, seine zweifellos vollbürtige Tüchtigkeit öffentlich zu beweisen. Aber was half ihn vor der Welt das eigene Bewußtsein und auch die volleinstimmende Ueberzeugung der Freunde und Bekannten?

So waren es ziemlich peinliche Stunden um die Jahreswende und später bei ähnlichen Anläßen, wenn die betreffenden amtlichen Verkündigungen erschienen und natürlich von Hand zu Hand gingen: die Glücklichen wirklich oder scheinbar in

Verlegenheit vor den ebenso Würdigen, die leer ausgegangen; bei letzteren das schmerzende Gefühl unverdienter Zurücksetzung und vermeintlicher Kränkung, ja nach Art der allgemeinen Menschennatur wohl auch ein mühsam oder gar nicht verhehlter Neid und die Neigung, des anderen Verdienste herunterzusetzen und spöttelnd zu bemängeln, den eigenen dagegen jenen Aufputz zu Teil werden zu lassen, zu welchem die erregte Kriegsfantasie ohnedem so leicht geneigt ist. Bei minderer Bildung konnte dies sogar bis zur klassischen Multiplikationskunst eines Falstaff sich steigern, so daß ein paar Kugeln, die ja für den Einzelnen immerhin gefährlich genug gewesen sein können, sich zu einem förmlichen Kugelregen verdichteten. Wehe dem, der mit dabeigewesen, aber wegen größerer Nüchternheit und besseren Gedächtnisses bescheidene Abstriche wagte: leicht konnte er als böswilliger Ehrabschneider erscheinen, oder drehte der fantasievollere Genosse giftig den Spieß um und bezüchtigte den einst hart neben ihm gestandenen Nüchternen, daß er eben wohl wegen weislichen Hintenstehens die furchtbare Größe der Gefahr nicht habe ermessen können u. s. w.

Ja, es ist wirklich eine merkwürdige Krankheit gewesen, welche der Feldzug als etwas wenigstens in dieser Heftigkeit und epidemischen Ausdehnung ganz eigenartiges erzeugte, eine seelische Anfechtung und Trübung, welche man wohl in leichtmütigerer Weise das „eiserne Kreuzweh“ benannte, die jedoch unter Umständen auch ernster genommen zu werden verdiente. In der leichtesten Form habe ich sie, wie vielleicht der und jener Gleichgestellte auch selbst durchgemacht, als wir gegen Ende des Feldzugs die allgemeine Kriegsmedaille nur in der Friedensform wie jeder irgendwie zu Haus ums Heer Verdiente erhielten. Und doch glaubten wir mehr als einmal das richtigste Pulver gerochen zu haben. Indessen wurden wir mit dieser Influenzierung durch die militärische Tageskrankheit rasch fertig. Bei anderen aber, wo es tiefer ging, habe ich sie in allen Stufen und Formen mit Teilnahme beobachtet und teilweise auch seelsorgerisch ernstlich zu behandeln gehabt. Ein anderes war natürlich der grundgediegene Offizier, dem der launische Zufall übel mitgespielt und in dessen verwundete Gefühle man sich mit herzlichem Mitgefühl hineinversetzen konnte; ein

anderes derjenige, welcher etwa ohne höheren Sinn für die Sache und rücksichtslos gegen seine Mannschaft lediglich nur als militärischer Streber auf sein persönliches Emporkommen bedacht gewesen. Schlug es ihm dennoch fehl, sei es ganz oder wenigstens halb, so war er natürlich der zwiefach Betrogene, bei dem es unter Umständen zur hochgradigsten und für seine Umgebüng kaum mehr erträglichen Seelenverstimmung kommen konnte.

In den ersten Tagen der Okkupation, deren viele Muße das Uebel steigerte, kam einmal mein Unterarzt vom Verbandplatz des 30. November geradewegs zu mir und bat mich dringend, sogleich zu seinem Oberfeldwebel zu kommen; denn der Mann wolle wegen eines nicht erhaltenen Ordens verrückt werden. Ich glaube, ich habe da die stolze Rüstkammer der alten Stoiker arg geplündert und hätte nicht gerade alles auf offener Straße sagen mögen, was ich in meiner seelsorgerischen Not dem tiefgebeugten Mann über die völlige Gleichgültigkeit eines solchen äußeren Anhangs an die innere Hauptsache, an das eigene gute Gewissen treuer Pflichterfüllung und das gleichfalls nicht fehlende Mitwissen der Kameraden zu Gemüt führte. Jedenfalls hatte ich in mehreren von da an wiederholten Besuchen den gewünschten Erfolg, den wackeren Unteroffizier als Seelsorger und Seelenarzt in Einem zu beruhigen, wie ja diese beiden Berufe gerade im Feldzug manchmal bis zum Verkennen ineinander übergingen.

Schon vorher und bald nach Neujahr war mir übrigens diese Krankheit der Mühe wert erschienen, daß ich ihr unter Wahrung des nötigen Takts sogar auf der Kanzel entgegentrat. Denn wenn auch selbstverständlich die Ehre des Soldaten dem Kerne nach schlechterdings keine andere und höhere ist, als diejenige eines jeden anständigen Menschen, so hat sie doch im Beruf des ersteren eine etwas andere Form. Sie trachtet wie schließlich alles militärische mehr zugleich nach Außen und ist insofern heikler und leichter verletzbar, also unter Umständen auch irreleitender, als die innerlicher geborgene des Bürgers. Gegen diese eigenartig militärische Versuchung schien mir nun eben die früher erwähnte Versuchungsgeschichte Christi ein ganz vortrefflich verwendbarer Text. Sie erzählt uns, wie

gerade nach einem Höhepunkt, nämlich nach der Taufe Christi, die Versuchung in der Wüste an ihn herantritt. Sie lehrt in ihrem ersten Teil, wie ein ernster Beruf auch mancherlei Entbehrungen und Aufopferungen zu ertragen weiß; denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das aus dem Munde Gottes geht. Und das ist in unserem Fall der Befehl der Obrigkeit und der Auftrag der Heimat, treu und unverdrossen ob auch in kümmerlicher Lage auszuharren. Die zweite Versuchung aber sucht den Ehrgeiz zu reizen, nachdem der Angriff auf den sinnlichen Menschen abgeschlagen ist. Sie gilt der Wahl zwischen der unscheinbareren und mühsameren Treue ob auch vielleicht im stillen, und einem einmaligen glänzenden, der Eitelkeit schmeichelnden, Ehre und Anerkennung zwingend erobernden Schaustück. Aber ein anderes ist der Dienst, welcher sich redlich und ernstlich am göttlich zugewiesenen Platz vollzieht, ein anderes derjenige, welcher zur eigenmächtig erwählten That greift und sich dabei mit schön klingenden Gründen selbst täuscht, gleichwie der Versucher im Text den Bibelspruch verdreht. — Die dritte Versuchung endlich mochte noch zu einem kurzen Ausblick auf die sittlich-religiöse Friedensaufgabe des deutschen Reichs statt kriegerischer Welteroberungs- oder schachernder Weltausnützungspläne dienen. Ob mich die verschiedenen Kreise und Stufen, welche ich im Hauptteil meiner Rede der Reihe nach vornehmlich meinte, so recht verstanden und das Gehörte beherzigt haben, weiß ich freilich nicht; aber ich hatte so deutlich als zulässig wenigstens das meine nach oben wie nach unten gethan.

Außer diesem besonderen, aber allerdings sehr beachtenswerten Gegenstand der Seelsorge bei den leiblich Gesunden bot in den langen Wochen vor und nach Neujahr besonders auch das schon mehrfach erwähnte Sammelspital in dem nahen Noisiel reiche Gelegenheit zur Arbeit. Uebrigens hatte ich schon von La Queue aus im Vorwinter einen fast regelmäßigen und sehr dankbaren Regimentsspitaldienst zu Pontault mit seinen vielen Typhuskranken gehabt, so daß ich damals in die größeren und entfernteren Spitäler zu Meaux, wo unser eigentlicher Brigadegeneral monatelang krank lag, ebenso zu Lagny, Nantilly und Noisiel nur vereinzelt gekommen war. Jetzt wurde

es wenigstens mit dem letzteren anders und ihm jede Woche mehreremal ein Besuch gewidmet, da es außer den Verwundeten aus allen Truppenteilen auch unsere eigenen laufenden Kranken beherbergte, denen der Besuch ihres vorher gewohnten Feldgeistlichen willkommen war.

Denn ich mochte zwar mit meinen sämtlichen Amtsgenossen der schroffen Berufsteilung durchaus nicht huldigen, in welcher wir einmal von einem nichtwürttembergischen Feldgeistlichen sagen hörten: „Ich bin nicht Diakon, das Spital geht mich nichts an.“ Vielmehr hielten wir es immer auf dem ganzen Feldzug für selbstverständlich, letztere Orte, mochten sie beherbergen, wen sie wollten, unfehlbar zu besuchen, so lange sie keinen Diakon hatten; und auch wenn ein solcher da war, statteten wir ihnen wenigstens je und je einen Besuch ab. Aber die Erfahrung machte ich allerdings ganz bestimmt, daß für größere Spitäler ein festansässiger Diakon von derselben theologischen Bildung wie wir unerläßlich war, sollten die Kranken und Verwundeten aus den verschiedensten Regimentern und Gegenden in wirklich fruchtbringender Weise geistlich versorgt sein. Das konnte der Feldgeistliche mit seiner Hauptarbeit an den gesunden und vielfach die Stelle wechselnden Truppen unmöglich mitleisten, oder wurde sein Besuch bei halbwegs größerer Zahl der Kranken höchstens ein rasches und beinahe geschäftsmäßiges Abmachen, welches den Namen einer Seelsorge oder Pastoration überhaupt nicht mehr so recht verdiente. Ganz besonders galt das für den protestantischen Dienst, während der katholische mit seinen festeren, vielfach geradezu sakramentellen Formen und der zum Voraus gegebenen Amtswürde des Priesters unter Bekannten wie unter Fremden eine unverhältnismäßig leichtere Arbeit hatte.

Nachdem mir daher manche frühere Besuche mit ihren paar Stunden an verfügbarer Zeit für 5—600 Kranke meist sehr unbefriedigend gewesen waren, beschränkte ich mich, namentlich seit Lagny und Noisiel ihren eigenen Diakon hatten, allmählich darauf, daß ich unter der Menge der Kranken nur meine eigenen Brigadeangehörigen aufsuchte, die mit der Zeit sämtlich zu einer Art von persönlichen Bekannten geworden waren. Sie ließen sich etwa an den Uniformstücken neben dem

Bett leicht erkennen und ich durfte z. B. nur nach dem schwefel= oder orangegelben Vorstoß am Kragen meiner zwei Infanterie= regimenter sehen, oder ließ ich mir von den Unterärzten die Liste geben, in welcher das nötige bequem zu finden war. Mit letzteren wertvollen Bediensteten stellte ich mich überhaupt immer sehr gut und hatte manches gefällige Entgegenkommen bei meinem Amte zu genießen als Lohn dafür, daß ich sie, übrigens vor allem um ihrer selber willen geflissentlich höflich und aner= kennend behandelte. Denn sonst gehörten sie ja gleichfalls unter die nicht geringe Zahl derer, welche eine mißliche Mittelstellung zwischen dem gemeinen Mann und dem Offizier oder höheren Militärbeamten einnahmen und deshalb nicht immer ihrem besseren Bildungsgrad entsprechend behandelt wurden.

Waren die eigenen Brigadeangehörigen glücklich erkundet, so gereichte denselben dann allerdings zur unverkennbaren Freude, ihren ursprünglichen Pfarrer wieder zu sehen, welcher gute und böse Tage von Anfang an mit ihnen geteilt. Und manches sehr vertrauliche Anliegen etwa wegen dieser und jener zu Haus entsponnenen Schwierigkeit, manche Bitte um guten Rat und Auskunft wurde an ihn wohl lieber gerichtet, als an den in alleweg doch noch fremderen Spitaldiakon. Auch als Ver= mittler der Grüße zwischen denen auf dem Krankenbett und den abwesenden gesunden Kameraden mochte ich gerne dienen und letzteren den Auftrag ausrichten, daß sie in Ermanglung der häuslichen Angehörigen am Sonntag oder sonst einem freien Tag auch einmal nach den gelangweilten Genossen im Spital sehen möchten.

Um die Weihnachtszeit befand sich unter den Verwun= deten in Noisiel auch der liebenswürdige Reitergeneral, welcher längere Zeit die Brigade stellvertretend kommandiert hatte. Er war am 21. Dezember „schieferig" geworden, wie er mit seinem unverwüstlichen Humor in Reitersprache auf mein Er= kunden bemerkte, indem ihm von einer einschlagenden Granate zu Noisy eine schwere Schieferplatte vom Dach auf den Kopf gefallen war. Bei diesem frischen alten Herrn im Schlößchen zu Noisiel war es ein wahrer Genuß, halb Kranken= halb Privatbesuch zu machen und z. B. am Vorabend von Weihnachten zu sehen, wie er mit seiner Familie rührend und gerührt das Bäumchen

schmückte. Denn auch sein Sohn lag krank im selbigen Zimmer, die Tochter aber war als Diakonissin eben eingetroffen.

Auch sonst lernte ich in Noisiel einige vortreffliche freiwillige Diakonissinnen kennen, von welchen die Angehörigen vornehmer Adelsfamilien unseres Landes sich ebenso aufopfernd, als sicher und gewandt in der immerhin schwierigen Lage zu bewegen wußten. Weniger leicht schien letzteres bei ganz demselben Eifer und guten Willen manchen bürgerlichen zu werden, welche zudem nicht an Vätern oder Brüdern und sonstigen Verwandten im Offizierskorps einen Rückhalt besaßen. Einzelne wurden von den ungewohnten Anstrengungen selbst krank, und so war es um Weihnachten beinahe tragisch, wie ich außer den Soldaten den gleichfalls darniederliegenden Diakon und begleitet von der rührigsten, allezeit gesunden unter jenen adligen Damen sogar einige der Diakonissinnen in der Krankheit zu besuchen hatte. Denn ihre Brüder oder Verlobten zu Haus waren meine Freunde und hatten mich teilweise ängstlich besorgt um Nachrichtgebung ersucht.

Dabei fiel mir immer zugleich das böse Schicksal jener freiwilligen Studentendiakone gar schwer auf die Seele, zu deren begeistertem Auszug aus Tübingen ich selbst noch vor Ausbruch des Kriegs mit den Anstoß gegeben und die ich zweimal während des Feldzugs zu Vaucouleurs und dann im Biwak am Morgen vor Sedan zu unserer größten gegenseitigen Freude flüchtig hatte begrüßen können. Es ist ihnen gleich darauf ungebührlich schlecht ergangen. Mangelhaft ausgerüstet wie sie waren mit Ausnahme des reinsten und edelsten Willens, und noch mangelhafter versorgt von widerwilligen oder falsch-vornehmen Behörden, welche vor dem Bedarf nur Schlachtenbummler und Lustreisende in ihnen sehen zu sollen glaubten, waren sie den Ueberanstrengungen der Krankenpflege nach Sedan nicht gewachsen und wurden großenteils selbst vom Typhus ergriffen, dem einer meiner Bundesbrüder darunter bald nachher zum Opfer fiel. Denn gerade unseren engeren Kreis traf es in seltsamer Tücke des Schicksals mit Vorliebe überall, wir mochten stehen wo, und dienen wie wir wollten. Mit jener freiwilligen Diakonie nun hatten wir es insgesamt redlich gemeint; aber diese und manche eigenen Erfahrungen haben es

mir unzweifelhaft gemacht, daß man allerdings sehr richtig daran thut, in Zukunft all derartiges einer festen, sichernden und gesicherten Eingliederung in den Heeresverband selbst zu unterwerfen, um nicht die schönsten und achtungswürdigsten Kräfte nutzlos zu vergeuden.

Neben diesem mannigfachen Dienst bei den Kranken war endlich die Privat- und Hausthätigkeit bei den Gesunden in denselben Wochen eine ganz besonders lebhafte und durch die Verhältnisse gebotene. Man traf sich ja nicht mehr auf dem Marsch oder im Biwak, ebenso immer seltener auf dem Alarmplatz. So mußten reichliche Besuche, die man machte oder empfing, als Ersatz dienen.

Dabei kam ich allerdings in Offizierskreise minder häufig und hielt es gleich meinem Kollegen für rätlich, ihre zahlreichen und freundlich entgegenkommenden Einladungen immer nur mit Maß anzunehmen. Denn wir blieben auf einige bescheidene Entfernung namentlich für die Dauer gewiß weit bessere Freunde zusammen, als wenn der Pfarrer in geselliger Hinsicht gar zu sehr ihren Kameraden hätte spielen und meinen wollen, er müsse mit seinem schwarzen Rock die buntfarbige Tafelrunde immer behelligen.

Offen gestanden war ich zugleich persönlich viel zu stolz, um auch nur entfernt den Schein des Schmarotzers und vollends des geistlichen in der Weise mittelalterlicher Burgpfaffen auf mich kommen lassen zu wollen. Dies um so weniger, je bekannter und berüchtigter allmählich in der ganzen Brigade die Verpflegung und das völlig sinnlose Spartanertum in unserem Sanitätskreis war, Uebelstände, denen ich durch die Ungunst der Verhältnisse nicht abzuhelfen vermochte. Gegen manches kämpfen selbst Götter vergeblich, wie viel mehr ein Pfarrer, den überdem die Rücksicht auf sein Amt beim Auftreten um gemeine Speise und Trank beengen mußte. Aber unter solchen Umständen mochte ich doppelt nicht von einer Gastfreundschaft zu reichlichen Gebrauch machen, die mir vielleicht unter anderem eben aus freundlichem Mitleid angeboten wurde. Daher vermied ich auch, wenn es mit Takt thunlich war, der üblichen Einladung nach einer auswärtigen Dienstleistung zu folgen oder doch länger als nötig zu verweilen. Und am wenigsten war

mir dies nach dem Sinn in den Spitälern, wo es am bequemsten zu haben gewesen wäre. Aber ich weiß nicht, ob ich mich hier durch den Gegensatz irrte oder richtig fühlte: Im allgemeinen erschien mir der Ton unter dem Personal derselben für die ernste Lage etwas zu leicht, als daß ich mich hätte angezogen fühlen können. Daher beeilte ich mich meistens, daß ich nach dem Besuch bei den Kranken und dem amtsgenössischen Diakon fortkam und mich dem Andringen der anderen zu einem heiteren Zusammensitzen entzog.

Diesem Maßhalten in der Annahme von Offizierseinladungen dankte ich es wohl auch, daß ich mir wenn auch mit einem persönlichen Opfer das rückhaltslose Vertrauen der übrigen Mannschaft allezeit ungetrübt bewahrte. Denn durch gar zu vielen Offiziersumgang wäre man den Soldaten schließlich doch mit Recht oder auch Unrecht als Partei erschienen, wovor das geistliche Amt sich schlechterdings zu hüten hatte.

Im Gegenteil war mir sehr bald vollkommen klar, daß gerade der gemeine Mann und etwa auch die niedrigeren Rangstufen unter dem Offizier den Geistlichen weitaus am meisten brauchten. Diese Leute hatten es ja am schwersten, sie besaßen vielfach außer ihren gesunden Gliedmaßen nicht viel weiter, für sie gab es auch kaum die Aussicht auf große Ehren und Beförderungen, wenn sie sich tüchtig hielten, was für die andern ohne Zweifel einen vieles erleichternden Hintergedanken bildete. Und so mußte ich mir sagen, daß bei jenen eigentlich die Pflichterfüllung die schwierigste und, wo sie mit Bewußtsein geübt wurde, die sittlich reinste war. Darum drängte es mich, ihrer vor allem in jeder Weise mich anzunehmen, zumal ja in meiner 3ten Brigade ganz überwiegend ländliche Bevölkerung stand und sehr wenige Städter oder Einjährige und Studenten dienten. Daß mein vortrefflicher Amtsgenosse in der 1ten Brigade sich ohne sonstige Versäumnis eben auch diesen letzteren in hervorragender und rühmend anerkannter Weise widmete, also daß ich ihn ein paar mal wie einen Patriarchen unter meinen persönlichen Freunden sitzend traf, war ohne allen Zweifel nach Lage der Umstände völlig richtig. Mir war ein etwas anderer Weg gewiesen, und nichts hat mich so gefreut, als daß der kerngesunde Volksinstinkt das warme Herz ganz richtig

herausfühlte, welches ich meinen Weingärtnern und Bauern allerdings voll entgegenbrachte. Denn im Urlaub erzählte mir der Feldprobst selber mit Lachen, wie ein Verwundeter im Stuttgarter Spital auf seine gelegentliche Nachfrage nach uns Feldgeistlichen u. a. gesagt habe: „Der von der 3ten Brigade steckt immer bei den gemeinen Soldaten.“

Letzteres war nun vielfach nicht einmal ein Opfer. Wer nur von Haus aus Sinn und Ohr dafür hatte, konnte sich des körnigen Mutterwitzes oftmals freuen, der aus dem harmlosen Geplauder dieser Leute hervorblitzte, wenn ich z. B. mit einem näheren Bekannten mich noch auf ein Stündchen bei seiner Korporalschaft nach dem Nachtessen in ihrem rauchigen, aber badwarmen Quartierzimmer einfand. Ungehörige Rohheiten habe ich da nie zu bemerken gehabt; dazu war diesen biederen Schwarzwäldern ihr freundlichst begrüßter und hie und da sogar kunstlos bewirteter Pfarrer zu lieb. Im Unterschied von diesen grundschwäbischen Landsleuten erinnere ich mich als einer gewissen Merkwürdigkeit auch zweier richtigen Italiener, die wir im 1ten Jägerbataillon hatten. Dieselben, von denen der eine ein offenbar wohlhabender Kaufmann aus Arona war, hatten aus Franzosenhaß wegen Mentana freiwillig Dienste bei uns genommen; und so unterhielt ich mich manchmal mit ihnen, den ächten Südländern voll mimischen Talents, die zwar nur gebrochen deutsch, dagegen sehr gut französisch sprachen und mir dadurch zugleich willkommene Gelegenheit zur Fortbildung im sonst ringsum verstummten Französischen gaben.

Auch die im Feld leicht zu kurz kommenden Mittelstufen zwischen dem ganz gewöhnlichen Soldaten und dem Offizier erschienen mir immer als einer besonderen Berücksichtigung bedürftig und wert. Hieher gehörten nicht nur die ausmarschierten Lehrgehilfen, die Unterärzte und Postunterbeamten, sondern auch die Musiker, deren edle Kunst vielfach mehr geschätzt wurde, als ihre nichtstreitbaren Vertreter selbst. Zu Champs besonders litten dieselben jämmerlich an Langeweile, da sie vernünftiger Weise den ordnungsmäßigen viertägigen Abmarsch auf Vorposten nicht mitzumachen hatten. So lagen sie wochenlang ruhig und unbeschäftigt, wenn sie nicht, was in jener Zeit selten genug geschah, einen Gesellschaftsabend

der Offiziere zu verschönern und z. B. in die Verstimmung der Ordensabende einige versöhnende Harmonie zu bringen hatten. Deshalb waren die sehr ordentlichen Leute recht froh, wenn man sich ihnen stärker als sonst widmete und sie öfters in ihrem Musenquartier gegen Gournay zu besuchte. Dafür übten mir aber auch die Kapellmeister, obwohl sie alle drei katholisch waren, insbesondre der treffliche Stabshornist der Jäger alles ein, was ich von unseren protestantischen Chorälen nur wünschte; sogar das Uhland'sche „das ist der Tag des Herrn" nahmen sie für eine mehr weltlich feierliche Gelegenheit gerne in ihren Vorrat auf und fragten gleich den besten Organisten des Friedens vor den Gottesdiensten an, was gespielt und gesungen werden solle.

Als Erwiderung für die vielen und mannigfachen Besuche, die ich selbst machte, empfing ich aber auch welche in steigender Zahl und konnte sie in meinem recht ordentlichen Quartier gut aufnehmen, da ein Glas Wein im Ort stets zu haben war und dazu die heimischen Zigarren nie ausgingen. Besonders am Sonntag Nachmittag war es sehr nett, wie mich verschiedene unserer heimischen „Stundenleute" in ihrer von zu Haus gewohnten Weise mit ihrem Kommen auf ein paar Stündchen erfreuten. Ich hätte manchmal nur wünschen mögen, daß einzelne theologische Heißsporne zu Haus bei uns herein gesehen hätten, wie gemütlich und herzlich in gegenseitiger unbefangenen Offenheit wir zusammen saßen und allerlei Geistliches oder Weltliches mit einander besprachen. Dabei haben wir wohl beiderseits manches von einander gelernt. Ohne jene thörichtstößige Taktlosigkeit, welche mit dem Unkraut den guten Weizen ausjätet, konnte z. B. ich die im Feld so überaus naheliegende Ueberspannung der religiösen Stimmung zu gesünderer Nüchternheit und lebenswahrer Natürlichkeit abdämpfen. Denn die erregte Fantasie war ja in dem grellen Wechsel dieser Lagen bei dem uns Menschenkindern unbegreiflichen Fallen des blutigen Würfelspiels auch für den einzelnen gar zu leicht geneigt, mehr als nötig wunderbares zu sehen. Und gar leicht artete der gediegene Gedanke einer weisen göttlichen Vorsehung zu anspruchsvollem Aberglauben aus, welcher in dem angeborenen Hochmut des menschlichen Herzens sich für den Zielpunkt alles

Geschehens und so auch jeder heransausenden Granate hielt. Dem gegenüber war es gewiß nur rein und unanfechtbar religiös, wenn ich, wie in mancher öffentlichen Rede, so nun auch im Einzelgespräche meinen lieben Gästen besonders die dritte Bitte des Vaterunsers mit Luthers herrlicher Auslegung öfters ans Herz legte. Hier konnte man die gläubig vertrauende Ergebung auch in den undurchschauten Willen Gottes für den Fall des Getroffenwerdens lernen, für das glückliche Bewahrtbleiben aber als das ächt Christliche und wahrhaft Fromme eine Dankbarkeit sich merken, welche des eiteleingebildeten Deutens sich bescheidet.

Von ihnen, welche dafür selber zu gediegen waren, hörte ich bei solchen Gelegenheiten manches anderweitige aus dem dunklen Kapitel des Aberglaubens, der ja im Felde ähnlich wie auf der Jagd oder bei der Fahrt auf des Meeres trügerischer Woge am liebsten seine sonderbaren Blüten treibt. Ich erfuhr, wie vor den Gefechten der und jener die guten Freunde müßiger Stunden, die Spielkarten, erbarmungslos zum Tornister hinauswarf, als stünden sie an und für sich schon mit dem Teufel und also auch mit den Kugeln in verderbendrohendem Bunde. Umgekehrt sagte ich mir dabei im stillen, daß von dem sehr lebhaften Begehr nach Neuen Testamenten oder Soldatengebetbüchlein die unbestechlich nüchterne Wahrheitsliebe auch des Geistlichen keinen zu kleinen Prozentsatz auf dieselbe Rechnung eines mehr oder weniger miteinfließenden Aberglaubens werde setzen müssen, statt alles in eitler Selbsttäuschung lediglich nur dem eigenen Amte und seiner aus völlig reinen Gründen stammenden Geschäftigkeit zuzuschreiben. Aber wer kann und will da strenge sondern? Wer sieht den Menschen sicher ins Herz und weiß, warum sie eigentlich nach dem und jenem, z. B. auch nach einer Abendmahlsfeier verlangen? Nur zu einem gesunden Maßhalten in diesen Beziehungen schienen mir allerdings, von anderem ganz abgesehen, auch derlei berechtigte Hintergedanken aufzufordern; denn es handelte sich ja doch wohl in erster Linie um die Sache und weit weniger um die nach außen eindrucksvolle Geltendmachung des persönlichen Amts.

Einmal bekam ich auch einen weltlichen Kugelschutz zu

Gesicht in Form eines sogenannten „Briefs“ mit allerlei Unsinn und Wahnwitz, bemalt mit Kreuzen und mystischen Zeichen. Vor dem Geistlichen suchte man derartiges natürlich thunlichst geheim zu halten, aber gehört habe ich öfters davon und glaube wirklich, daß keineswegs bloß bei Katholiken manche solche Undinge in den Tornistern oder Brusttaschen steckten. Bei einem der tapfersten Offiziere der Brigade, welcher sein Bataillon mit Vorliebe und größter Kaltblütigkeit ins Feuer führte, ließen es sich die Leute durchaus nicht ausreden, daß er eben einen „Brief“ habe; denn da stehe er vor der Linie, weithin sichtbar mit seinem Offiziersabzeichen, rechts und links fallen die Mannschaften, aber ihn treffe nichts. Es war derselbe, der mit mir nach der Beschießung von Chennevières in jener nüchternen Wahrhaftigkeit des wirklich Tapferen so vernünftig sprach. Dafür erzählte ich ihm später einmal lachend wie zu seiner eigenen nicht geringeren Erheiterung von dem schwarzen Verdacht, der auf ihm ruhe.

Nach einer etwas anderen Richtung hinaus habe ich aber auch meinerseits von dem Umgang mit meinen grundbraven pietistischen Besuchern gelernt. Ihre ernste Welt- und Lebensanschauung, welche bekanntlich zu einer gewissen quäkerischen Weltflüchtigkeit neigt, half mir vollends die eigenen Erfahrungen endgültig klären. Denn wie ich öfters, z. B. bei Wörth und Sedan durchblicken ließ, war es ja für einen jungen, heiß und voll mit seinem Volk und Heer fühlenden Mann von gut protestantischem Lebensgefühl als Feldgeistlichen nicht immer leicht, die richtige Mitte zu finden. Ihm drohte als Kriegsgenossen nur zu sehr die Gefahr, daß er unversehens im Eifer des Augenblicks dennoch zu tief in den weltlichen Ton hineingeriet. Aber da regte sich auf der anderen Seite der Geistliche und zumal der vernünftig freidenkende Protestant und sagt: Halt! Was hat denn irgend ein Chauvinismus mit dem Christentum zu thun, oder wo gibt es in letzterem etwa einen deutschen Privatgott, wie das der alttestamentliche Jehova eben doch ab und zu in den Augen vieler unter seinem Volk gewesen war?

Als ich mit meinem Kaplan nach Neujahr dem Divisionsgeneral in Malnoue die Glückwünsche abstattete, meinte er in

seiner uns stets wohlgewogenen Weise, wir Geistlichen sollen jetzt eben nur recht beten um den Fall von Paris. Natürlich machte ich darauf meine höfliche Verbeugung, konnte aber wirklich nicht umhin, im Herzen mir zu sagen, daß es jedenfalls in dieser Form gewiß nicht zulässig sei, um das Unglück eines andern Volks zu beten. Dafür schweiften meine stillen Gedanken etwas ketzerisch zu dem Artilleriepark in unserem Champs ab; denn unmittelbar schien mir der gewiß erwünschte Fall von Paris entschieden mehr Sache der endlich angekommenen schweren deutschen Kanonen zu sein; ins unanfechtbar Geistliche gewendet aber war es unsere Aufgabe, um die richtige Gesinnung des treuen Ausharrens unserer Belagerungstruppen und damit mittelbar um die Ueberwindung des Feindes uns zu bemühen.

Kurzum, es galt zwischen Weltlichem und Geistlichem den thunlichst besten Kompromiß zu schließen und weder zu weit in jenes abzuirren, noch auch sich in eine geistliche Fremde und überirdische Höhe zu verlieren, bei welcher die Religion eben einfach aufhören würde, eine Lebensmacht zu sein. Wie bei den verwandten sittlichen Skrupeln in Sachen der Eigentums- oder sonstigen Schonung des feindlichen Volks und bei dem verzwickten Begriff eines „humanen Kriegs“ oder einer schonungsvollen Schädigung überhaupt war es eben wieder mein Schlußtrost, wenn trotz allem die schon im Ansatz unreine Rechnung nie ganz ohne Bruch aufgehen wollte, daß ich mir als vernünftiger Theolog in Gottesnamen sagte: aus krummem Holz, wie es der Krieg ist, läßt sich nun einmal nichts völlig gerades schneiden. Oder wie ich meine Predigt zum allgemeinchristlichen Weihnachtsfest begann: Religion und Christentum im Feld gleichen einigermaßen jener Friedenstaube Noahs, die, über den wilden Gewässern schwebend, suchen und tasten mußte, wo sie ihren Fuß hinsetzen und das hoffnungsgrüne Blatt ihrem wartenden Herrn holen konnte. —

Es war nun zwar noch nicht das Oelblatt des Friedens mit Frankreich, wohl aber sein friedlich-kriegerischer und freudigstolzer Vorläufer, der Lorbeer des 18. Januar 1871, was unseren öden Wochen vor dem blockierten Paris endlich gegen

den Schluß so weltgeschichtlich reichen Ersatz für ihre bisherige trübe Gehaltlosigkeit gab. Auch in unserem bescheidenen Champs wurde dieser große Mittwoch der Kaiserkrönung im Prunkschloß zu Versailles so festlich als es eben möglich war mitbegangen. Diesmal ohne sonstige Gnade und Pardon hatten die Franzosenparke ihre schönsten Tännchen in Masse hergeben müssen, um das winterliche Dorf in einen grünen Wald zu verwandeln, daß man den greulichen Schmutz und die allmählich starke Heruntergekommenheit des Orts kaum mehr bemerkte. Und Fahnen hatte man sich in Eile verschafft, die der neuen Reichsfarbe wenigstens annähernd nach besten Kräften zu gleichen suchten. Auch die sonst so geschmacklosen Taschentücher mit den aufgedruckten unglücklichen Bildnissen unserer großen Männer wußte die Findigkeit der Soldaten in einer Weise zu verwenden, welche mindestens auf einige Entfernung ganz befriedigend war. O mon Dieu, Paris capot? meinten dabei wehklagend die wenigen noch anwesenden Franzosen. Ueber dem Thorweg zu unserem Quartier wehte übrigens zu meiner großen Befriedigung eine ungewöhnlich farbenrichtige kleine Fahne, die ich mir schon in den letzten Tagen von Chennevières aus glücklich aufgefundenem französischem Tuch zum voraus hatte machen lassen, sobald die amtliche Feststellung der neuen Reichsflagge einigermaßen sicher stand. Dazu hatte unser Sanitätsunteroffizier, ein kleiner fixer Ulmer, ein wohlgemeintes Transparent verfertigt, auf dem geschrieben stand: Deutschlands Ehre, Deutschlands Macht! „Deutschlands Freiheit“, welche er auch noch hatte beisetzen wollen, ging auf den beschränkten Raum nicht mehr gut hin, worüber ich ihn mit diesem ästhetischen Grund tröstete. Aber zugleich dachte ich so im stillen bei mir, daß es eigentlich ein Wunder wäre und mehr als man verlangen könne, wenn nach einem so unerhört glänzenden siegreichen Krieg des Heers zur glücklich erkämpften Einheit nun gerade auch noch sogleich die Blütezeit der Freiheit, d. h. eines feudalismusfreien und obenan stehenden guten Bürgertums käme. Die Geschichte hat ja mehr noch als das Militär ihre Etappen; und wer auf einen Schlag alles will und restlos von ihr verlangt, ist ein Thor, welcher eben Geschichte und Welt nicht kennt und daher seine Forderungen in kindischer Ungeduld stellt.

oder aber mit ungeberdigem Ansturm das Gegenteil des Gewünschten erreicht.

Da man uns Geistlichen amtlich von der Kaiserfeier am eigentlichen Tag nichts zu wissen gethan und eine kirchliche Begehung offenbar gar nicht beabsichtigt hatte, so veranstalteten wir die letztere von uns aus für den darauf folgenden Sonntag, den 22. Januar. Nun hatte ich schon in der Ruhezeit zu La Queue Ende Oktober 1870 bei einer umfassenden Zusammenstellung brauchbarer Feldtexte den 21. Psalm mit dem Anfang „Herr, der König freuet sich in deiner Kraft“ u. s. w. als wunderbar passendes Wort durch die Klammerbemerkung „Kaiserkrönung“ ausgezeichnet, welche in der That jeder frisch Denkende als sicher bevorstehend erkennen durfte, auch ohne irgend Prophet sein zu wollen. Jetzt, da die Erwartung sich erfüllt, nahm ich den Text natürlich mit Freuden auf und hörte bald nachher mit Befriedigung, daß der Geistliche des Großen Hauptquartiers in Versailles selbst über das gleiche Wort gesprochen habe.

Ich meinerseits redete folgendermaßen, nachdem das Lied „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ gesungen war: „Wie oft schon, meine lieben Freunde, durften wir unsere Feldgottesdienste mit einem solchen Lob- und Danklied beginnen, durften nach abermaligen glänzenden Erfolgen mit dem Psalmisten sprechen: Singet dem Herrn ein neues Lied, preiset wieder seinen großen Namen! Kein einziger erheblicher Mißerfolg hat sich in die strahlende Siegesreihe eingeschlichen; wenn wir mit Trauer versammelt waren, so war es nur, das Gedächtnis unserer siegreich gefallenen Helden zu ehren. Und ob auch nun durch solche ununterbrochene Siegeskette das Gefühl ein wenig abgestumpft wird, die freudige Bewegung ruhiger sich äußert, so bliebe es dennoch schweres Unrecht und schnöder Undank, wollten wir je nach einer neuen freudigen Erfahrung gegen Den des Dankes vergessen, der ja auch nicht müde wird, uns wohlzuthun, sein Antlitz gnädig über uns und unserem Beginnen leuchten zu lassen. — So sei denn auch unser heutiger sonnigschöner Sonntag ein frohes Siegesfest! Ich meine nicht zuerst die beruhigenden, ja glänzenden Botschaften, die aus der Ferne bei uns eintreffen und uns melden, daß der

verzweifelnde Feind sich vergeblich nach links, nach rechts wendet, um unseren eisernen Wall von hinten zu durchbrechen. Ich meine vor allem den viel größeren Sieg, den Deutschland in diesen Tagen über sich selbst errungen. Mit seinem Heere vordringend hat es die seither mächtigste Nation Europas niedergeworfen und sich damit eine neue schöne Zukunft errungen; mit seiner Stämme fast lückenloser Zahl und seinen Fürsten hat es nach rückwärts seine eigene Vergangenheit überwunden, hat sie für immer zertreten, die Schlange der Zwietracht, welche verderblich zwischen den einzelnen Stämmen und Staaten zischelte. Es hat in diesen Tagen die bleibende feste Form gefunden, in welcher die freudige Begeisterung unseres Kriegs für späte Zeiten aufbewahrt werden und fernen Geschlechtern noch zu gut kommen mag. Was seither nur noch wie eine alte halbverklungene Sage unter uns lebte und uns mehr schmerzlich als freudig bewegte, es ist wiedererstanden und ins frische Leben eingeführt: **das Deutsche Reich mit seinem Kaiser.** — Den Gedanken und Empfindungen, welche uns dabei bewegen, haben wir Ausdruck gegeben durch die Worte des Psalmisten, Worte, die da klingen, als stammten sie aus unseren Tagen und sängen von unserer Zeit. Oft schon, zumal in der Erregung der ersten Kriegswochen, waren es die bewegten Töne der alttestamentlichen Psalmen, in denen wir unsere eigene Stimmung wieder erkannten. . . . . . Damals, noch ehe wir des Feindes Grenze überschritten, hörtet eben ihr, meine hier versammelten Brüder (8. Regiment, 1. Jägerbataillon), im untrüglichen Gefühl unserer guten Sache als Denkspruch für den Feldzug die Worte des 37. Psalms von dem Recht, das hervorbricht wie der Mittag, von dem Gottlosen, der trotzig war und breitete sich aus und grünte wie ein Lorbeer; da man vorüberging, da war er dahin; ich fragte nach ihm, da ward er nirgend gefunden. — Heute ist es einer der freudigsten Königspsalmen, an dessen Hand wir hier im Gotteshause unsere Kaiserfeier halten. Welch eine Wendung durch Gottes Hand! so mögen wir heute, da unser Kaiser seinen Thron eingenommen, mit ebenso gutem Grunde sprechen als damals nach Sedan, wo des Feindes Kaiser zu Boden geworfen war. Ja, es sind himmlische Mächte und wunderbare

Gewalten, die das Rad der großen Zeit gelenkt und geleitet. Als einst der römische Herrscher Konstantin im Begriff stand, den letzten Schlag gegen seinen Gegner zu thun und damit als Alleinherr den römischen Kaiserthron zu besteigen, da soll ihm, erzählt die bekannte Sage, ein glänzendes Kreuz in den Wolken erschienen sein mit der Umschrift: In diesem Zeichen wirst du siegen! Ein Kreuzeszeichen, meine lieben Freunde, ist es, unter dem auch das deutsche Heer, wie vor einem halben Jahrhundert unsere Väter, seinen glänzenden Lauf bis hieher gemacht hat: das eiserne Kreuz mit seinen ernsten Farben, dem sinnenden Auge ein tiefbedeutsames Bild, das uns vorhält, welche Kräfte, welcher Sinn allein auf Erden so großes zu erreichen vermag und auch das neue deutsche Kaiserreich sieghaft gegründet hat. Das harte Eisen, einfach, ohne Glanz und Schimmer erinnert uns daran, wie unser geliebtes Vaterland gleichfalls seinem größeren Teile nach ein hartes Land ist, lange nicht so wie viele andere Länder begünstigt von den Gütern und Gaben der Natur, deren Schätze dem Halbmüßigen in den Schoß fallen. Ernste Arbeit im Schweiß des Angesichts gilt es bei uns meist, gilt es vor allem in den Gegenden des Stammes, dem nach dem göttlich geordneten Wechsel der Geschichte nun die Führerrolle in Deutschland zugefallen. Aber gerade auf solchem Boden, im Kampf mit einer widerstrebenden Natur entfaltet sich der Geist um so rüstiger und entwickelt seine ganze Thatkraft, da wachsen die echt deutschen Tugenden des Fleißes, der unermüdlichen Ausdauer und strengen Gewissenhaftigkeit, da erwachsen Männer, die wie Stahl und Eisen wider den Feind stehen, weil sie von Jugend auf den erhebenden Ernst der harten Pflicht kennen. — Meine Freunde! Ein glänzendes Beispiel dafür ist unser Kaiser selbst, der Heldengreis mit Jugendfrische, fest und stark in hohem Alter. Trefflich paßt auf ihn der 5. Vers unseres Psalms, wo es heißt: Er bittet dich um Leben, so gibst du ihm langes Leben immer und ewiglich. Das sei auch unsere Bitte und unser gemeinsamer Wunsch für ihn, daß er noch lange in solcher Kraft seine neue Würde tragen möge, nachdem ihn Gott der Herr wie selten einen Fürsten mit gutem Segen überschüttet und eine güldne Krone ihm aufs Haupt

gesetzt, große Ehre ihm durch seine Hilfe gegeben, Lob und Schmuck auf ihn gelegt und ihn, samt seinen uns von Gott zur rechten Zeit geschenkten großen Ratgebern und Helfern, zu einem Segen für das Ganze gemacht hat. Ob sie auch einst von der Erde scheiden, ihr Name wird unauslöschlich bleiben, so lange es ein deutsches Gedächtnis, eine deutsche Geschichte gibt. Denn Schwert und Schild von Eisen waren sie für das deutsche Volk, als ihm der Feind Uebles zu thun gedachte und Anschläge dawider machte, die er nicht konnte ausführen. — Aber noch Eins, noch ein Höheres mahnt uns das ernste eiserne Kreuzeszeichen. Es spricht mit dem Psalmisten: Herr, der König freuet sich in deiner Kraft und ist sehr fröhlich über deiner Hilfe. Er hofft auf dich und wird durch die Güte des Herrn festbleiben. Denn die auf den Herrn trauen, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren wie die Adler und nicht matt werden. Erhebend war es ja immer, wenn die glänzenden Siegesbotschaften mit demütiger Beugung unter die Hand des Herrn der Heerschaaren verkündet und vermeldet wurden, wenn auf den Höhepunkten seines Siegeszugs der menschliche König dem ewigen, göttlichen die Ehre gab, vor dem ja auch Fürsten nur sind Menschen vom Weibe geboren und sinken wieder in den Staub. Dieser christlichdemütige fromme Sinn, wie er der Stimmung des größten Teils von unserem Volke Ausdruck gab, hat auch wieder aufs heilsamste darauf zurückgewirkt, hat die Begeisterung vertieft und fester begründet. Bloß menschliche Begeisterung, bloß weltliche Aufregung verfliegt und hält bei langer Kriegsdauer nicht Stand, ist zu anhaltenden, fortgehend großen Opfern nicht fähig. Aber nach dem Vorgang unseres Kaisers hat man's nicht bloß hier außen bei dem braven deutschen Heer, sondern auch zu Haus erkannt und tief gefühlt: diesmal ist es, wenn je, Gottes Finger und ein erschütternd göttlich Walten, das durch die Lande geht, eine große Zeit der Heimsuchung, wo vieler Herzen Gedanken offenbar werden. — So haben sich auch, das soll heute fürwahr nicht vergessen werden, unsere einheimischen Fürsten der gewaltigen Zeit würdig gezeigt gleich dem Heer und Kern des Volks, haben hochherzig Verzicht gethan auf eine Stellung, wie sie aus den trübsten

Zeiten unseres Vaterlandes, aus der berechnenden Hinterlist unseres größten Feindes entsprungen war. Danken wir auch ihnen das Opfer, das sie dem Ganzen gebracht, durch verdoppelte Treue und Anhänglichkeit. Es kann ja hier nicht heißen, wie die Heuchelei schon sprach: niemand kann zweien Herren dienen! Sondern wenn das neue Oberhaupt mit gewohnter starker Hand fortan die Grenzen schirmt gegen jeden äußeren Feind, wenn die angestammten einzelnen Fürsten in wahrhaft landesväterlicher Fürsorge, wie wir sie ja schon lange kennen und fühlen dürfen, dem innern Wohl ihrer Lande vorstehen und durch weise Sorgfalt die bösen Geister der Unzufriedenheit, der Auflehnung gegen Gesetz, Brauch und Ordnung schon im Entstehen ferne zu halten wissen, so ist uns wahrlich eine schöne Zukunft beschieden und wir müssen besonders im vergleichenden Blick auf andere, zucht- und meisterlose, unglückliche Länder von ganzem aufrichtigen Herzen dem Gotte danken, von welchem alle Obrigkeit verordnet ist. — Meine lieben Freunde! Unser schwäbischer Stamm hat sich nach seiner eigentümlichen Art und Natur der beginnenden Neuordnung Deutschlands zuerst auffallend kühl und mißtrauisch gegenübergestellt. Nun aber, da die Gluthitze dieses Kriegs die Schlacken unseres echtdeutschen Sinnes geschmolzen und wir einmal freudig dem neuen deutschen Reiche beigetreten sind, so ist auch bei der furchtlosen Treue der Schwaben zu erwarten und gewiß zu hoffen, daß sie fortan, wie vorbildlich unser Heer hier vor Paris im ehernen Umschließungsgürtel, ein ehrenvolles Glied im schönen Ring der vereinigten deutschen Stämme sein werden. Haben doch gerade wir noch einen besonderen Grund zu freudigem Stolz: Das Heldengeschlecht, welches den neuen deutschen Kaiserthron besteigt, es ist, ob auch in die Ferne gezogen, unserer Heimat entstammt, das zweite ruhmreiche Kaisergeschlecht aus schwäbischem Blut. Die Hohenstaufen sind zu Grab gegangen; stolz aber, in schlanker Jugendfrische als ihr Erbe erhebt sich unter unseren Heimatbergen der Hohenzollern. So rufen wir denn heute mit freudiger Bewegung: **Gott segne, schirme, schütze unseren ersten Hohenzollernkaiser Wilhelm!**"

Als ich nach dieser freudig gehaltenen Rede mich in der

kleinen Seitenkapelle, welche als Sakristei diente, eben umkleidete und den grauen Reitermantel umwarf, um nach Haus zurückzukehren, ging es mir fast komisch seltsam. Der Oberst der Achter und zugleich dermalige Brigadekommandant trat nämlich mit raschem Schritt und in sichtlicher Erregung auf mich zu, also daß ich, bei meinen hierin so wortkargen Landsleuten der ausgesprochenen Anerkennung gar ungewohnt, einen Augenblick schon meinte, er wolle mir ob der fast ganz weltlichen und rückhaltslos deutscheinheitlichen Töne meiner nicht angekündigten Festrede am Ende einen formellen Verweis zu Teil werden lassen. Jedoch zu meiner Freude war das gerade Gegenteil der Fall und drückte er mir vielmehr mit herzlichen Worten die lebhafte Befriedigung insbesondere des Offizierkorps aus. Demselben war unsere kirchliche Feier des großen Ereignisses eben durch ihre einfache und anspruchslose Haltung ohne Vorausankündigung und weitere Zurüstung überraschend gekommen, hatte ihm aber dadurch einen um so wärmeren Widerhall abgewonnen.

Deshalb ersuchte mich der Oberst in entgegenkommendster Weise, obige Rede zum Andenken für die Brigade drucken zu lassen, wobei der gleichfalls herzutretende Kommandant des Jägerbataillons den Wunsch aussprach, daß ich die ihn besonders ansprechende Predigt zum Neujahrsfest mitbeifügen möchte. Mir wollte es nach dem Druck jener zwei anderen Feldpredigten vor Paris und in Pontault doch etwas zu anspruchsvoll erscheinen, jetzt schon wieder mitten im Feldzug mit einer solchen Veröffentlichung zu kommen. Doch mochte weiteres Sträuben gegen eine so freundliche und wohlgemeinte Aufforderung als gleichfalls verkehrte Ziererei erscheinen, so daß ich nachgab und die Sache besorgte. Wie dann die betreffenden zwei Festpredigten als „auf Wunsch der Brigade veröffentlicht und ihr als Erinnerung an gemeinsam durchlebte große Tage gewidmet“ im Februar 1871 erschienen, konnte ihre reichliche Verteilung an die Mannschaft mir allerdings zum tröstenden Ersatze dafür dienen, daß ich um jene Zeit vorerst nicht mehr selbst und mündlich zu ihr zu reden vermochte. (Gelegentlich bemerke ich, daß jene meine Neujahrspredigt, sowie diejenige zu Weihnachten 1870 auch aufgenommen sind in die „Predigt des

deutschen Kriegs" Leipzig bei Teubner 1870/71, Heft 3, S. 73 und 83.)

Der jetzige Leser aber wird mir die Erwähnung dieses scheinbar gar zu eigenpersönlichen Erlebnisses vielleicht verzeihen, wenn ich mit einem kurzen Strich noch die Lage und Stimmung andeute, in welcher es mich als ein bischen Sonnenschein zur rechten Zeit traf. Am Tage zuvor hatte ich nämlich die allerdings kaum anders zu erwartende endgültige Nachricht erhalten, daß es mit meiner früher berichteten Aussicht auf die Dorpater philosophische Professur infolge meines zögernden und hinausschiebenden Zusagens vorbei sei. Ich hatte den Brief, dessen Inhalt ja in ein kurzes leichtbehältliches „Nein!" für mich zusammenging, dem Kaminfeuer übergeben, damit er wenigstens einen kriegswürdigen Tod finde, und der Asche stille zugesehen, bis sie verglommen war. Denn wann würde wieder, wenn vielleicht überhaupt noch einmal, sich mir eine so willkommene Aussicht eröffnen? Alsdann hatte ich mich weggewandt und das Studium der Kaiserfestrede für den folgenden Tag beendet, da ja durch Eintauchen in die hohe Freude des großen Ganzen Persönliches sich am leichtesten überwindet. Ich sollte freilich erst nach der Rückkehr in die engere Heimat so allmählich merken, wie wenig man mein treu gemeintes und ehrlich dargelegtes Ausharren auf meinem Feldposten zu würdigen verstehe. Vielmehr sah man, nachdem die erste Kriegsbegeisterung vorbei war, darin offenbar vielfach nur entweder naive Unklugheit oder gar ein unbescheidenes Zuhochstreben, dem eben ein Platz wie in Dorpat nicht gut genug gewesen sei. Hätte ich solche Erfahrungen schon im Herbst 1870 vorausgewußt, so will ich allerdings nicht verschwören, ob alsdann mein Idealismus, so tief er sonst wurzelte, Stand gehalten hätte. Allein „der bessere Mensch tritt in die Welt mit fröhlichem Vertrauen; er glaubt, was ihm die Seele schwellt, auch außer sich zu schauen." Mit diesen Worten meines großen Landsmanns Schiller will ich die peinliche Erinnerung an minder schöne Nachklänge des Feldzugs endgültig verabschieden, welche aber ohne Zweifel bei manchem Kriegsfreiwilligen in seinen Gesamterlebnissen ein verständnisvolles Echo finden!

Zum guten Glück war mir damals keine Zeit für derlei

trübe und doch nichts helfende Privatgedanken gelassen. Denn die mit unserer Kaiserfeier angefangene Woche ging noch nicht zu Ende, so drangen mehr und mehr Gerüchte herüber, daß es in Paris endlich doch am Nachgeben sei und die Kapitulation bevorstehe. Wohl waren wir durch das lange Warten zweifelsüchtig geworden; aber als der 29. Januar anbrach, wurden wir zum Sonntag Morgen mit der frohen Nachricht geweckt: „Paris hat kapituliert; um 7 Uhr geht es ab auf die Forts.“ Wie atmete da alles auf und schritt freudigen Muts zur Abschlagung des siebenwöchigen Haushalts, bei dem es niemanden recht wohl und heimisch geworden war, wie doch in manchen früheren Quartieren. Sogar mein Pferd wieherte und machte Sprünge vor Wonne, als es wieder einmal wie im Hermarsch bei klingendem Spiel mit den Kolonnen marschieren durfte. Hinter uns aber rückten alsbald die geflohenen und ausgewiesenen Franzosen ein und werden hoffentlich nicht beim Zusammensuchen und Auseinanderlesen ihrer Möbel einander alsbald unsonntäglich in die Haare geraten sein. — Durch Zufall oder sinnige Anordnung vereinigte in Bälde unser Abmarsch die ganze Division noch einmal auf dem Schlachtfeld des 30. November und 2. Dezember, bei Chennevières die 1te Brigade, zu Villiers die 2te, in der Mitte die 3te Brigade gerade auf dem erschrecklich schußfreien Blachfeld diesseits der Allee von Coeuilly, wo damals der heftigste und verlustreichste Kampf gewütet. Zahlreiche Gräber, geplatzte und ungeplatzte Granaten in Menge auf dem durchfurchten Ackerboden, zerbrochene französische und deutsche Waffenreste versetzten aufs lebhafteste in jene schweren Stunden unserer Kameraden hinein und ließen den ganzen Ernst ihrer Lage nochmals nachfühlen. So war es ein sinnend zurückblickender Sonntag Vormittag, wie wir auf der blutgetränkten Stätte in leichtem Schneegestöber standen; und wenn für eine förmliche Predigt trotz des Tags weder Zeit noch Gelegenheit sich bot, so war sie auch an diesem Platz entbehrlich. Denn derselbe predigte selbst viel eindringlicher, als wir es gekonnt hätten, während die verschiedenen Militärmusiken ernste und jubelnde Weisen erschallen ließen — ähnlich wie einst am Morgen nach Wörth, und doch wieder ganz anders!

Langsam und mit endlosen Halten wegen des Zusammenströmens der Abteilungen ging es dann vorwärts, vorbei an den gefährlichsten Plätzen jener Tage, welche auch wir wenigstens aus der Erzählung der Kameraden nur zu gut kannten, vorbei an den Bildern der Zerstörung, wo sich Häuser befanden, vorüber an Barrikaden, Verhauen und ehemaligen französischen Lagerfeuern, wo in die rauchgeschwärzte Wand dahinter wahrheitsgetreu gekritzelt stand: „Grande Bataille du 30. Nov., große Schlacht vom 30. November.“ Ein stundenlanger Aufenthalt noch hart vor unserem Bestimmungsort, auf dessen Wällen und Schanzen wir inzwischen mit Genuß die weiße Fahne flattern sahen, verschaffte uns gegen Abend das erste warme Essen des Tags, eine echt kriegsmäßige Suppe von Erbswurst, welche wir von den ihrer überdrüssig gewordenen Pommern eingetauscht hatten und die uns wirklich gar nicht schlecht schmeckte. Endlich ging es über die schlimm knarrende Brücke, welche unsere Pioniere kurz zuvor notdürftig geflickt hatten, hinüber nach dem aus der Entfernung uns schon so lange vorgestellten Joinville le Pont und St. Maur, in welch' letzterem meine Abteilung nach langem Irren spät am Abend sich häuslich niederließ. Für diese Nacht war es noch so ziemlich Biwak, zwar im geschlossenen, aber leeren Raum, und wirklich nichts weniger als pariserisches Kapua. Aber was schadete das? Lagen wir doch endlich, endlich wenigstens auf Pariser Boden und diesseits der unhöflichen Sperrkette seiner Forts. Da ruhte sich's auch auf hartem Strohlager gut nach so langem Warten und Wachen!

VII.

Okkupationszeit im Frühling, Rückmarsch und Heimkehr im Sommer 1871.

Für uns wie für den größten Teil des deutschen Heers war hiemit bekanntlich der eigentliche Feldzug zu Ende. Daher könnte ich jetzt die Feder niederlegen und mich vom freundlichen Leser verabschieden, welcher mir bis hieher gefolgt. Aber vielleicht lohnt es sich trotz-

dem, in kürzeren Zügen auch noch das Nachspiel zu schildern, das sich ja mit unerwartet langer Zeitdauer bis in den Sommer des Jahres 1871 fortgesponnen hat.

Und ohne Interesse ist es gewiß nicht, die Sache von dem ganz neuen, gewissermaßen umgedrehten Standort aus, den wir nunmehr einnahmen, zu betrachten und die Hauptzeit im jetzigen Widerschein mehr einem Schattenspiele gleich noch einmal am Auge vorüberziehen zu lassen.

So gingen wir in unserem Quartier St. Maur-Joinville, zwei zusammenhängenden hübschen Vorstädten von Paris hart an der Marne, natürlich alsbald gar eifrig den zahlreichen Kriegsspuren in friedlich unbehelligter Neugierde nach, welche teils von den Franzosen, teils von unseren eigenen schweren Batterien herrührten. Der schöne Parkgarten unseres Quartierschlößchens war als ehemaliges Hauptquartier der Mobilgarden mit deutschen Granatsplittern besät, welche der Soldatenwitz unserer Leute oder der Franzosen auch in das Füllhorn einer unversehrten Pomona im Garten gestopft hatte — eine bitter humoristische Ausstattung der gabenspendenden freundlichen Göttin! Schmerzlicher war es, im abseitsliegenden und übel zugerichteten Gärtnershaus noch die Blutspuren eines Zivilisten auf der Treppe zu sehen, der beim friedlichen Holzspalten von einer Granate zerrissen worden war. Dies und vieles andere Interessante erzählte mir der Gärtner, wie ich mich oft und gerne mit ihm unterhielt. Der Mann war ein richtiger Imperialist und schneidiger Gegner des republikanischen Mobilgardenunfugs, welcher hier gespielt hatte.

Im benachbarten Joinville entdeckte ein müßig herumstreifender Jäger eine ganz bedeutende Vorratsstätte eben fertig gestellter französischer Granaten und prächtiger Kanonenrohre, welche der zähe und entschlossene Widerstand von Paris in einer Privatwerkstätte hatte herstellen lassen. Darüber aber, daß man sie deutscherseits dennoch sogleich mit Beschlag belegte, waren die Franzosen naiv genug, wieder einmal ihr altes Lied von der Schonung des Privateigentums anzustimmen!

Hier besonders, aber auch in St. Maur waren die Straßen zunächst mit vielen schön gearbeiteten Barrikaden gesperrt, da man sich scheint's auf einen Sturm gefaßt gemacht.

Wegen des Verdachts listig versteckter Granaten oder sonstiger Zündmassen mußten die Franzosen selbst sie abräumen, uns jedoch dienten sie und die allmählich aufgebrauchte Pallisadierung der Feldschanzen als willkommenes Heizungs- und Feuerungsmaterial, welches fortan die wünschenswerte Schonung der sauberen Städtchen und ihres Schreinwerks im Unterschied von den Winterquartieren ermöglichte.

Mit größtem Interesse wallfahrtete aber alles vornehmlich nach den gefährlichen Nachbarn der vergangenen Monate, nach der Feldschanze St. Maur, nach den Redouten Faisanderie und Gravelle und den Forts Nogent oder Charenton. In Erinnerung an die bekannte Unthat von Laon wurden eben die Wälle nach etwaigen Minenfäden durchgegraben und die Sandsäcke an den Schießscharten sowie das Geschütz für alle Fälle auf die andere Seite gegen Paris umgedreht. In Charenton vertrieben sich die Bayern gemütlich die Zeit damit, das entbehrliche Pulver in stattlichen „Feuerteufeln" aufzubrennen und die unverwendbaren Geschützrohre mit Dynamit abzusprengen. Freilich erzählten mir beim Vorbeireiten diese „schwäbischen" Bayern aus der Nördlinger Gegend drollig, wie sie dabei letzthin „grand malheur" oder „Saupech" gehabt, weil sie Sandsäckchen aufs Pulver gelegt, daß es besser „pflumpfe", und nun beim Nachschütten nicht gewartet hatten, bis dieselben ganz ausgeglostet. — In Nogent, das für unsere Division einen besonders beliebten und vielbesuchten, daher nur gegen Passierschein zugänglichen Wallfahrtsort bildete, war es höchst merkwürdig, wie die preußischen Kanoniere von Noisy le Grand die Kasernen und alles sichtbar aus dem Boden Ragende fast wie eine zarte Straminarbeit behandelt und ihr Ziel förmlich regelmäßig mit Granatschüssen punktiert hatten. Sie hatten sich aber auch Zeit dazu genommen, wie ich bei einem Besuch in ihrer Batterie während des Winters selbst mitangesehen, und hatten damals z. B. die letzte Abendgranate mit einem freundschaftlich trockenen „Jute Nacht, Nogent!" entsandt.

Auf der Redoute Faisanderie stand dagegen neben der Schildwache und unter einer hoch im Wind flatternden deutschen Fahne so eine riesige französische Schiffskanone noch geladen, und wenn man hinüber visierte, so war sie

haarscharf auf unser altes Coeuilly gerichtet. Denn dies, wie überhaupt die altbekannten Orte des Herbsts und Winters über dem Marnebogen lagen wie auf einem Präsentierteller und als leicht erreichbares Ziel gegenüber — ein höchst eigentümliches Gefühl, wenn wir jetzt gar oft hinüberblickten. Und alles schien in der sonnenhellen Frühlingsluft so viel näher zu sein, als damals, wo wir in umgekehrter Richtung durch die herbstlichen und winterlichen Nebeldünste nach den drohenden, vom Feind besetzten Stellungen ausgeschaut hatten!

Sehr merkwürdig war auch die Wiederberührung mit der französischen Bevölkerung. Diejenige in unseren zwei besetzten Vorstädten sah sich freilich in eine eigentümlich mißliche Lage hinsichtlich der Verproviantierung versetzt. Vorher hatten sie mit Paris gelebt, soviel dort eben noch zu haben war. Jetzt dampfte zwar, wie ich einmal lang von der Höhe bei Gravelle aus mitansah, alle 5 Minuten ein schwer beladener Eisenbahnzug um den andern in die Riesenstadt, welche bekanntlich ohne deutsche Vorsorge in wenig bedachtem Trotz es bis nahe ans Verhungern getrieben hatte. Aber von diesen Vorräten waren die Vorstadtpariser in unserem abgesperrten Bezirk der Hauptsache nach ausgeschlossen und saßen so gewissermaßen zwischen zwei Stühlen. Daher sie nicht geringe Mühe hatten, sich ihren jetzigen Lebensunterhalt und zwar wesentlich auch bei und durch uns zu erstehen. So schrieb u. a. der würdige Curé von St. Maur einen wirklich schönen lateinischen Brief an meinen Kaplan mit der Bitte, ihm doch zu einigem weißen Brot zu verhelfen, da er in seinem Alter unser schwarzes nicht ertragen könne. Wir suchten ihm gerne behilflich zu sein, und ich bin dessen nachträglich doppelt froh, seit ich neuestens gelesen, wie eben dieser alte Herr gegen einen gefangenen Landsmann von uns in St. Maur sich durchaus dankenswert benommen habe. Sonst sah man nicht selten äußerst wohlgekleidete Herrn und Damen mit Brotlaiben oder sonstigem höchst prosaischem Stoff auf der Straße gehen. Insbesondere waren sie mit Gier z. B. vor der Mairie in Joinville darauf aus, bei unseren Regimentsschlachtern die für uns minder brauchbaren Abfälle teilweise zu schönen Preisen zu erstehen und mit notgeübter gallischer Kochkunst sicherlich noch recht ersprießliche Mahlzeiten daraus

zu bereiten. Auch mein wohlgenährter sechsjähriger Apfelschimmel stach ihnen an der Demarkationslinie gewaltig in die Augen, so daß sie halb im Scherz, halb im Ernst mir vom Abkaufen sprachen. Denn für „messieurs qui aiment à manger cheval, für Herrn, die sich ans Pferdeessen gewöhnt haben," sei er gerne 1000 Fr. wert. Leider befand er sich wenige Tage nachher sogar umsonst in hungrigen Franzosenmägen.

Besagte Demarkationslinie, bis zu welcher die Pariser selbst heraus- und wir hineindurften, war übrigens eine hochinteressante, jahrmarktähnliche Geschichte, wo sich die bisherigen Gegner auch einmal aus der nächsten Nähe beschauten und hin und her ihre Bemerkungen über einander machten. Da drängte sich auf der französischen Seite an den sonnigen frühlingswarmen Mittagen eine gar buntgemischte Gesellschaft, Männer und Weiber von jeglichem Schlag, bald ziemlich verlumpt, bald zierlich geputzt, dazwischen halbwüchsige Bürschchen und richtige gamins — im allgemeinen kein militärisch sehr eindruckmachender Menschenschlag, wenn man sich diese flaumlosen Gesellen etwa als Mobilgarden im Nahekampf mit einem unserer bärtigen Landwehrleute oder einem stämmigen Bayern dachte. Von letzteren hatte z. B. ein riesiger Feldwebel den Aufsichtsposten beim Obelisken von Gravelle, und wie da die jugendlichen Großstädter nach Brot oder namentlich Zigarren immer wieder gar zu weit vordrängten, schlug er einem ein klein wenig hinter die Ohren, daß derselbe nur so über die Grenzlinie hinüberflog. „Jo wissens, Herr Pater," meinte der Sohn der Berge auf meinen etwas erstaunt mißbilligenden Blick, „des Volk thuat's halt nit anders."

Leider, wiewohl ja schließlich nicht unbegreiflich, erhielt allerdings nicht jegliches Pariser Menschenkind einen so heilsamen Wink, hübsch drüben zu bleiben; daher die Linie bald den bedenklichen Namen der „Demoralisationslinie" führte. Hievon auch abgesehen war sie schnell der Ort eines schwunghaften Handels, den das überall zu Haus seiende Israel von Paris aus mit ziemlich geläufig deutscher Zunge in Szene setzte. Manchem Offizier ist da in wertvollen oder wertlosen, jedenfalls aber sündteuren Andenken an Paris die reiche Tages-

zulage des Waffenstillstands rasch wieder durch die Finger und an ihren Herkunftsort zurückgeronnen.

Aber auch manche unerwartete Begegnungen gab es hier, wie wenn u. a. einer unserer Fouriere seine seit 12 Jahren nicht mehr gesehene Schwester aus Paris herauskommen ließ, oder mich selbst eine Schulkamerädin meiner Schwestern aus unserem fernen Heimatorte begrüßte. Dieselbe hatte mit ihrem französischen Mann die Erlaubnis zum Besuch ihrer Landsleute erhalten, und beide führte nun mit Stolz einer unserer Jäger, ebenfalls ein Schulkamerad, im deutschen Lager herum. Die erfreulichste Begegnung jedoch waren an der Grenzlinie unsere entlassenen Gefangenen vom 30. November und 2. Dezember. Mit hellem Jubel und manchem tröstend stärkenden Trunk sind sie von den Kameraden bei Boulangis, wie zuerst von den braven gutherzigen Bayern in Charenton begrüßt worden.

So bildete unser St. Maur-Joinville für alle und namentlich für diejenigen, bei welchen der Ernst des Feldzugs noch genügend nachklang, ein in freundlicher Erinnerung stehendes Quartier, welches in seiner Art wieder an die Herbsttage von Chennevières anknüpfte. Wir z. B. hatten hier das beste Quartier des Feldzugs in einem nicht verwüsteten Schlößchen, wo höchstens in vielen Zimmern von den nahen deutschen Granaten die Fenster gesprungen waren. Aber man hatte Platz zum Ausweichen bei unserem „Seifensieder“, wie wir den übrigens abwesenden Besitzer, einen offenbar sehr reichen Parfümeriehändler von Paris, im Felde etwas rüd geworden benannten. Im Garten blühten bereits wieder die Veilchen und Krokus, ein liebliches und doch ernstbewegendes Zeitmaß, wie lange wir nun doch schon im blumenreichen Frankreich lagen. Auch das Wetter war prachtvoll. Daher wurden nach der langen öden Entbehrungszeit allgemein außer in die Nähe auch hochinteressante größere Ausflüge, wie ein Besuch von Versailles oder eine Rundfahrt um Paris von den Offizieren und Aerzten teils ausgeführt, teils geplant. Mir wurde es nicht so gut.

Der noch zu Champs bereits bestellte Gottesdienst am 29. Januar war durch den Abmarsch ersetzt worden; in den allerersten Tagen der Neueinrichtung ließ sich gleichfalls nichts machen; für den darauf folgenden Sonntag den 5. Februar

fand wieder vergebliche Bestellung statt, weil an diesem Tag Parade vor dem Kronprinzen von Sachsen, unserem damaligen Oberkommandanten, gehalten wurde. Erst am 6. Februar war es mir möglich, das länger als lieb Versäumte in den beiden schönen Kirchen zu St. Maur und Joinville nachzuholen, und vortrefflich paßte dabei die heimische Perikope des ausgefallenen 29. Januar vom Sturm auf dem Meer Matth. 8, 23—27 mit ihrem zur Kapitulationsfeier so zeitgemäßen Wort: „Da ward es ganz stille".

Aber leider war dies zugleich meine letzte Predigt vor Paris. Ich hatte auch in dieser Zeit die frühere Bemühung um Lesestoff eifrig fortgesetzt, welcher trotz der viel anregenderen Lage dennoch für gar manche als Mittel gegen völligen Müssiggang in der gefahrlos gefährlichen Zeit nicht ohne Wert schien. So war ich am Spätnachmittag des 9. Februar mit schwerbepackten Satteltaschen in das Barackenlager von Vincennes zu dem dort liegenden 3. Regiment hinausgeritten, um selbst nachzusehen, weil sich für dasselbe bisher schlechterdings kein Platz zu einem Gottesdienst hatte finden lassen. Als ich abends bereits wieder die gepflasterten Ortsstraßen von St. Maur, zur Schonung des Pferds wie hier immer nur im Schritt durchritt, wurde dasselbe durch irgend etwas scheu oder verfiel nach der zu großen Ruhe in Champs auf seine alte Unart des „Stalldurchgehens"; kurz, es brach aus, kriegte die Stange zu fassen und raste den Kopf zwischen den Füßen in unaufhaltsamer Carrière den gleichfalls gepflasterten Bergweg zu unserem Quartier an der Marne hinab. Aber zehn Schritt vom Stall stand hier unabgegrenzt durch einen Graben und gerade in der Achse des Vorgartenwegs ein dicker Akazienbaum. An ihm schnellte sich das blind zustürmende Tier das Genick ab und war auf der Stelle tot, ich selbst wenigstens halb, da ich, den Sattel bis hieher fest behauptend, das Pferd im letzten Augenblick wenigstens noch von dem Baum linksherum reißen wollte und dementsprechend jetzt zur Seite statt auch an den Baum geschleudert wurde.

Am andern Morgen kamen die hungrigen Franzosen und baten meine Umgebung um das schöne Fleisch des Pferds, das ihnen ja auch gegönnt sein mochte. Die Ueberreste aber begrub

der trauernde Bediente in einem ehrlichen deutschen Granatloch des Gartens. Und als einige Feldjäger vom Stab die wohlmeinende Aeußerung thaten: „O, hätten wir nur dem Luder damals gleich die Füße abgeschlagen, als es schon im ersten Biwak von Knielingen dreimal in einer Nacht mit dem Pflock durchging!", so mochte ich so etwas nicht hören und meinte in der altgermanischen Liebe zu diesen Tieren, daß man schließlich auch von einem toten Pferd nichts übles sagen sollte. Mir jedenfalls war das schöne Roß trotz seiner jugendlichen Unarten einer meiner liebsten Genossen im Feldzug und so treu anhänglich gewesen, wie nur ein wackerer Hund.

Ich für meine Person wurde zunächst in unserem guten und stillen Quartier von meinem Kaplan, der mir jetzt die Typhuspflege vom Dezember heimgab, sowie von unserem trefflichen Sanitätszugsarzt und den Bedienten ganz wohl verpflegt. Am 23. Februar aber siedelte ich in das 6. Feldspital an der Grenze von St. Maur und Joinville über, weil eine bald zu erwartende Heimkehr ordnungsmäßig nur von einem solchen Ort aus möglich war. Auch hier hatte ich es ruhig und ordentlich in der Gesellschaft eines Artillerieleutnants meiner Brigade, den zuerst am 21. Dezember ein Granatstück auf die Brust getroffen und nachher der Typhus ergriffen hatte, so daß er kaum viel besser daran war, als ich. Eigen berührt hat es mich, wiederum neuestens in den Feldzugserinnerungen von Geyer zu lesen, daß ich im genannten Spital, einem sonstigen Mädchenpensionat, wohl im gleichen Zimmer unter deutscher Versorgung lag, wie dieser Landsmann als verwundet und gefangen während der Monate Dezember und Januar unter französischer Pflege.

Nach ein paar Tagen konnte ich das Bett schon wieder verlassen und die herrliche Frühlingsluft im Freien genießen, meist auf der nahen Feldschanze St. Maur, welche den schönsten Hinüberblick nach den früheren Herbst- und Winterquartieren von Noisy bis zum Mesly gewährte. Ich that es freilich jetzt mit düstern Gedanken und war im Rückblick nur froh an allem, was ich meinerseits bisher an den Verwundeten oder Kranken gethan, so daß ich mir keine Versäumnis vorzuwerfen hatte. Denn das sind ernste Stunden namentlich auch für den Geist-

lichen, wenn sich so die Medaille dreht und er selbst zu erfahren hat, was er zuvor nur an anderen gesehen und getröstet. Mahnung und Zuspruch geben ist ja viel leichter, als sie zu empfangen, beziehungsweise sich selbst geben zu müssen.

Soweit ich konnte, suchte ich die alte Thätigkeit namentlich durch Schriftenverteilung fortzusetzen. Amtlich freilich war ich alsbald durch einen entbehrlichen Diakon ersetzt worden. Schmerzlich empfand ich es dabei besonders, daß mir der feierlich festliche Feldgottesdienst am Sonntag den 5. März auf der Redoute Faisanderie zum Geburtsfest Sr. Majestät unseres Königs nicht mehr möglich war. Ich hatte mich schon lange darauf als auf den passendsten Abschluß unseres Dienstes vor Paris gefreut, mußte aber jetzt aus der Ferne die Regimenter mit klingendem Spiel dazu ausrücken hören. Ebenso sah ich statt der glänzenden Kaiserparade bei Villiers am 7. März nur mit anderen Wiedergenesenden bei der Mairie von Joinville den geliebten alten Herrn, wie er dort zum Frühstück einen kurzen Halt machte.

Dagegen durfte ich mich in dieser Zeit vieler freundlich teilnehmenden Nachfrage erfreuen, so vor allem auch des Besuchs unseres Königs, wie er um diese Zeit nach den Seinen vor Paris landesväterlich schaute und dabei auch unser Spital mit der hohen Generalität betrat. Von letzterer meinte mein wiederhergestellter alter Reitergeneral wieder echt in seiner biedern Weise: „Ich muß doch auch nach Ihnen sehen; Sie waren immer so ordentlich bei mir in Noisiel.“ Der Divisionskommandant aber verwies mich mit freundlicher Beruhigung und gutem Rat auf die schwere Kopfwunde, welche er selbst vor Jahren bei Königgrätz erhalten und glücklich überstanden habe. Nicht minder gedenke ich mit Dank als treuer Besuchenden vieler andern Offiziere und besonders meines in der Nähe liegenden jüngsten Amtsgenossen von der 2. Brigade, mit dem mich vor allem seit diesen Tagen warme Freundschaft verbindet. Denn in solchen Zeiten hat man ein sehr feines Gefühl und gutes Gedächtnis für die Art, wie der Herzen Gedanken bei anderen offenbar werden. Gegen einen wenigstens in den ersten Tagen so gut wie Aufgegebenen fallen ja die Masken; und ich entsinne mich auf der andern Seite auch mancher Rücksichtslosigkeiten,

um nicht zu sagen voreiliger Leichenreden und Nachrufe, die sich einige vor mir erlaubten, bis ich solchen durch eine Bemerkung von ungebrochen alter Schneide bewies, daß sie doch noch ein bischen warten könnten.

So ziemlich am getreuesten nach unverdorbener Art des Volks und am wohlthuendsten erwiesen sich aber meine einfachen Soldaten gegen ihren kranken Pfarrer, sei's im Quartier oder wenn sie mich auf der Straße gehen sahen. Ich erkannte daran, daß wir einander voll und ganz verstanden und angenommen hatten. Von ihnen erfuhr ich auch immer am meisten, was alles vorgehe und wie die Stimmung oder Verhältnisse sich gestalten. Da hieß es wohl mehr als eigentlich militärischpolitisch ganz richtig und wahrscheinlich unter den Preußen zu hören war: Heim, nur endlich heim! Die Frage des Einzugs nach Paris ließ unsere Leute verhältnismäßig recht kalt, während dieselbe in Offizierskreisen eine sehr begreifliche und gewiß berechtigte Rolle spielte. Daher war bei diesen die Verstimmung nicht klein, als auch unter uns schon die Truppenteile zum Einmarsch ausgewählt waren; aber plötzlich kam die Nachricht, es werde nichts und man habe sich wie schon lange mit dem Ansehen der Stadt von außen zufrieden zu geben, allerdings getröstet durch eine dafür gewährte sehr reichliche Tageszulage.

Seltsamerweise wäre gerade ich um ein Haar doch nach Paris hineingekommen, so wenig mich unter solchen Umständen nach ihm gelüstete. Ich war nämlich mit dem Bedienten des Kaplans und dem meinigen ausgefahren, um die besonders gerühmte Aussicht auf dem Fort Ivry mir anzusehen. Durch einen wie es scheint etwas angeheiterten preußischen Leutnant auf den falschen Weg gewiesen, sahen wir uns in dem Gewirre der Landhäuser und Vorstädte plötzlich auf 100 Schritt Entfernung vor der Pariser Stadtmauer und der rothosigen Schildwache daselbst. Kaum hatten wir langsam und unauffällig gekehrt, so trat ein höherer Nationalgardenoffizier, der uns ruhig hatte vorbeifahren lassen, an den Schlag des Gefährts heran und fragte mich in ernstem Ton, ob ich nicht wisse, daß er mich gefangenzunehmen das Recht habe; denn ich sei auf französischer Seite der Abgrenzung u. s. w. Da er glücklicher-

weise in der Entrüstung etwas von „Einschleichen nach Paris“ hatte fallen lassen, so konnte ich leicht parieren, indem ich lachend bemerkte: „Mais monsieur, que voulez-vous, en voiture comme ça, en plein jour; was wollen Sie doch, mein Herr, im offenen Wagen, wie der da, und am hellen Tag!“ So viel gesunden Humor hatte der Franzmann nun selbst, daß er über diese Art von „Einschleichen“ mit zwei Bedienten in Montur auf dem Bock und ich selbst im grauen Militärmantel auch seinerseits lächeln mußte. So konnte ich ihm vollends ohne Mühe den Sachverhalt meines Verirrens auseinandersetzen und mit Mischung von Scherz und Ernst überzeugend darlegen, daß ich als ein auf kräftige Kost angewiesener Wiedergenesender gewiß kein Verlangen nach der etwas mangelhaft gewordenen Pariser Verpflegung trage, daß er mich ja doch gleich wieder ausliefern müßte und mir also statt alles weiteren lieber gütigst den richtigen Weg zurück zu den unsrigen zeigen möge. Das that er nun auch völlig ausgesöhnt; denn als schleichender Attentäter gegen die heilige Stadt sah ich wahrhaftig nicht gerade aus. Und ich muß es auch der alsbald um den Wagen gescharten Pariser Volksmenge lassen, daß sie hierin hell und anständig war und statt ein paar Steinen an den Kopf, die ich nicht noch brauchen konnte, mit einigen gar nicht unfreundlichen Bemerkungen, wie „qu'il est malade, was ist er krank“ u. dgl., sich an der Verhandlung beteiligte. Ja, in einer guten Elsässerin unter der Masse regte sich sogar das verwandte Blut, daß sie in biederem Alemannisch mit Dolmetschen nachzuhelfen versuchte, weil sie meinte, ich verstehe den Franzosen nicht. Mit höflichem französischem Gruß, aber zur sichtlichen Befriedigung des sehr gemischten Publikums dankte ich ihr für die freundliche Bemühung. Und so kann ich sogar hier den Franzosen kein unfreundliches Andenken bewahren, wiewohl ich mitsamt den schwäbisch dreinwelschenden Bedienten recht froh war, als wir den mißlichen Platz mit dem nachträglich erfahrenen schönen Namen Bon-Air oder Guteluft hinter uns und wieder die preußische Schildwache erreicht hatten. Schlimmer wäre es beinahe dem katholischen Geistlichen und einem Regimentsarzt aus einer andern Brigade ergangen, welche im Vertrauen auf ihre weltbürgerlichen Berufe meinten, in Zivilkleidung trotz

des Verbots ruhig nach Paris einen kleinen Ausflug machen zu können. Sie wurden aber sogleich erkannt und wären nächstens in die Seine geworfen worden, wenn französisches Militär sie nicht noch gerettet und man sie unter Kürassierbegleitung nach Versailles abgeliefert hätte. Dort soll der richtige Schwabenstreich einige versöhnende Heiterkeit erregt haben, während unser Kommandant die Sache etwas strenger nahm und den Vergnügungszüglern das nötige bemerkte. —

Als am 9. März mein 8. Regiment als erste Abteilung der Division den Heimweg zunächst nach Straßburg in Garnison antrat, während man für die nächste Zeit auch das Nachkommen der anderen erwartete, schloß ich mich zur Heimreise an. Indessen machte ich dieselbe auf den wohlmeinenden Rat des Oberst denn doch lieber in einem gewöhnlichen Zug, der mich und meinen Leutnant aus dem Spital von Joinville mit Aufenthalten in Lagny, Nancy und Straßburg am 13. März nach Stuttgart brachte. Hier verlebte ich bei Verwandten die Zeit vom 14. März bis 24. Mai halb im Krankenurlaub, halb in steter Erwartung, daß demnächst die ganze Division gleichfalls endgültig einmarschieren werde.

Bekanntlich hat der Ausbruch des Kommuneaufstands diese Hoffnung aller vereitelt und ihnen noch eine unerwartet lange Geduldsprobe zum Abschluß auferlegt. Auch mir war dieselbe höchst peinlich, indem meine Gedanken und Interessen noch ganz und gar im Feld bei den fernen Truppen weilten. Immerhin jedoch konnte ich von Stuttgart aus wieder etwas für sie thun, da ich hörte, wie bedenklich und jetzt zweifach mißlich die Langeweile bei den Soldaten und besonders auch den Offizieren umgehe. Hier in unserer Hauptstadt war ich für die Beschaffung gediegenen Lesestoffs an der besten Quelle und darf es mit dankbarster Anerkennung aussprechen, wie ausnehmend willig und opferbereit mir nicht nur der dortige Sanitätsverein mit seiner großartigen Thätigkeit, sondern auch viele sonstigen Vereine und Private entgegenkamen. Ein willkommener Fürsprecher war mir dabei allerdings das eiserne Kreuz, welches ich zu des Kaisers Geburtstag erhalten. So überließ man meiner im Feldzug gesammelten Erfahrung ohne weiteres die Auswahl des Geeignetsten unter den Lesevorräten;

ja einer der Vorstände des Sanitätsvereins wies mir sogar von selbst eine beträchtliche Summe zum Ankauf neuer passender Volksbücher ganz nach meiner Wahl an. Damit konnte ich nach und nach mehrere stattliche Kisten voll wirklich gediegenen und anregenden Inhalts teils an meine Brigade, teils an die anderen abgehen lassen und erfuhr sowohl brieflich als nachher mündlich, wie sehr willkommen und angelegt die Sendungen gewesen seien.

Aber immer wollte es mit der Rückkehr der Division noch nichts werden! Meine Gesundheit dagegen hatte sich inzwischen hinreichend gekräftigt; auch mein Kaplan war im Urlaub geschwind dagewesen und hatte mich besucht, um sogleich wieder zurückzukehren. So faßte ich rasch den Entschluß, mich an ihn anzuschließen und wie jeder Krankheitsurlauber noch einmal am alten Platz einzutreten, zumal ich in unserem Kriegsministerium auf mein vorheriges Befragen gehört, man wisse gar nichts, ob die Okkupation in Kürze ausgehe oder auch vielleicht noch lange dauere.

Unsere Brigade war inzwischen in langsamen Märschen und mit manchem dauerhaften Aufenthalt, so besonders in Vitry le Français, an die Haute-Marne vorgerückt und hatte zu Vignory und Umgebung zwischen St. Dizier und Chaumont an der südlichen Abzweigung der Ostbahn Quartiere bezogen. Also war die Hinfahrt in angenehmer Gesellschaft und mit einem Halt in Straßburg zur Begrüßung unserer Achter ganz bequem. Nur hatte ich bei der Abzweigungsstation Blesmes (nahe bei unserem alten, im Vorbeifahren still begrüßten Sermaize vom August 1870) einen ordentlichen Schrecken. Trotz meines wiederholten Aussteigens und persönlichen Nachsehens, weil der freundliche badische Etappenkommandant in Straßburg ausdrücklich zur Vorsicht ermahnt hatte, war nämlich mein Koffer dennoch falsch verladen und wie es schien in alle Weiten, nur nicht mit uns befördert worden. Aber ich hatte zum Trost alsbald einen Genossen im Unglück; denn dem Jägerfähnrich unter uns dampfte der seinige gar vollends am Ankunftsort Vignory vor der Nase weg und lustig ins Französische hinein nach Chaumont oder wohin sonst. Und dieser hatte unvorsichtigerweise auch noch all sein Geld darin, so

daß er uns alsbald um ein Darlehen angehen mußte, um nicht, vollends als Baron, völlig entblößt einzurücken.

Uebrigens hörte ich sogleich, noch genauer als schon in Straßburg, daß diese Kofferverschleppung auf Nimmerwiedersehen in der letzten Zeit bei deutschen Offizieren auf der Rückreise aus dem Urlaub zu häufig vorgekommen sei, als daß man bloßen, überall möglichen Zufall darin sehen könnte. Vielmehr sei es offenbar von der französischen Bahngesellschaft, welche den Betrieb, aber ohne Ausgabe von Gepäckscheinen, wieder übernommen hatte, entweder böser Wille oder am Ende gar die ärmlichste Art von der Welt, wie man wieder zu seinen Milliarden kommen wolle. Die 24 roten Würste z. B., welche ein derart geschädigter Regimentsarzt für sich und die Genossen als heimatlichen Gruß im Koffer gehabt, werden den Franzosen, zumal in dieser Jahreszeit, nicht sehr wesentlich aufgeholfen haben.

So hatte die Sache ein halbwegs politisches Gesicht, und weil mir allmählich im Feldzug das lahme Anrufen der untergeordneten Stellen entleidet war, wandte ich mich in Bälde unter Darlegung jenes Sachverhalts an das Divisionskommando selbst um Hilfe. Und wirklich war ich hier vor die richtige preußische „Schmiede“ gekommen, weshalb ich die scheinbare Kleinigkeit auch allein erwähne. Wie sie es da angefangen, um meinen irrenden Koffer in seinem vollkommen unbegründeten Versteck zu Nancy endlich wieder aufzutreiben, weiß ich nicht; item, eines Tags, allerdings schon auf dem Abmarsch, bringt ihn mir die Feldpost unversehrt zurück. Respekt vor diesen Preußen! mußte ich unwillkürlich denken; die würden am Ende sogar den Mond vom Himmel herunterholen, wenn sie es einmal dienstlich für angezeigt hielten, und man kann sich auf sie verlassen, daß sie im gegebenen Fall, schneidig wie sie sind, auch für ihre Leute einstehen.

Zunächst hatte ich freilich lediglich nichts bei mir, als was ich auf dem Leibe trug. Aber nach so ganz anderen Erlebnissen und Abenteuern konnte ich schließlich nur lachen über diesen doch mehr dramatischen als wirklich tragischen Wiedereintritt in die absonderlichen Feldverhältnisse oder mit den Franzosen gesprochen in das alte „C'est la guerre“, und

wußte mir das Nötigste rasch von zu Haus zu beschaffen. Was wollte auch ein bischen mehr oder weniger Luxus und Bequemlichkeit heißen gegen die tiefe Befriedigung darüber, daß ich nun doch wieder an meinem so liebgewordenen Platze war? Darum richtete ich mich in allewege frisch und wohlgemut wieder ein, mochte die Sache vollends rasch zu Ende gehen oder sich abermals ungeahnt hinausziehen, worüber man auch im Felde an bester amtlicher Stelle noch nichts zu sagen vermochte. Schwer war es ja nicht, auch in den jetzigen Verhältnissen mit ihrer Andersartigkeit sich dennoch rasch auszukennen. Die Färbung einer gefahrlosen Okkupationszeit hatte ich schon vor Paris zuerst noch thätig, dann wenigstens als klarer und nüchterner Beobachter hinreichend kennen gelernt. Um was sie innerlich betrachtet weniger dankbar und empfänglich war, um das bot sie geringere äußere Störungen und Mißlichkeiten. Allein auch in jener ersteren Hinsicht hatte es für mich weniger Not. Denn Offiziere und Mannschaft drückten ganz unverblümt ihre Freude darüber aus, daß ich, den sie im eigentlichen Krieg mit dessen ganz anderer Bindekraft kennen gelernt hatten, wieder zur Stelle und gleich jedem anderen im Heer wieder eingerückt war, sobald es sich that. Diese mittelbare geistliche Einwirkung durch das Beispiel hatte unverkennbar ihren vollen Wert neben den eigentlichen Gottesdiensten oder sonstigen unmittelbaren Amtsverrichtungen.

Aber auch zu solchen bot sich gerade über das Pfingstfest noch willkommene und schöne Gelegenheit. Ein neuer Hauch wehte ja durch die frühsommerlich grünende Natur, ein neuer Zug ging durch die Geschichte, ein neuer Geist, ein Geist des im Krieg geläuterten Ernstes wohnte hoffentlich auch in vielen Herzen und Gemütern oder sollte es wenigstens thun nach solchen Erfahrungen und Erlebnissen. Da war nicht schwer predigen, zumal im Freien, wo es diesmal ohne Zweifel am besten hinpaßte. Die Franzosen halfen uns selbst zu letzterem, oder wenigstens that es eine gar weitgehende Rücksichtnahme auf sie. Denn in meiner Brigade (oder in der ganzen Division?) wagte man es, verschieden von den Preußen, in jetziger Okkupations- oder Friedenszeit nicht mehr, die katholischen Kirchen für den protestantischen Gottesdienst in Anspruch zu

nehmen, während sie den Katholiken ohne weiteres freistanden. Aber was thut dafür der Kommandant meines Jägerbataillons in dem nahen Soncourt am Pfingstfest Mittag? Er läßt jetzt von sich aus seine katholischen Jäger nicht in die Kirche, sondern gleichfalls nur ins Freie, „da er keine solche Ungleichheit in seinem Bataillon brauche". So war es hier und folgenden Tags das eine Mal unter schattigen Linden, das andere Mal in einer hochragenden Pappelallee ein frischer und froher Ort für unsere Pfingstfeier, wenn auch wegen der schwatzhaft neugierigen Franzosen im Umkreis unserer Versammlung eine Ordnung haltende Schildwache während der Predigt auf- und abgehen mußte, oder die schmucken Jäger in ihrer Herzensfreude über das maiengewohnte Pfingsten und die baldige Heimkehr sich grüne Zweige an die verblaßten Mützen gesteckt hatten. Mir schien das letztere eigentlich sehr harmlos und gar nicht störend oder stilwidrig, während der dienst- und kirchenstrenge Kommandant es seinen Leuten als schnöde „Kirbe" (Kirchweih) scharf verwies.

Sonst war ich in dieser Zeit, z. B. zu Vignory selbst, auf die Mairien angewiesen, wo es etwas dumpf und heiß, sowie nicht geräumig genug war. Dagegen mochte gerade ihr Hauptraum, die Salle de justice oder der Gerichtssaal auch kein unpassender Ort sein, um namentlich am Ende eines siegreichen Kriegs die unparteiische Gerechtigkeit Gottes auch gegen den Sieger und den Ernst seiner Gebote eindringlich für die versuchungsvollere Lage nahezulegen, in welcher wir uns jetzt befanden. Von sonstigen äußeren Eigentümlichkeiten unseres Diensts in diesen Tagen erwähne ich noch, daß wir die der Bahnlinie entlang sehr zerstreut liegenden Truppen jetzt vielfach auf der Eisenbahn mit Requisitionsschein besuchen konnten — eine merkwürdige Mischung von Friedens- und Kriegsgestaltung der Pastoration! In ähnlicher Weise thaten aber sogar die militärischen Ordonnanzen nicht selten ihr Geschäft.

Auch etliche Beerdigungen gab es noch zu halten, da in unserem Ort ein hessisches Spital sich befand. Bei dieser Gelegenheit wurde den darin verstorbenen Preußen auch einmal über das Grab geschossen, was mir im sonstigen Feldzug nie vorgekommen war; gab es doch in ihm ohnedem mehr als genug

des ernstlichen Schießens, so daß ein solches zur bloßen Feier früher besser unterblieben war. Mußten diese Toten noch als begreiflich nachträgliche Opfer des Kriegs gelten, so war es dagegen sehr traurig, hart an der Schwelle der frohen Heimkehr auch einen, fast möchte ich sagen friedensmäßig verunglückten unter meinen Reitern beerdigen zu müssen. Derselbe war in dem benachbarten Donjeux-Roubrais in der dort noch gar nicht großen, aber stellenweise sehr tiefen Marne beim einfachen Baden ertrunken. Und so gestaltete sich die Bestattung des so jäh und ungeahnt Verstorbenen, zu der die überall zerstreute Schwadron mit etlichen Offizieren, u. a. dem liebenswürdigen Herzog Eugen von Württemberg erschienen war, vor dieser Abteilung zugleich zum ernst mahnenden Abschluß der leichtmütigeren, weil von Kriegsgefahr freien Okkupationszeit. Denn am Abend zuvor war der so lang vergeblich ersehnte, Tag für Tag besprochene, bald bestimmt vorausgesagte, bald wieder bezweifelte Abmarsch unserer Division nach Haus endgültig angekündigt worden.

Wie rüstete man sich da in frohem Aufatmen nach der übermäßigen Geduldsprobe, um frank und frei den Heimweg anzutreten! Viele Abteilungen hatten allerlei längst einmal requirierte Sachen, wie Wagen und dergleichen bei sich, die man jetzt nicht mehr brauchte. Aber ihren wahren Besitzern konnte man sie doch nicht zurückgeben; so wurden sie entweder stehen gelassen oder teilweise allerdings auch als gute Beute verkauft und der Erlös unter die Soldaten verteilt, die eine solche Zulage bei jetziger Verteuerung des Lebens immerhin ganz gut brauchen konnten. Nicht minder ließ mancher einzelne dies und jenes Stück, das er aus der Pariser Belagerungszeit mit gutem Kriegsrecht noch mit sich geführt hatte, nunmehr als entbehrlich im letzten Okkupationsquartier zurück, um es auf diese Weise wenigstens der französischen Nation als solcher wieder zu übermachen und seine Hände von fremdem Gut zu reinigen.

Ich selbst hatte sehr leicht zu ziehen, da mir die Auffindung meines Hab und Guts zwar bereits vermeldet, dasselbe aber noch nicht in Wirklichkeit überliefert war. Dagegen hatte ich für den Heimweg ein neues Pferd erhalten, das zwar dem

alten an Schönheit lange nicht gleich kam; aber dafür war es ein sehr ruhiges Tier, das sogar den Reiterkampf am Mesly mitgemacht und vom Dienste her ans Schießen gewöhnt war. Dies konnte ich gerade auf dem Heimweg mit Befriedigung wahrnehmen, wenn wir vom Badischen an oft in etwas allzuherzlicher Nähe mit Böllern und ähnlichem Freudenfeuer angeschossen wurden. Da mir auch Sattel und Zaumzeug in einem Sack mit dem Koffer abhanden gekommen waren, ohne daß erstere Stücke je mehr beigebracht werden konnten, erhielt ich einen mitgeführten Beutesattel der berühmten Kürassiere von Reichshofen, also daß ich für den friedlichen Heimmarsch sogar ungewöhnlich kriegsmäßig equipiert war und mich als Idealist über die mindere Güte der betreffenden Sachen mit den stolzen daran geknüpften Erinnerungen trösten mochte.

Es war ein richtiger froher Freitag, der 2. Juni, an welchem wir endlich loskamen und den Heimweg ohne mehr dazwischentretende Störung antreten durften. Aber derselbe zerfiel in zwei grundverschiedene Hälften; denn es war ein gar ander Ding, solange wir noch durch französisches oder wenigstens bloß neudeutsches Gebiet zurückmarschierten, verglichen mit dem Freuden- und Festzug, wie er sich alsbald vom Vater Rhein an in Altdeutschland gestaltete.

Die Tagmärsche waren durchweg sehr kurz, so daß man meist schon bis Mittag an Ort und Stelle ankam. Dies geschah u. a. schon den vielen neueingestellten Rekruten zu lieb, welche die Uebung der älteren Mannschaft noch nicht besaßen. Aber weder von den jüngeren noch den älteren blieb jetzt mehr Einer liegen, wie beim Hermarsch; ging es doch der Heimat zu. Und der Sanitätszug, welcher dennoch vorsorglich hinten drein fuhr, um etwaige Nachzügler aufzulesen, hatte mehr als leichte Arbeit und leere Wagen. Nebenbei bemerkt kam dieser Wegfall der Strapazen auch den niedlichen Fohlen zu gut, welche in dieser und jener Abteilung während des Feldzugs geboren worden waren und als Lieblinge derselben rührend verpflegt wurden. Bei der Artillerie durfte eines sogar zuweilen fahren, wenn es ihm doch noch zu schwer wurde mitzukommen; besonders aber der würdige Sprößling des Falchen unseres Brigadegenerals hat gar manches Kinderherz beim Durchzug

durch die Dörfer hocherfreut und mehr interessiert, als eine ernsthafte Batterie.

Außerdem marschierten die Abteilungen jetzt sehr zerstreut und aufgelöst in kleinere Verbände, so daß unsere Brigade mehrfach in 20 bis 25 verschiedene Ortschaften und Höfe zu liegen kam. Der Mannschaft war diese Maßregel sehr zu gönnen, weil sie dadurch endlich auch wieder gute Quartiere und mehr Platz erhielt. Damit konnte und durfte sich unsereins trösten, wenn unter solchen Umständen, von allem anderen abgesehen, die Arbeit des Geistlichen im engeren und weiteren Sinne weniger mehr eine Stelle und ausgiebigere Gelegenheit fand, als früher bei der viel größeren Zusammendrängung der Brigaden.

Die westöstliche Linie unseres Rückwegs lief nun zwar der umgekehrten des Hermarschs bis zur damaligen Abschwenkung nach Sedan ziemlich genau entlang und durch keine zu weite Entfernung von ihr getrennt, weshalb wir wenigstens auf der Karte uns immer gerne der alten bekannten Quartiere oder Biwake einige Stunden weiter nördlich erinnerten. Und doch war es unleugbar eine wesentlich andere Luft, die uns umwehte, nicht mehr ganz die nervenerregende und damit auch nervenstärkende des einstigen flotten Vorrückens in geschlossenen Kolonnen und mit dem schmetternden Lützower Marsch durch die aufhorchenden französischen Dörfer. Es war mit einem Wort eine ziemliche Abspannung der Nerven und Lebensgeister, wie der ganzen Stimmung und Tonart eingetreten.

Manches trug dazu schon das viele Wirtshausleben bei, auf welches man jetzt angewiesen war. Denn nur noch auf Dach und Fach einquartiert pflegten die Offiziere, wie bereits in der Okkupationszeit, thunlichst zusammen im Wirtshaus das Mittag-, teilweise auch Abendessen einzunehmen, das der vorausgehende Quartiermacher bestellt hatte. Dasselbe war meines Erachtens durchweg gut, wobei man sich über den Preis mit der noch fortgehenden täglichen Zulage gerne beruhigen konnte. Nachmittags und abends saß dann eine größere oder kleinere Gesellschaft häufig in den Biergärten, besonders seit man mit dem Elsaß auch dieses lange vermißte germanische Labsal wieder erreicht hatte. Jetzt bekamen auch die früher

so unbeschäftigten Musikkapellen mit Aufspielen wieder mehr zu thun, als ihnen oft lieb war.

Wer könnte sich darüber wundern, daß in solcher Lage ein leichterer Ton besonders in jüngeren Kreisen aufgekommen war, als er während der blutigernsten und entbehrungsreichen Tage des Feldzugs geherrscht hatte? Man möchte sich ja allerdings vielfach mehr wieder an die Atmosphäre der Garnison oder des Kasinos erinnert fühlen, als an die gewitterschweren Tage des Pulverdampfs. Und daß ein Stand, der so Großes geleistet und so außerordentliche Erfolge gehabt, sich nicht nur mächtig fühlte, sondern bereits auch wieder begann, gegen das nicht eigentlich Militärische sich schärfer abzuschließen, das konnte wenigstens ich nicht umhin, ruhig als seelische Naturnotwendigkeit mir zurechtzulegen. Von anderer, z. B. besonders von ärztlicher Seite hörte ich allerdings zuweilen bittere Klagen, daß es mit der alten Kameradschaftlichkeit nicht mehr weit her sei und daß man jene schmerzende Erfahrung vom „Mohren, der seinen Dienst gethan und gehen kann“, bald mehr bald weniger durchfühle. In dasselbe Kapitel gehört es, daß man in der 1ten Brigade wenigstens für den festlichen Einmarsch die hochverdienten dortigen Geistlichen noch zu guter Letzt zum Sanitätszug abschieben wollte, bei dem wir von der 3ten freilich schon längst waren. Jene hatten es zwar leicht, ohne Wagnis am Schluß sich dieser unschönen Absicht besser als wir einst zu widersetzen; aber bezeichnend bleibt sie immerhin.

Ich selbst kann dagegen aus der ganzen späteren Zeit in größter Unbefangenheit reden, eben weil ich persönlich so gut wie nichts von jenem Nachlaß zu spüren bekam, sondern das sehr freundliche und nette Benehmen der allermeisten Offiziere ungeschmälert fortgenießen durfte. Jene maßvolle Entfernung, in welcher ich mich allezeit gehalten, trug jetzt ihre Früchte; in ihr konnten wir auch ferner unverändert weiterleben. Natürlich beobachtete ich in den nunmehrigen schwierigeren Verhältnissen zweimal das alte Verfahren, mich gesellschaftlich nicht aufzudrängen. Und wenn mich die ganze Gestaltung der Lebensweise jetzt dennoch viel mit Offizierskreisen zusammenführte, so übte ich eben z. B. bei den gemeinsamen Mahlzeiten wo es sein mußte die Kunst zu hören und nicht zu hören, was

für mich gar nicht bestimmt war. Dafür ließ man mich aber wirklich auch ganz unbehelligt und versuchte nie, durch Witzeleien mich ins unwillkommene Gespräch zu ziehen oder zu Gegenreden zu nötigen. Bei einer besonderen Gelegenheit hatte einmal mein absichtlich unauffälliges Weggehen einige Bekannte zu einer nachträglichen Interpellation veranlaßt. Sie waren aber vollkommen befriedigt durch die ruhige Erklärung, welche ich ihnen über meine Grundsätze in dieser Beziehung und über die Art gab, wie ich zwischen falschgeistlicher Aufdringlichkeit oder täppischer Anmassung am unrechten Fleck und ungeistlich charakterlosem Mitthun bei persönlich wie amtlich mir Widrigem die taktgemäße Mitte zu finden suchte.

Mehr als dies völlige Inruhelassen konnte ich in der That als halb freiwilliger, halb unfreiwilliger Tafelgenosse im gemeinsamen Wirtshaus nicht verlangen. Denn daß wir alle weder in religiöser noch in sittlicher Beziehung als Heilige ins Feld gezogen, das hatte ich mir mit voller Nüchternheit allezeit schon im eigentlichen Feldzug gesagt, daher ich mich vielleicht weniger, als mancher andere namentlich zu Haus durch die jetzigen gemischteren Erfahrungen als durch einen vermeintlich unbegreiflichen Rück- und Niedergang so bitterlich enttäuscht fand. Schon in der früher kurz erwähnten Predigt über die Versuchung Christi war es mir Bedürfnis gewesen, ganz offen davon zu reden und meinen Zuhörern, einem Reiterregiment, unter anderem folgendes ans Herz zu legen:

„Ganz besondere Gefahren für die Seele des Menschen sind es, welche die irdische Begeisterung und weltliche Aufregung, welche zumal der Krieg, ein so glänzender, an Siegen und Ehren reicher Krieg wie dieser gegenwärtige mit sich bringt. Es ist eine Höhe, von welcher der Fall doppelt leicht und schnell geschehen kann, eine Zeit, wo wie in keiner sonst der Mensch sich selber und andere kennen zu lernen vermag und manches in sich entdeckt, das er gar nicht vorhanden oder aber beseitigt wähnte. Die gewaltige Erregung aller Kräfte Leibes und der Seele ist gleichsam, wie wenn man ein stilles friedliches Wasser aufrührt. Da können wohl auch manche edlen Perlen zu Tage kommen, aber ebensogut und hart daneben viel Schmutz und Unrat, der in der Tiefe ruhte. Als wollten sie's dem äußeren

Kampfe nachthun, regen sich auch die Leidenschaften im Innern des Menschen und beginnen ihren Angriff. Darum sind solche Zeiten die eigentlichen Versuchungszeiten, wo es doppelt gilt, auf dem Posten zu stehen und zu wachen. Denn der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach." — Auf Grund derartiger Ueberzeugungen war es mir auch in anderer Hinsicht kaum auffallend, daß das schon früher aufgegangene Unkraut vollends während der müßigeren Okkupationszeit nicht verschwunden, sondern vielmehr erheblich gewachsen war. Ich hatte die letztere ja größeren Teils nicht selbst mit durchgemacht, konnte mir aber das ausgefallene Stück aus den jetzigen, jedem sich aufdrängenden Wahrnehmungen ohne Mühe und stärkere Irrung ergänzen, soweit es sich verlohnte. Sicherlich waren die mancherlei nunmehrigen Häckeleien und Reibungen nur eine Fortsetzung von schon länger Entsponnenem. Und man vermochte auch unschwer nachzufühlen, wie jetzt am Rechnungsabschluß hie und da z. B. in Sachen der Quartiere oder sonstigen Fragen des Vorrangs das Verdienst sich wenigstens innerlich steifte gegen die bloße Rangstufe des vielleicht minder Verdienten, wie Wert oder Unwert sei es gerecht sei es nur halbgerecht abgewogen wurden und die Urteile herüber und hinüber schwirrten, nicht immer als harmlose Scherze oder bloße Neckereien!

Es konnte nicht ausbleiben, daß solche Verstimmungen in Offizierskreisen sich teilweise auch gegen die Soldaten Luft machten und an den Untergebenen ungehörig ausließen. Zwar daß man sie nach Beendigung des eigentlichen Feldzugs wieder tüchtig exerzieren und üben ließ, worüber sie, auch wieder in begreiflicher Weise, viel klagten, mag sowohl militärisch als allgemein menschlich nur heilsam gewesen sein, damit sie nicht in Müssiggang und seine bekannten Folgen verfielen. Ob aber auch immer der richtige Ton gegen die ohne Zweifel gleichfalls so verdienten Leute eingehalten wurde, an deren Spitze man die Siege errungen? Ob sie nicht ähnlich wie manche Militärbeamten je und je den Eindruck erhielten, daß man sie jetzt auf einmal anders behandle, weil man sie nicht mehr brauche? Das verletzt tief und schwer und zwar besonders in einem Volksheer statt einer gemieteten Söldnertruppe. Ich habe begreiflicherweise damals wie während des ganzen Feldzugs

ungesucht und ungewünscht manche Urteile des gemeinen Manns über seinen Offizier, den lebenden oder gefallenen mitanzuhören Gelegenheit gehabt und sie natürlich entweder ohne weiteres zurückgewiesen oder doch thunlichst beschwichtigt, wenn sie mir gegenüber ungünstig lauteten, während ich mich der günstigen und für beide Teile ehrenvollen herzlichst freute. Aber im Stillen mußte ich mir doch oft sagen, daß der einfache Volksinstinkt mit meinen eigenen Eindrücken durchschnittlich zusammentreffe. Strenge im Dienst, wenn sie nur maßvoll und gerecht war, schadete dem Ansehen durchaus nicht, wohl aber Lieblosigkeit oder ungleichmäßig launische Willkür und ein hochmütiges Behandeln von oben herab. Im allgemeinen fand ich stets, daß gediegene wahre Bildung der Offiziere auch den richtigsten Ton gegen die Mannschaft zu treffen wußte, während bekanntlich der Bauer, „wenn er auf den Gaul kommt, den Edelmann niederreitet“. Und darum freue ich mich nicht nur der sehr gesteigerten Bildungsanforderungen, welche nunmehr an das zum Befehlen bestimmte, so verantwortungsvolle Offizierskorps allgemein gestellt werden, sondern ebensosehr des bildungskräftigen Einflusses, den als volkstümlich bestes Mittelglied ein sehr ausgedehntes System der Einjährigfreiwilligen nach unten wie nach oben mehr und mehr ausüben wird.

Alles in allem galt es eben unter den damaligen Verhältnissen und Stimmungen des Rückmarsches, daß man sich, und wo es durch vernünftiges Zureden möglich war auch anderen wenigstens nicht durch mancherlei Kleinigkeiten und vermeidbare Menschlichkeiten die Freude und Lust des Heimwegs vergällen ließ. Dies besonders, so lange wir noch durch das Französische zogen und damit ausschließlich auf einander angewiesen waren.

Denn für die Quartiere hatte man wie gesagt nunmehr bloß noch den Anspruch auf Dach und Fach, wodurch sich die Berührung mit der fremden Bevölkerung auf ein vielfach sehr geringes Maß beschränkte. Nach der früheren Einquartierung mit voller Verpflegung in den noch bewohnten Feindesgegenden und nach der merkwürdigen Selbsteinquartierung und abenteuerlichen Eigenverpflegung in den verlassenen Dörfern vor Paris war dies jetzt die dritte eigenartige Form der Unterkunft, bei welcher sich manche Beobachtungen machen ließen.

Die Soldaten hatten allerdings zuweilen Mühe, von der rasch wieder erwachten Widerborstigkeit oder trotzigen Anmaßlichkeit der Franzosen und Elsässer ihr gutes Recht z. B. auf Küchebenützung herauszuschlagen, worin ich selbst für meinen Bedienten mich wiederholt ins Mittel legen mußte. Das galt besonders von solchen Landstrichen, welche vom Krieg und seinen Nöten vor nicht zu langer Zeit gestreift worden waren, wie die Umgegend von La Salle bei St. Dié, wo wir an den Häusern wie in den noch wild erregten Gemütern die deutlichen Spuren der benachbarten badischen Kämpfe bemerken konnten. Anderwärts gelang es indessen der Mannschaft doch auch, sich in der früheren Weise durch Lieferung des Stoffs und Gegenempfang seiner guten Zubereitung mit der Bevölkerung wenigstens auf ordentlichen Fuß zu stellen.

Für die Offiziere und uns Militärbeamte dagegen war der Quartierverkehr in seiner stärksten Beschränkung meistens ein äußerlich zufriedenstellender, aber kaltförmlicher. Häufig sah ich von meinen Wirten nichts, als irgend eine ältere Schaffnerin, bei der ich den Quartierschein abgab, und konnte oder brauchte dann am andern Morgen keinen Abschied zu nehmen, weil niemand dazu da und auch kein eigentlicher Grund zur Erkenntlichkeit vorhanden war. Zu meinem Leidwesen war ich in dieser Zeit des reichlich verfügbaren Platzes nur noch selten mit meinem katholischen Amtsgenossen zusammen einquartiert. Denn derselbe war jetzt meist allein den Curé's zugewiesen, um was ich ihn, aufrichtig gestanden, nicht gerade beneidete. Nicht nur mußte er dort ab und zu mit ziemlich magerer Kost vorlieb nehmen, während wir im Wirtshaus uns endlich einer besseren erfreuten, sondern er wurde namentlich auch sozusagen amtlich von den katholischen Kollegen eigentümlich mit Beschlag belegt. Wenn er dabei u. a. verschiedene französische Prozessionen an Pfingsten oder Fronleichnam mitmachen mußte, während unser ganzes deutsches Militär keinen Anteil daran nahm, so steht mir ja über die kirchenrechtliche Notwendigkeit von derartigem kein Urteil zu, aber jedenfalls hätte ich nicht an seiner Stelle sein mögen. So hatte der sonstige Vorzug, den er namentlich früher bekenntnishalber unter den Franzosen genossen, eben doch auch seine Kehrseite.

Ich selbst wurde durch die Weisheit der Mairien einigemal bei Juden einquartiert, die man wohl für annähernde Glaubensgenossen des protestantischen Geistlichen hielt. Es bekam mir aber nicht schlecht. Noch besser freilich stellte ich mich bei zuweilen sich findenden Protestanten, denen der Maire den Ketzer zugeschoben und die in ihrer völligen oder verhältnismäßigen Vereinzelung mir nicht nur weit unbefangener und ruhiger, sondern mehrfach geradezu herzlich entgegenkamen. Nur ließen wir beiderseits die Politik thunlichst aus dem Spiele, um unseren gemeinsamen religiösen Standpunkt nicht mit weltlichem ungehörig zu verquicken. So steht mir z. B. die würdige Institutsvorsteherin in St. Dié, Schwester des verstorbenen protestantischen Geistlichen daselbst, in dankbarer Erinnerung als freundliche und förmlich mütterlich besorgte Wirtin in ihrem verlassenen Mädchenpensionat. Und eine wohlthuende Spur, wie wir nun doch der Heimat immer näher kamen, war es dabei, daß den Tag über immer Offiziere erschienen und sich die Anstalt ansahen, welche vom einen eine Schwester, vom anderen seine jetzige Frau einst beherbergt hatte.

Auch die Landschaft begann uns von hier an immer heimischer anzumuten. Waren es doch die reinsten Schwarzwaldansichten, diese Bergzüge der beginnenden Vogesen, wie sie sich koulissenartig aufbauten mit ihren bläulich umdufteten Tannenwäldern und ihren moosumwachsenen Granitblöcken drinnen im lauschigen Wald an einer krystallklar rieselnden Quelle. Das gab andere Halte ab, als früher auf den Ackerfeldern und an den Straßengräben, wenn wir uns jetzt geruhlich Zeit lassen und an einem sonnig friedlichen Morgen eine Weile im Schatten lagern konnten! Auch die Dörfer begannen wieder jenen eigensinnig individuelleren Anstrich anzunehmen und jene Einzelwirtschaft mit Haus und Hof, das eine Anwesen so, das andere Gehöfte anders gestellt, wie es dem Besitzer wegen Luft und Licht paßte, während eben noch die französisch-lothringischen Dörfer richtig nach der Schnur dagestanden hatten gleich ihren Pappelalleen im Unterschied von den sperrigen elsässischen Obstbäumen an der Straße.

Und nun war ja schon als nächstes Quartier nach St. Dié mit dem Dörfchen Saales auf dem Vogesenkamm die neu-

deutsche Grenze wirklich erreicht. Ein einfacher Grenzpfahl mit einer riesigen deutschen Flagge daneben bezeichnete sie; aber die vorausgeeilte kleine Abteilung Preußen hatte es sich nicht nehmen lassen, denselben dennoch auf kunstlos wirkungskräftige Weise zu unserem Empfang mit Bändern und Kränzen zu schmücken. Auf der Tafel stand mit klassisch-epigrammatischer Kürze bloß zu lesen: Deutschland!! Wie sprachen diese zwei stummen Ausrufungszeichen so beredt von Freud und Leid, von Kämpfen, Siegen und Opfern, die hinter uns lagen. Ich saß am Nachmittag sinnend, des Vergangenen gedenkend und mein Tagebuch nachführend ein paar Stunden draußen und plauderte dazwischen hinein mit der biederen schlesischen Schildwache, die den Ehrendienst an dem Platze hatte. Denn vormittags konnte ich nicht dabei sein, wie die Abteilungen unter donnerndem Hurra und Säbelschwenken die erkämpfte Grenze überschritten hatten.

Dafür möge die höchst eigentümliche Quartiererfahrung, welche ich in diesem ersten reichsdeutschen Dorfe machte, ein gutes Vorzeichen davon sein, daß auch das Elsaß früher oder später aus seiner fast feindlich ablehnenden Aufnahme von uns zur Versöhnung und Freundschaft übergehen werde. Ich hatte nämlich beim Einmarsch in jenes Dorf meinen auf einen deutschen Curé lautenden Quartierzettel wie üblich von dem vorausgeschickten Unteroffizier in Empfang genommen und drehte ihn beim Aufsuchen meiner Wohnung, einer kleinen Restauration, zufällig um. Da entdeckte ich auf der Rückseite den französischen Notenwechsel zwischen meinem künftigen Wirt und dem Maire. Jener verwahrte sich kräftiglich gegen einen Curé als Quartiermann, und dieser erwiderte geradeso energisch, daß er eben einen solchen haben müsse und keinen Offizier bekomme. Das fängt ja nett an in den neuen Reichslanden! dachte ich, war aber an dem schönen Morgen und auf diesem geschichtlichen Boden durchaus nicht aufgelegt, mir den Humor verderben zu lassen. So übergab ich denn am Ziel meines Suchens angekommen das freundliche Empfehlungsschreiben mit leichtem Lächeln, aber um den Handel stilgemäß fortzusetzen mit der verhängnisvollen Rückseite nach oben an die mich bereits erwartende Hausfrau. Diese errötet gehörig und dreht den Zettel

verlegen in der Hand; da greift die hinter der Mama stehende und ihr natürlich über die Achsel herüberlugende Tochter rettend ein und ruft, nachdem sie mich von Kopf bis zu Fuß mit einem Blick gemustert: „O maman, ce n'est pas un curé, voyez donc la barbe et les éperons; o Mutter, das ist kein Curé, sieh nur den Bart und die Sporen!“ Ich muß wohl wieder einmal wie öfters, trotz des schwarzen Rocks und sonstigen gesetzten Benehmens, in den langen bestaubten Reitstiefeln mit der Peitsche im Schaft nicht so ganz normal hochpriesterlich ausgesehen haben. So ging mir denn auch ein Licht auf und ich erwiderte: „Oui, mademoiselle, je ne suis pas curé, je suis ministre protestant; ja, Fräulein, ich bin kein Curé, sondern ein protestantischer Geistlicher.“ „Ah, c'est autre chose, vous êtes le bien venu; ach, das ist etwas anderes, Sie sind uns bestens willkommen!“ war darauf alsbald die Antwort, und mit der Ueberzeugung, daß ich hier wohl zu beinahe fanatischen Hugenotten geraten sei, betrat ich mein Quartier, um darin allerdings die freundlichste Behandlung zu finden. Mittags löste mir die Mutter mit ihren drei sehr hübschen Töchtern beim gemütlichen Zusammensitzen um den Kaffeetisch auf meine Bitte, was an dem Rätsel noch rückständig war. Der Hausvater sei ein Südfranzose und der einzige Protestant im Dorf, der sich deshalb mit dem französischen Curé schlecht stelle; und aus diesem Grund habe er nicht auch noch als Quartiermann einen deutschen Curé bekommen wollen. Aus Aerger über die Vergeblichkeit seiner Einsprache sei er aber über Feld gegangen, so daß ich also den waldensischen Hitzkopf nicht einmal zu sehen bekam. Dagegen wurde ich von verschiedenen Offizieren bitterlich beneidet und einer bot mir sogar Quartiertausch an, was ich jedoch aus triftig humanen Gründen ablehnte, nicht ohne etwas rachsüchtig die einstigen voreiligen Witze über unser früheres Abenteuer mit der Majorsfrau zu La Queue zu vergelten und die Wohnungsverteilung des Maire's als eine weislich bedachte darzustellen. Meinen Quartierleuten aber gab ich beim Abschied zum Dank für ihre herzliche Aufnahme den unbefangenen Rat, mit ihren Sympathien für Deutschland, dessen Grenzpfahl sie z. B. mit Kränzen hatten versehen helfen, etwas vorsichtiger zu sein. Denn das könne ja niemand unter uns erwarten,

während sie sich in ihrer ausgesetzten Stellung persönlich und geschäftlich nur unnötig schädigen.

Zu solchen Ratschlägen war nun freilich in den folgenden Tagen wirklich kein Anlaß mehr, als wir vollends die Städte Rothau, Schirmeck-Bruck, Mutzig und Molsheim gegen Straßburg hin durchzogen. Denn sie sahen meist zwar ächt altdeutsch aus mit ihren Thoren, Giebelhäusern und Burgruinen, waren aber nichts weniger als deutsch gesinnt, bis ich dies wieder plötzlich in dem Dörfchen Hurtigheim hart vor Straßburg zu meiner angenehmen Ueberraschung antraf.

Am 19. Juni ging es hinein in die altehrwürdige und neu gewonnene deutsche Reichsstadt. Ich hatte mich an mein Jägerbataillon angeschlossen, um nicht über jede Grenze mit meinem Sanitätszug und dessen, aller Poesie mehr als baren bitteren Verdrossenheit schlendern zu müssen. Am Saverner Thor empfing uns gleich die schmetternde Musik unseres hier schon länger garnisonierenden 8ten Regiments, und jubelnd von den Kameraden aus demselben umdrängt durften wir unter Führung eines bereits ortskundigen Unteroffiziers absichtlich im Zickzack durch die in alleweg „wunderschöne" Stadt und über die zerschossene Citadelle ziehen. Jenseits derselben übergoß uns dann noch ein tüchtiger Platzregen, den wir aber lachend als Andenken ans Ausgestandene hinnahmen; und ehe wir zum grünen Rhein kamen, brach auch schon wieder die Sonne durch, um sich unseren Freudenjubel über die Kehler Schiffbrücke hinüber auch mitanzusehen.

So standen wir denn wieder auf ehrlichem altdeutschen Boden, von der Kehler Einwohnerschaft alsbald aufs herzlichste und glänzendste bewillkommt. Und von hier an war es vollends ein Fest- und Jubelzug bis zum letzten Einmarsch, eine Zeit, in deren hellem Sonnenschein auch die mannigfachen Erkältungen des letzten Vierteljahrs sich wieder erwärmen konnten und wo es sich wahrlich verlohnte, allen Staub vollends von den Füßen zu schütteln, der sich im Kriegsjahr mit dessen mehrfach wechselnder Flut und Ebbe nach Menschenart angesetzt hatte.

Meine Brigade bog, damit es für die Marschrichtungen Platz gab, gleich nach Kehl südlich ab gegen Offenburg und

später ins schöne Kinzigthal mit seinen freundlichen und wohlhabenden Städtchen und Dörfern. Da war es eine Lust, wie uns die lebhaften und zu so was sehr anstelligen Badener mit Liebenswürdigkeit förmlich überhäuften. In diesem schönen Ländchen wußten sie es ja auch doppelt zu schätzen, was man gewonnen, indem dasselbe von der bösen unmittelbaren Nachbarschaft Frankreichs und von Straßburgs nach Osten herüberdrohenden Kanonen befreit worden war, um dafür die Befestigung nach Westen umgedreht zu sehen.

Bei den üblichen offiziellen Empfängen, welche unser Brigadegeneral mit Anmut und Würde entgegen zu nehmen verstand, war ich mit meinem Sanitätszug vielfach nicht anwesend. Aber dafür erlebte und erfuhr ich manche kleineren Züge, welche vielleicht noch bezeichnender waren, als der Flor der Festjungfrauen, der Schmuck der hohen Triumphpforten und der Schwung der längeren oder kürzeren Begrüßungsreden. So eilten öfters einfache Landleute, die auf dem Acker arbeiteten, herbei an die Straße, welche wir häufig in ganz kleinen Abteilungen zogen, und boten uns zum Gruß einen Strauß Feldblumen, die sie geschwind gepflückt. Oder wie ich bald nach Kehl allein durch das Dorf Kork ritt, kommt so ein kleiner Knirps von drei Jahren an mein Pferd heran und bietet mir, mit dem ganzen Gesichtchen strahlend, eine Zigarre herauf. Ich habe ja im Feldzug deren viele Hunderte in den Händen gehabt; aber so herzlich gefreut hat mich keine, wie diese hier von dem jungen Deutschland. An sie erinnerte mich wieder die köstliche Inschrift, welche beim Stuttgarter Empfang (oder dem ersten Sedanfest?) das Fähnlein der zugschließenden jüngsten Gymnasialklasse trug; „Lieb Vaterland, magst ruhig sein; Wir kommen auch noch hinten drein.“ — Vielleicht ist es nicht gegen den guten Ton, wenn ich auch eine Stufe tiefer greife und von der Ordonnanz berichte, welche in dem weinberühmten Ortenberg hinter Offenburg Quartier für den Sanitätszug gemacht. Nachdem sie vor dem Orte ihre Meldung dem Oberleutnant dienstlich ausgerichtet, reitet sie an ihren Kameraden heran und raunt ihm zu: „Du! narr da drinnen kriegen wirs aber gut; da hat heut Abend jeder von uns einen Rausch.“ Es wird wohl bei der Mannschaft wirklich so gewesen sein —

jedoch „honni soit, qui mal y pense“! Ich mußte offengestanden herzlich über jene entzückte Privatmeldung der bisher viel gehudelten Reiterordonnanz lachen.

Im Kinzigthal war es rührend, wie sich die Bewohner auch einmal darum stritten, wer möglichst viele Truppen ins Quartier bekomme, also daß sie sogar einander die Leute stahlen. Außerdem holten sie, die dort vielfach in Hofgütern zerstreut wohnen, auf Wagen ihre Mannschaft ab und brachten sie ebenso wieder zum Sammelplatz. Und als zum großen Schmerz des biederen Biberach a/K. kein Halt in diesem Dorfe möglich war, so führten sie uns zum nächsten Halt einen Wagen voll Bier, Zigarren und Eßwaren nach. In dem Grenzort Schiltach aber kredenzte der stattlich runde Bürgermeister dem Kommandanten des Jägerbataillons einen schäumenden Pokal voll Bier mit dem kühngereimten Spruch: „Trinkt diesen Schoppen recht energisch, der nächste ist schon württembergisch!“

Ich für meine Person tilgte in diesen Tagen vollends den kleinen Span, den auch ich mit schwäbischer Hartnäckigkeit wegen Tauberbischofsheim von 1866 her noch im stillen Herzen gegen die badischen Nachbarn hatte. Ebenso hoffe ich und bin überzeugt, daß die andern Schwaben an dem heilsamen Gegensatz der letzten kalten Elsäßerwochen zu dem unübertrefflich herzlichen und warmen Empfang in Baden das nötige lernten und fühlten, wie wir sogleich diesseits des Rheins bereits voll und ganz in der deutschen Heimat waren. Daher erschien es manchem unter uns etwas gesucht theatralisch, daß Einer, allerdings nicht gerade von den Hellsten, beim Erreichen der württembergischen Landesgrenze vom Pferd sprang und den harmlosen Grenzpfahl küßte. Bei aller herzlichen Liebe zur engeren Heimat waren unsere Herzen doch etwas weiter geworden, als daß wir nach Ueberschreitung und Passierung von so ganz anderen Grenzen eine solche Ueberschwänglichkeit noch entsprechend hätten würdigen können.

Ohne Zweifel gerade so gut gemeint, aber der kleineren und dürftigeren Ortschaften wegen stiller und einfacher war unser Empfang beim weiteren Zug über die Hochebene des württembergischen Schwarzwalds; und das hat uns zur Erholung Leibes und der Seele nur sehr gut gethan, bis wir bei

Oberndorfs berühmter Gewehrfabrik von Mauser das Neckarthal mit seinen freundlichen Städtchen wieder erreichten und der Jubel und Trubel des Triumphzugs von neuem in vollster Kraft anging.

Ueberaus festlich für alle, für mich aber persönlich und im Gedanken an die vielen tot zurückgebliebenen Freunde tiefbewegend war besonders der Einmarsch in die altehrwürdige Universitätsstadt Tübingen. Ihre krummen Gassen waren an diesem Tag im flatternden Fahnen- und Festschmuck auch einmal zur Abwechselung wirklich schön und jedenfalls malerisch. Von hier ging es durch den hochragenden Schönbuch vollends unserer Hauptstadt zu. Aber je näher wir kamen, um so häufiger waren auch in den festlich beflaggten und bekränzten Dörfern wie Waldenbuch oder Echterdingen die schwarzen Fahnen mit den Namen der gefallenen Söhne oder Brüder aus Stuttgarts 1ter Brigade und mahnten noch zum Schlusse, über der Freude auch der Opfer nicht zu vergessen, ohne deren Blut das große Ziel nicht erreicht worden wäre.]

Am Donnerstag den 29. Juni 1871, vier Wochen weniger als ein Jahr nach dem Ausmarsch, rückte die Division wieder in Stuttgart ein. Es war ein glänzendes Schauspiel, wie die drei Brigaden je auf verschiedenen Wegen von den Berghöhen in den rebenumkränzten Thalkessel hinabzogen, um dann gesammelt und stramm durch den betäubenden Jubel der Menge, über dem man die Glocken der Stadt kaum in nächster Nähe mehr hörte, und durch den flatternden Wald der Fahnen und Standarten an ihrem Königspaar stolzernst vorbei zu marschieren. Ein solcher dankbare Empfang durch die aus allen Landesteilen zusammengeströmten Volksgenossen war mit seinem unvergeßlich tiefen Eindruck das Ausgestandene und Geleistete wert.

Der darauf folgende Sonntag 2. Juli ermöglichte mir endlich noch, zu Ludwigsburg als dem Friedensmittelpunkt der 3ten Brigade mich von meiner Militärgemeinde und ihren in Masse mitanwesenden Angehörigen in der Garnisonskirche festlich zu verabschieden und in bewegtem Rückblick auf den hinter uns liegenden Krieg mit seinen wechselvollen Tagen, in mahnend frohem Ausblick auf die beginnende Friedenszeit des Einzelnen

und Ganzen meine Thätigkeit bei den Truppen abzuschließen. So hatte ich dieselben auch von mir aus wieder der Heimat und ihrer Kirche zurückgegeben und das Versprechen eingelöst, welches ich vor dem Ausmarsch in der Stuttgarter Garnisonskirche vor allem mir selbst geleistet, das Gelöbnis, allezeit in der Art, wie es für unseren feldgeistlichen Posten sich schickte, mitauszuharren nach dem schwäbischen Wahlspruch:

Furchtlos und treu.

Buch, in die Wirklichkeit des Krieges und einer Schlacht mit allen ihren Folgen für die Krieger sowohl wie für die bürgerliche Bevölkerung, die davon betroffen wird. Acht Auflagen, die bereits erschienen, bezeugen die ungewöhnliche Anziehungskraft dieses köstlichen Büchleins.

Ernste und heitere

Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers

im Jahre 1870/71

von **Karl Tanera,** Hauptmann.

4. Auflage. 1890. **Zwei Bände.** Geh. à 1 ℳ 80 ₰; eleg. kart. à 2 ℳ 40 ₰

Im Verlauf von 2 Jahren haben sich je drei starke Auflagen der beiden Bändchen von Tanera's **„Ernsten und heiteren Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Jahre 1870/71"** vergriffen, so daß nunmehr die **4. Auflage** nötig geworden ist. Der Verfasser, der im I. bayerischen Armeekorps die Schlachten der III. Armee von Anfang bis Ende des Feldzugs mitgeschlagen hat, hat nicht nur viel erlebt, sondern versteht auch trefflich zu erzählen. Die **„Magdeburger Zeitung"** schreibt:

„Fürwahr, wenn man diese Schilderungen liest (die von jeder Renommage „frei sind und sicherlich nur lautere Wahrheit enthalten), so begreift man und erkennt aufs Neue mit freudigem, patriotischem Stolze, wie die deutschen Waffen „überall siegreich sein mußten, d. h. da, wo eine verhältnismäßig schwächere, aber „todesmutige Schar einer bedeutenden feindlichen Übermacht gegenüberstand."

Erlebnisse eines freiwilligen Jägers

im Feldzug 1870/71

von **Oskar Leibig.**

2. Auflage. 1889. Eleg. geh. 2 ℳ 25 ₰; eleg. kart. 2 ℳ 80 ₰.

☛ Eine Rezension sagt über dieses Buch: „Was uns bisher fehlte, eine Beschreibung dessen, was der einzelne Mann in diesem Feldzug geleistet und gelitten, das wird uns hier geboten." Eine andere Besprechung nennt das Büchlein „ein beredtes Zeugnis von dem Geiste, der damals bei der gebildeten Jugend Deutschlands herrschte." Ein prächtiges Buch für Volksbibliotheken!

Erlebnisse eines rheinischen Dragoners

im Feldzuge 1870/71.

Von **Dr. Adolf Kayser.**

1889. 14 1/2 Bogen. Geheftet 2 ℳ; elegant kartonniert 2 ℳ 50 ₰.

☛ Wurde von Leibig versucht zu schildern, was der Infanterist ... 70er Kriege geleistet und gelitten hat, so erzählt in Dr. Kaysers Büchlein

n Kavallerist seine Erlebnisse. Des Verfassers Abteilung entdeckte . a. zuerst den berühmten Rechtsabmarsch der Franzosen, der ur Schlacht von Sedan führte.

Bei den Fahnen

des XII. (königlich sächsischen) Armeekorps.

Erinnerungen eines Angehörigen des 107. Regiments im Feldzug 1870/71.

Von **C. L. Hähnel.**

1889. Mit drei Plänen. Geh. 1 ℳ 60 ₰; eleg. kart. 2 ℳ 20 ₰.

Erlebnisse eines württembergischen Feldsoldaten

im Kriege gegen Frankreich und im Lazaret zu Paris 1870/71.

Von **Karl Geyer.**

1890. Mit Karte. 15 Bog. Geh. 2 ℳ 25 ₰; eleg. kart. 2 ℳ 80 ₰.

☛ Die beiden neuen Beiträge von Hähnel (über den Anteil der sächs. Armee) und von Geyer (über den der württemb. Armee) schließen sich den früheren Büchern über den 70er Krieg von Tanera, Leibig, Kayser würdig an. Geyer's Buch ist insofern von speziellem Interesse, als sein Verfasser (k. württ. Finanzrat und Hauptmann der Landwehr) in der Schlacht von Champigny verwundet in französ. Gefangenschaft fiel. Seine Mitteilungen aus dieser Zeit bilden den Schwerpunkt seines Buches, das überaus reich an Ueberraschendem ist und überall mit spannendstem Interesse gelesen werden wird.

Die vorliegende Sammlung von Erinnerungen von Feldzugsteilnehmern und -Augenzeugen bedarf keiner Empfehlung mehr. Anerkanntermaßen sind alle diese Bücher sich darin gleich, daß ihre Verfasser nicht nur viel erlebt haben, sondern auch zu erzählen verstehen. Sie ergänzen sich allesamt in glücklichster Weise, um dem heranwachsenden Geschlecht ein treues Stimmungsbild aus dem großen Jahre zu vermitteln, wie es eben nur die wahrheitsgetreue Schilderung des Selbsterlebten vermag. **In ihrer Gesamtheit bilden sie eine unvergleichlich lebensvolle Erinnerung an den großen Krieg und sind vor allem den Volks- und Schulbibliotheken geradezu unentbehrlich, ganz besonders aber auch geeignet zu Geschenken an Militärs, dann die reifere Jugend. Sie sollten in der Bibliothek keines Hauses fehlen, wo man an den nationalen Errungenschaften der 70er Jahre Freude hat!**

---

ein Kavallerist seine Erlebnisse. Des Verfassers Abteilung entdeckte u. a. zuerst den berühmten Rechtsabmarsch der Franzosen, der zur Schlacht von Sedan führte.

Bei den Fahnen des XII. (königlich sächsischen) Armeekorps.

Erinnerungen eines Angehörigen des 107. Regiments im Feldzug 1870/71.

Von **C. T. Hähnel.**

1889. Mit drei Plänen. Geh. 1 ℳ 60 ₰; eleg. kart. 2 ℳ 20 ₰.

Erlebnisse eines württembergischen Feldsoldaten

im Kriege gegen Frankreich und im Lazaret zu Paris 1870/71.

Von **Karl Geyer.**

1890. Mit Karte. 15 Bog. Geh. 2 ℳ 25 ₰; eleg. kart. 2 ℳ 80 ₰.

☞ Die beiden neuen Beiträge von Hähnel (über den Anteil der sächs. Armee) und von Geyer (über den der württemb. Armee) schließen sich den früheren Büchern über den 70er Krieg von Tanera, Leibig, Kayser würdig an. Geyer's Buch ist insofern von speziellem Interesse, als sein Verfasser (k. württ. Finanzrat und Hauptmann der Landwehr) in der Schlacht von Champigny verwundet in französ. Gefangenschaft fiel. Seine Mitteilungen aus dieser Zeit bilden den Schwerpunkt seines Buches, das überaus reich an Ueberraschendem ist und überall mit spannendstem Interesse gelesen werden wird.

Die vorliegende Sammlung von Erinnerungen von Feldzugsteilnehmern und -Augenzeugen bedarf keiner Empfehlung mehr. Anerkanntermaßen sind alle diese Bücher sich darin gleich, daß ihre Verfasser nicht nur viel erlebt haben, sondern auch zu erzählen verstehen. Sie ergänzen sich allesamt in glücklichster Weise, um dem heranwachsenden Geschlecht ein treues Stimmungsbild aus dem großen Jahre zu vermitteln, wie es eben nur die wahrheitsgetreue Schilderung des Selbsterlebten vermag. **In ihrer Gesamtheit bilden sie eine unvergleichlich lebensvolle Erinnerung an den großen Krieg und sind vor allem den Volks- und Schulbibliotheken geradezu unentbehrlich, ganz besonders aber auch geeignet zu Geschenken an Militärs, dann die reifere Jugend. Sie sollten in der Bibliothek keines Hauses fehlen, wo man an den nationalen Errungenschaften der 70er Jahre Freude hat!**

